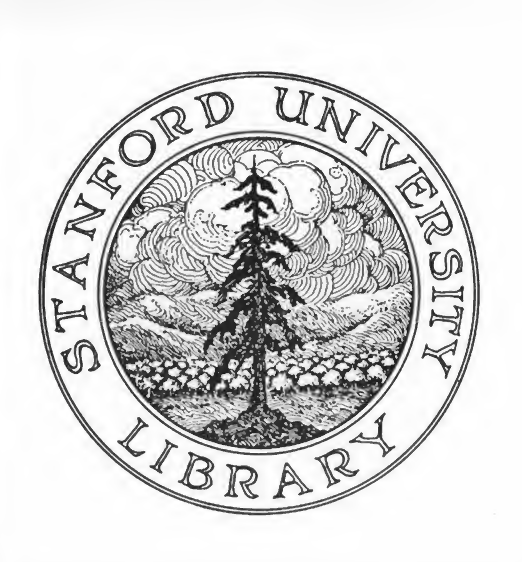
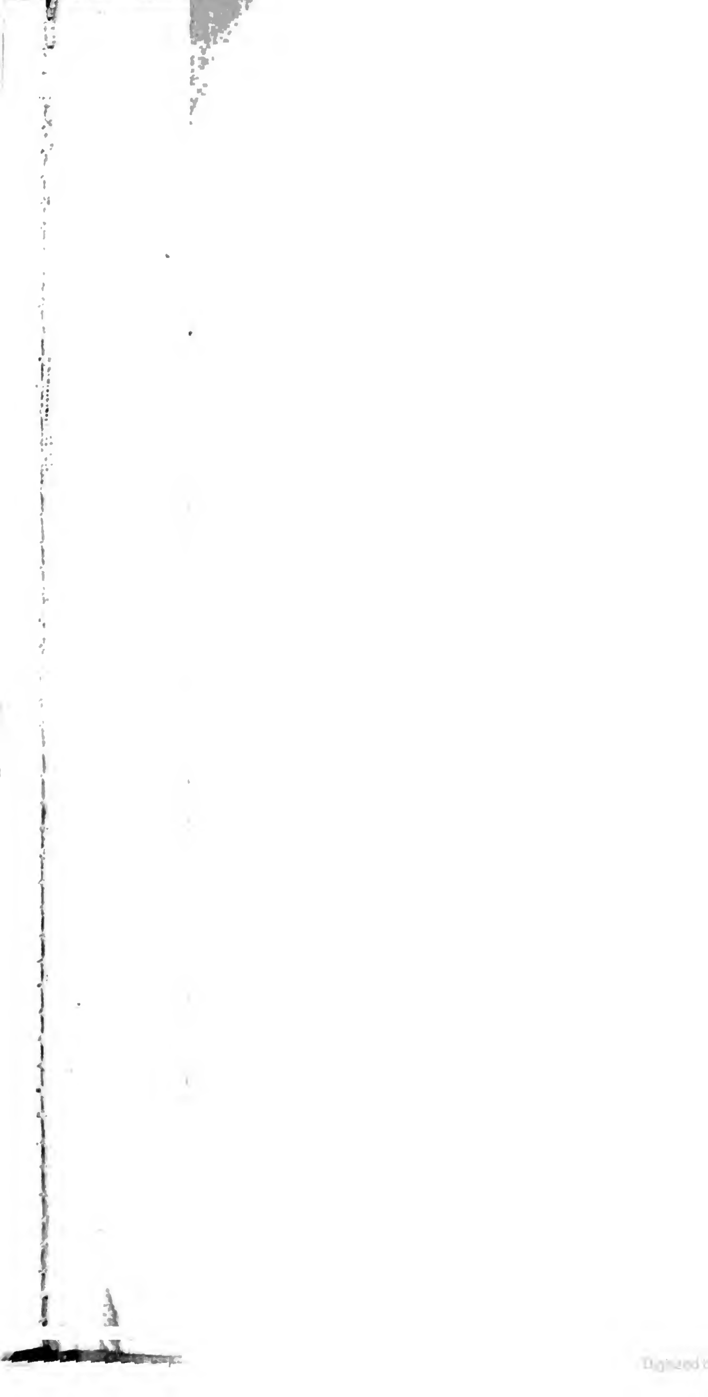
SÄMMTLICHE WERKE

Nicolaus Lenau, Anastasius Grün




STANFORD UNIVERSITY
LIBRARY

'Abgrund der Seligkeit' Göthe 3, 187.

Rud. Hildebrand.
1874.

E. Auerbach, der Weltschmerz mit besond. bez. auf N. Lenau: deutsche Abende (1867) 205 ff.

L.s sämmtl. Werke, mit e. biogr. Einl. von An. Grün, illustr. Ausg. 2 Bd. Stuttg. 1880 (402 u. 400 S., Musikbeil. 6 S.) 10 mit vorzügl. Bildern von L. u. s. Angehörigen, auch Facsimile-bildern von Häusern in denen L. gewohnt, auch s. Heilanstalten.



Niembsch - Lenau.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nikolaus Lenau's

[illegible]mtliche Werke

Anastasius Grün

[illegible]

Stuttgart

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

[illegible]74



Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nicolaus Lenaus

(Nicolaus Niembsch von Strehlenau.)

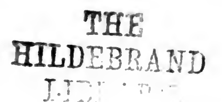
sämmtliche Werke.

Herausgegeben von

Anastasius Grün.

Mit dem Bildniß des Verfassers.

Erster Band.



Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1874.



Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorwort des Herausgebers.

Ein Werk der Liebe vermeidet nicht, sondern sucht die Schwierigkeiten, deren Ueberwindung ihre Hingebung bethätigen, ihr Verdienst begründen soll. Darum ist es für den Herausgeber der Werke Lenau's fast wie eine Beschämung, daß ihm seine Aufgabe bereits so wesentlich erleichtert vorlag. Der mäßige Umfang dieser Schriften, die Druckcorrectheit der noch vom Dichter selbst besorgten früheren Auflagen, seine sinnvolle Zusammenstellung des Einzelnen, die klare und reine Schrift der nachgelassenen Manuscripte, ließen dem Herausgeber nur wenig zu thun übrig; die Thätigkeit des letzteren mußte sich, nebst einer kleinen Nachlese, auf die zweckmäßige Anordnung und Eintheilung des Vorhandenen beschränken. Das wünschenswerthe Ebenmaß in der Vertheilung des Stoffes veranlaßte in den ersten zwei Bänden eine Abweichung von der bisherigen Reihenfolge der Abtheilungen; doch ist, mit thunlichster Berücksichtigung der chronologischen Ordnung, nur Stoffverwandtes näher zusammengerückt worden. Man wird es nicht mißbilligen, daß die bisher in den beiden Theilen der „Gedichte" zerstreuten größeren lyrisch-

epischen Dichtungen in einer eigenen Abtheilung vereinigt wurden. Hieran reihen sich in den folgenden Bänden die großen episch-dramatischen Arbeiten strenge nach der chronologischen Folge ihres Erscheinens. Als ergänzender Anhang zu den Gedichten des Nachlasses beschließt die Sammlung eine „Lyrische Nachlese," in welche manches in den letzten Auflagen Beseitigte und Vermißte um so unbedenklicher aufgenommen wurde, als sämmtliche Stücke bereits durch den Druck der Oeffentlichkeit vorliegen und deren Wiederabdruck sonach, ohne die Rücksichten für den Dichter zu verletzen, dem Wunsche seiner Leser, welchen manche derselben lieb und bedeutungsvoll geworden sind, entgegenkommen dürfte.

Der Herausgeber hat einer Aufforderung, welche mittelbar in seinen nahen Beziehungen zu dem verewigten Dichter, unmittelbar in der an ihn ergangenen Einladung der Verlagshandlung lag, vielleicht mit größerer Bereitwilligkeit als erfolgversprechendem Kunstberufe Folge geleistet, indem er sich mit den nachstehenden „Lebensgeschichtlichen Umrissen" auf ein schriftstellerisches Feld wagte, auf welchem er sich bisher nur als Fremdling ansehen konnte. Frei von dem Anspruche, ein biographisches Kunstwerk bieten zu wollen, war es seine Absicht und Aufgabe, in gedrängter Skizzirung für die Leser dieser Gesammtausgabe ein nicht zu umfangreiches, aber wahrheitgetreues und ähnliches Lebensbild des unvergeßlichen Dichters zu entwerfen und die gegenseitigen Beziehungen zwischen dessen Leben und Schriften annähernd zu vermitteln. Entfernt von

den gewöhnlichen Aufenthaltsorten des Dichters wohnend, konnte der Verfasser, ungeachtet der innigen und langjährigen Freundschaft, die ihn mit Lenau verband, über manche und wichtige Lebensmomente nicht als Augenzeuge berichten. Seine Erzählung war daher wesentlich auf die gewissenhafte Benützung der bereits veröffentlichten Quellen und freundlicher Privatmittheilungen angewiesen, ohne gelegenheitliche eigene Wahrnehmungen ganz auszuschließen. Für die ausführlichere Einflechtung seiner persönlichen Erinnerungen, so nahe die Versuchung dazu lag, schien ihm innerhalb der enggezogenen Grenzen einer kurzen Lebensskizze um so weniger der geeignete Raum und Ort, als die Natur derselben zur Festhaltung des Zusammenhanges eine breitere, memoirenartige Darstellung erfordert hätte. Der Maler begnügt sich, den Charakter des Gebirgszuges, welchen er darstellen will, mit seinem scharfgezeichneten Gipfel, seinen Einbuchtungen, Erhebungen und Absenkungen in treuen Umrissen anschaulich und erkennbar wiedergegeben zu haben, die weitere Ausbeutung und Hebung der pittoresken und Naturschätze dem Detailzeichner, dem Alpenwanderer, dem Botaniker, dem Mineralogen überlassend. Der Verfasser könnte sich nur Glück wünschen, wenn ihm das geistige Höhenbild, das er zu zeichnen hatte, im Sinne eines guten Landschafters gelungen wäre; er bescheidet sich gerne, daß bei einer so reichen Natur für den Literaturfreund, den Seelenforscher, den Arzt, ja selbst für persönlich Befreundete, welche jenen Lebenswegen auch in die Einzelnheiten zu folgen wünschen, noch immer ein

weites Feld zu Studien, zu Fragen und Forschungen offen steht. In letzterer Beziehung verweist der Herausgeber auf die bereits über Lenau erschienenen monographischen Werke und Aufsätze, aus denen auch er dankbar geschöpft hat und worunter J. G. Seidl und L. Kompert über die Jugend- und Studienzeit, L. A. Frankl über die verschiedenen Perioden und literarischen Beziehungen des Wiener Lebens, K. Mayer über die früheren, Emma Niendorf über die späteren Aufenthalte in Schwaben, B. Auerbach über die letzten Monate vor der Erkrankung die umständlichsten und dankenswerthesten Nachweisungen gaben. Aus den nächsten Quellen geschöpft und aus einem bedeutenden, mit Liebe und Ausdauer gesammelten Materiale hervorgegangen, ist das demnächst zu gewärtigende biographische Werk von A. X. Schurz, dem Schwager Lenau's, schon darum als eine erwünschte Ergänzung zu Lenau's Gesammtschriften zu bezeichnen, weil es die eigenen Briefe des Dichters, von denen einige in der That kleine Kunstwerke sind, in umfassender Sammlung zur Grundlage hat. So liegt ein Dichterleben vor uns, groß und reich genug, um Viele zu beschäftigen, zu groß und zu reich, um von einem Einzelnen erschöpft zu werden.

Oktober 1854.

Inhalt.

Nikolaus Lenau. Lebensgeschichtliche Umrisse . . . . Seite XI—XCVIII

Gedichte. Erstes Buch.

Seite

Sehnsucht.

An meine Rose 3
Reise-Empfindung 4
Nach Süden 5
Frage 6
Dein Bild 7
Ghasel 8
Das Mondlicht 8
Nächtliche Wanderung 9
Das Posthorn 10
Bitte 11
An die Ersehnte 12
Meine Braut 12
In der Wüste 13
Schilflieder 14
Winternacht 16
Stumme Liebe 16
Wandel der Sehnsucht 17

Erinnerung.

Leichte Trübung 17
Das todte Glück 18
Der trübe Wanderer 19
Unmuth 20
Zu spät! 20
Vergangenheit 21
An Fr. Kleyle 21
Einst und jetzt 23
Die Jugendträume 24
Die Felsenplatte 24
Nebel 26
An meine Guitarre 26
An einen Jugendfreund 27

Frühling.

Der Lenz 29
Liebesfeier 30

Seite

Der Gefangene 30
Asyl 33
Trauer 34
Frühlingsblick 34
Frühlingsgedränge 35
Liebe und Vermählung 36
Der Baum der Erinnerung . . 37
Frühlings Tod 37

Herbst.

Herbstgefühl 38
Herbstklage 38
Scheiden 39
Die Wurmlinger Kapelle . . . 40
Sommerfäden 41
Herbst 41
Herbstentschluß 42

Phantasien.

Die Zweifler 43
Glauben, Wissen, Handeln . 45

Haidebilder.

Himmelstrauer 49
Robert und der Invalide . . . 50
An die Wolke 52
Die Haideschenke 53
Ahasver, der ewige Jude . . . 57

Polenlieder.

In der Schenke 61
Der Maskenball 62
Der Polenflüchtling 64

Oden.

Abendbilder 67
Zuruf an meinen Geist 63

	Seite
Sehnsucht nach Vergessen	68
Am Bette eines Kindes	68
An der Bahre der Geliebten	69
Am Grabe Hölty's	69
Primula veris	70

Reiseblätter. I.

Wanderung im Gebirge	71
Die Heidelberger Ruine	75
Die schöne Sennin	78
Auf ein Faß zu Oehringen	79
Der Postillon	80
Die Rose der Erinnerung	82
Der Indianerzug	83
Die drei Indianer	86

Reiseblätter. II.

Der Urwald	87
An einen Baum	89
Verschiedene Deutung	89
Niagara	90
Das Blockhaus	91
Meeresstille	93
Sturmesmythe	93
Wandrer und Wind	94
Das Wiedersehen	95
Die Sennin	96
See und Wasserfall	96
Herbstgefühl	97
Ein Herbstabend	97

Atlantica.

Die Seejungfrauen	98
Meeresstille	100
Seemorgen	101
An mein Vaterland	102
Der Schiffsjunge	103

Leben und Traum.

Die Werbung	105
Der Schifferknecht	107
Marie und Wilhelm	108
Begräbniß einer alten Bettlerin	111
Die Waldkapelle	112
Der Raubschütz	114
Warnung im Traume	116

Vermischte Gedichte.

	Seite
Die Thränen	118
In der Krankheit	120
An die Melancholie	121
Einem Freunde ins Stammbuch	121
Vergänglichkeit	122
Zögerung	122
An eine Dame in Trauer	123
Einem Knaben	123
Abschied	124
Am Grabe eines Ministers	125
Der Indifferentist	126
In das Stammbuch einer Künstlerin	126
Unmögliches	127
Einem Ehrsüchtigen	127
Frage	127
Mein Stern	127
Der Selbstmord	128
Reiterlied	129
An J. Klemm	130
Zuflucht	131
Der Greis	131
Der Unbeständige	132
Abendheimkehr	133
Vanitas	134
Fragmente	135
Theismus und Offenbarung	136
Abmahnung	137
Warnung und Wunsch	137
Waldestrost	138
Der Unentbehrliche	138
An Fräulein Charlotte von Bauer	139
Schwärmer	139
An einen Langweiligen	140
Stille Sicherheit	140
Waldgang	141
Scheideblick	141
Bestattung	142
Lebewohl an Eugenie	142
Aus!	142

Vermischte Gedichte.

Neue Folge.

Laß mich ziehn!	143
Zweifel und Ruhe	144
Mein Herz	145
Lenz	145
Das Kreuz	146
Nüchterner Blick	146
Einem Autographensammler	146
Der Räuber im Bakony	147
Das Dilemma	148
Einem Freunde	148
Auf eine holländische Landschaft	149
Die Korybanten	149

Gedichte. Zweites Buch.

Gestalten.

	Seite
Der ewige Jude	153
Heloise	158
Der Schmetterling	159
Auf meinen ausgebälgten Geier	160
Der gute Gesell	163
Zwei Polen	165
Der traurige Mönch	169
Weib und Kind	171
Der Steyrertanz	171
Die drei Zigeuner	176
Die nächtliche Fahrt	177
Vision	180

Liebesklänge.

Am Rhein	181
An *	183
Der schwere Abend	183
Traurige Wege	183
Einsamkeit	184
Wunsch	185
Neid der Sehnsucht	185
Meine Furcht	186
Wunsch	187
An den Wind	189
An die Entfernte	189
Meine Rose	190
An *	190
Kommen und Scheiden	191
Liebesfrühling	191
Frage nicht	192

Sonette.

Frage	192
Jugend und Liebe	192
Der Salzburger Kirchhof	193
Nachhall	193
Die Asketen	194
Der Seelenkranke	194
Stimme des Windes	195
Stimme des Regens	195
Stimme der Glocken	196
Stimme des Kindes	196
Doppelheimweh	197
Einsamkeit	197
Palliativ	198

Vermischte Gedichte.

	Seite
Zueignung	199
Traumgewalten	200
Einem Greis	200
An die Biologen	201
Crucifix	202
Scheu	202
Heimathklang	202
Zuflucht	203
Zeiger	203
Frühlingsgrüße	204
An Luise	204
Täuschung	206
Tod und Trennung	207
An die Verstockten	208
Herbstlied	209
Schlaflose Nacht	209
An eine Wittwe	210
Auf eine goldene Hochzeit	211
An den Tod	212
Herbstlied	212
Vorwurf	213
Der Jäger	213
Lied eines Schmiedes	214
Ohne Wunsch	215
Mein Türkenkopf	215
Der Hagestolz	216
Der Schmerz	217
An den Frühling 1838	218
Das Lied vom armen Finken	219
Hypochonders Mondlied	221
Der offene Schrank	224
Prolog	225
An eine Freundin	227
Thränenpflege	229
An den Frühling	229
An ein schönes Mädchen	230
Der schwarze See	230
Das Roß und der Reiter	231
Die Blumenmalerin	232
Husarenlieder	233
An den Ischler Himmel im Sommer 1838	235
Der Kranich	236
Das dürre Blatt	237
Erinnerung	238
Gutenberg	238
An Agnes	239
Im Vorfrühling. Am Grabe E. Mikschiks	239
Bei Übersendung eines Straußes	239
Der einsame Trinker	240
Frühling	243
An die Alpen	243
Die Poesie und ihre Störer	245
Der Rationalist und der Poet	246
Passiver und aktiver Beifall	247

	Seite
Form	247
Irrthum	247
An einen Dichter	248
Zweierlei Vögel	248

Vermischte Gedichte.

Neue Folge.

Einem Gemüthskranken	249
An einem Grabe	249
Veränderte Welt	250
Naturbehagen	250
Trinksprüche	251
Studentenreise	251
Der arme Jude	252
Der kriegslustige Waffenschmied	254
Der Pechvogel	255
Der Kranke im Garten	256
Beethovens Büste	256
Am Sarge eines Schwermüthigen, der sich selbst den Tod gegeben	258
Die Drei	259
Welke Rose	260
Der fromme Pilger	260
Inneres Gericht	261
Die Nonne und die Rose	262
Das Kind geboren, die Mutter todt	262
Die Albigenser	262
Zweifelnder Wunsch	263
Die Bauern am Tissastrande	263

Waldlieder.

I. bis IX.	266—274

Größere lyrisch-epische Dichtungen.

Clara Hebert.

Ein Romanzenkranz.

Cisteron	277
Der nächtliche Gang	279
Der selige Abend	280
Blumengruß	283
Die Gewitternacht	285
Der alte Marko	289
Die Botschaft	290
Die Heimkehr	292
Die Sehnsucht	294
Der Ring	296

Die Marionetten.

Nachtstück.

Erster Gesang. Der Gang zum Eremiten	298
Zweiter Gesang. Lorenzo	299
Dritter Gesang. Antonio	303

Anna.

Nach einer schwedischen Sage.

I. bis V.	308—319

Mischka.

Mischka an der Theiß	319
Mischka an der Marosch	324

Johannes Ziska.

Bilder aus dem Hussitenkriege.

I. bis IX.	331—346

Nikolaus Lenau.

Lebensgeschichtliche Umrisse.

Wer es unternimmt, das Lebensbild eines geliebten dahingegangenen Freundes zu entwerfen, der prüfe vorerst sich selbst gar wohl, ob die Thräne im Auge seinem Blicke noch jene Klarheit gelassen, die auch den Schatten, dessen kein irdisches Dasein entbehrt, genau wahrzunehmen vermöge; er hüte sich aber auch davor, den Blick allzulange auf den dunkeln Stellen haften zu lassen, denn das übermäßige Streben, unparteiisch zu erscheinen, macht gar oft ungerecht und unwahr und kann selbst die Liebe unabsichtlich auf jene Abwege führen, welche sonst nur von der absichtlichen Tadelsucht betreten werden. Mögen diese Blätter sich von solchem Fehler rein erhalten und das Auge der Wahrheit hier zugleich immer das Auge der Liebe bleiben.

Wie mächtigen Einfluß die äußern Lebensgeschicke auf den innern Menschen, dessen Entwickelung, Fortbildung und Gestaltung jederzeit nehmen mögen, so dürften doch kaum bei einem Andern die innigen Wechselwirkungen des Außen-, des Gemüths- und Geisteslebens in solchem Grade vorwalten, ja, bis zu einer solchen gegenseitig sich durchdringenden Unauflösbarkeit verschmolzen sein, wie bei dem Dichter Lenau. „Meine sämmtlichen Schriften sind mein sämmtliches Leben" sagt er selbst bezeichnend in einem seiner Briefe; und in der That, wer sein Leben nicht kennt, der wird den Schlüssel zum Verständnisse mancher seiner Dichtungen vermissen, und umgekehrt werden diese oft auf die düstern Schatten seiner Lebenspfade ihre warmen Schlaglichter werfen müssen. Aber auch dann wird Manches noch unerklärt und unerklärbar bleiben; die menschliche Seele hat Tiefen unnahbarer Einsamkeit, in welche sie selbst dem vertrautesten Freundesauge das Eindringen verwehrt. Das Unglück aber, welches sich an menschliches Erdenwallen hängt und welches auch dem Leben, das wir hier zu schildern haben, ein so grauenhaft treuer Begleiter war, ist trotz seiner Härte meistens so geschmeidig und gefügig, daß es gar bald Miene und Gewand des von ihm Betroffenen annimmt, ja sich mit dem Individuum so völlig identificirt, daß man zittern muß, die Linie zu nehmen, wo

die Mißgunst des Geschickes aufhört und das persönliche Verschulden beginnt, und daß es sehr oft ganz unentscheidbar bleibt, ob der Schmerz wirklich der aufgedrungene Beherrscher, oder nur der halbwillkommene Diener einer Menschenseele war. Mit Wehmuth und Trauer sehen wir dieses uns so theure Dasein in seinem Untergange die alte, jeden menschlichen Stolz so tief demüthigende Lehre erneuern, wie schattenhaft ohnmächtig der Titanentrotz selbst des glänzendsten und tapfersten Menschengeistes im Conflikte mit den geheimnißvollen, ewig unbezwinglichen Naturgewalten! Darum vermesse sich auch der Stärkste nicht, die oft unbeachtet in unentdeckbarer Verborgenheit lauernden Mächte zu wecken und zu reizen; sie brechen nur zu oft ungerufen aus ihren unheimlichen Verstecken.

Nikolaus Franz Niembsch Edler von Strehlenau, als Dichter Nikolaus Lenau genannt, ward am 13. August 1802 zu Csatad (sprich Tschatad), einem Dorfe unweit Temeswar in Ungarn, geboren, wo sein Vater, Franz v. Niembsch, als Beamter der dortigen königlichen Kameralherrschaft damals angestellt war, nachdem er die kriegerische Laufbahn, die er in einem Kavallerieregimente begonnen, bald wieder aufgegeben hatte. Dessen Gattin, die Mutter unseres Dichters, hieß Theresia Maigraber und stammte aus einer angesehenen Bürgerfamilie zu Ofen, welche sich daselbst eines stattlichen Haus- und Landwirthschaftsbesitzes mit bedeutenden Weingärten zu erfreuen hatte. Das Geschlecht der Niembsche, dessen unzweifelhaft slavischer Name dennoch, besonders in der älteren Schreibart Niemtz, zugleich auf germanischen Ursprung hinweist (niémetz. nemaz: der Deutsche), soll aus der preußisch-schlesischen Stadt Strehlen herstammen, muß jedoch damals schon seit mehreren Generationen in Oesterreich ansäßig geworden sein, zu dessen Heere es bereits von Periode zu Periode wackere Krieger aus seiner Mitte gestellt hatte. Zu letzteren zählt der Großvater Lenau's, Joseph von Niembsch, zuletzt k. k. Oberst und Kommandant der Haupt-Monturs-Commission zu Stockerau bei Wien. Dieser war es auch, welcher die Anerkennung und Erneuerung des zwar unzweifelhaften, aber bei dem Abgang aller Dokumente, die vielleicht bei der Familienübersiedelung verloren gegangen waren, nicht mehr urkundlich nachweisbaren älteren Adels der Niembsche, bei dem Kaiser Franz nachsuchte und erwirkte, bei welchem Anlasse der greise Krieger, wahrscheinlich mit Beziehung auf den alten Wohnsitz seines Hauses, das Adelsprädikat: „von Strehlenau" erwählte. Die Erörterung: ob, wie behauptet worden, eine ältere Verwandtschaft zwischen der Familie v. Niembsch und jener, gleich-

falls schlesischen, der Grafen v. Niemptsch bestehe? wollen wir den Genealogen von Beruf überlassen.

Die Ehe des Lenau'schen Elternpaares, obschon aus Liebe, in blühendster Jugend und nach ausdauernden Kämpfen gegen Schwierigkeiten und Hindernisse mannigfacher Art geschlossen, kann eine glückliche nicht genannt werden. Franz v. Niembsch hatte aus dem halbmüßigen Garnisonsleben den ihm anklebenden Hang zu soldatischer Ungebundenheit im außerdienstlichen Verkehre, ungeschmälert an den häuslichen Herd mitgebracht; der strengen Fesseln der Disciplin entledigt, ließ er sich's nicht angelegen sein, die minder wahrnehmbaren, aber doppelt geheiligten Fesseln einer freiwilligen Disciplin der Seelen, welche allein die Flamme des ehelichen Glückes lauter und ungeschwächt bewahrt, innig verstehen und gründlich beachten zu lernen. Unbezähmte Neigung zu Zerstreuungen und abenteuerndem Herumstreichen, Hang zu edelmännischem Groß- und Wohlleben, endlich die verderbliche Leidenschaft des Spieles führten ihn von Schritt zu Schritt auf die bedauerlichsten Abwege. So geschah es eines Tages, daß er, von dem Bette seines todkranken ältesten Töchterleins nach Temeswar um ärztliche Hülfe abgesendet, dort des Zweckes seiner Fahrt in sinnbetäubender Spielwuth vergaß, bis die ganze mitgebrachte Geldsumme im Kartenspiel verloren war! Selbst der bald darauf erfolgte Tod dieses, übrigens unrettbaren, Kindes vermochte ihn nicht zur Aenderung seiner ungeregelten Lebensweise. Auch mit dem Gelöbnisse ehelicher Treue nahm der leichtsinnige Mann es nicht mehr genau und Thatsache ist es, daß einer jener allzudienstfertigen Hausfreunde, an deren Sohlen sich so oft der sittliche Zerfall des Familienlebens heftet, dem längst schon Unwürdiges ahnenden, tiefleidenschaftlichen Weibe, welches zudem eben gesegneten Leibes ging, die augenfällige und sonach zweifellosete Gewißheit von der Untreue des Gatten verschaffte. Solche Erlebnisse mußten den sehr gewagten Bau eines ehelichen Glückes, das nur in seiner Persönlichkeit den ganzen Halt hoffen und suchen durfte, allmählig untergraben und ihm das Herz einer Gattin entfremden, deren weiches empfindungsbedürftiges Gemüth sich immer mehr daran gewöhnen sollte, Trost und Ruhe, Befriedigung und Glück einzig und allein bei ihren Kindern zu finden. Wohl ist Kindersegen ein großer Reichthum, aber es mengt sich ein bitterer Tropfen darein, wenn das unschuldige Kind nebst dem was es selbst gilt, auch noch statt eines Andern gelten, für den schuldbeladenen Urheber seiner Tage Ersatz bieten soll. Ein Mutterherz, das solchen Ersatz suchen muß, wird in seinen Anforderungen an das Kind, dem es selbst Alles gewährt, leicht zu ungestüm

und vielbegehrend werden und, weil es unersättlich ist, meist auch unbefriedigt bleiben. — Wir mußten jener traurigen Vorgänge im häuslichen Leben etwas ausführlicher erwähnen, weil sie uns erklären, wie Lenau's Mutter in schmerzhafter Erregtheit und tiefnistendem Grame ihre Jugendtage verlebte, und weil sie uns zu der Annahme berechtigen, daß unser Dichter wohl schon im Mutterleibe das erste Gepräge jener tiefen Melancholie empfangen habe, deren Stempel er durch's ganze Leben auf seiner schönen und edeln Stirne tragen sollte.

Franz v. Niembsch hatte, durch andauernde Kränklichkeit veranlaßt, seinen Dienstposten aufgegeben und war mit seiner Familie nach Ofen übersiedelt, wo er im Frühling 1807, erst 29 Jahre alt, an der Auszehrung starb. Seiner Ehe mit Therese Maigraber entsprossen vier Kinder, wovon eines, das oben erwähnte Töchterchen Magdalene, dem Vater im Tode bereits vorangegangen war, die übrigen, Therese, unser Nikolaus und eine zweite Magdalene beide Eltern überlebten. Gleich nach dem Tode ihres einzigen Sohnes hatten die sich nun doppelt vereinsamt fühlenden, in Wohlhabenheit lebenden Großeltern, der Oberst Joseph von Niembsch und dessen Gemahlin, eine geborne Freiin von Kellersberg, an die Wittwe das beherzigenswerthe Anerbieten gerichtet, die Enkel in den eigenen Haushalt zu übernehmen, und für deren Unterhalt und Erziehung fortan Sorge zu tragen. Mag dieser Antrag seitens der Großmutter, welche hiebei das vermittelnde Organ war und welche uns als ein aristokratisch entschiedener Charakter geschildert wird, vielleicht in zu herrisch-überlegenem Tone gestellt worden sein oder mag er einfach an der übergroßen Zärtlichkeit der Mutter, welche sich von ihren Kindern, insbesondere von ihrem Lieblinge Niki (Nikolaus) nicht zu trennen vermochte, gescheitert sein, kurz, derselbe blieb für dießmal unerfüllt. Dieses Scheitern hatte aber auch das Ausbleiben der großelterlichen Unterstützungen, deren Gewicht gerade in der jetzigen Lage der Familie nicht verkannt werden konnte, zur unmittelbaren Folge. Auf ihr eigenes, nicht übergroßes Vermögen und die zeitweiligen Beihülfen ihrer nächsten Verwandten beschränkt, widmete sich Lenau's Mutter mit aller Sorgfalt und Liebe in fast dürftiger Zurückgezogenheit der Pflege und Erziehung ihrer Kinder; erst später (1811) brachte das durch den Tod ihrer eignen Mutter ihr zugefallene Erbtheil einige Erleichterung in die finanzielle Lage der jungen Wittwe. Hiebei muß hervorgehoben werden, daß Nikolaus in jeder Beziehung, ja selbst in allen Einzelnheiten der Kost und Wartung, immer der bevorzugte, ja fast verhätschelte Liebling blieb, welchem nicht leicht ein Wunsch abgeschlagen und jeder Fehltritt nur mit der zartesten,

beileidvollsten Schonung verwiesen werden durfte. Dieser erhielt zu Ofen den ersten Unterricht in den deutschen und lateinischen Schulen und zwar mit dem besten Erfolge. Auch die musikalischen Anlagen des Knaben empfingen hier die erste Unterweisung durch den Pfarrschullehrer Joseph Czerny, welcher ihm als Lehrer für die Violine bestellt wurde. Leider gebrach es diesem Lehrer an der richtigen Methode und der Erfolg blieb daher ein kaum nennenswerther. Erst viel später (1820) erlangte Niembsch seine Ausbildung auf diesem Instrumente durch den Virtuosen Joseph v. Blumenthal. Dagegen machte der etwa zwölfjährige Knabe überraschende Fortschritte im Guitarrespiele, das er (1814) unter Anleitung eines gewissen Godenberg begann. Noch als Grammaticalschüler unternahm er mit einem Studiengenossen, Nikolaus Klauzál, Spaziergänge, ja sogar eine heimliche Donaufahrt unter Guitarrespiel. Später in Tokai lockten seine Guitarrenklänge ganze Mädchenschaaren hinter ihm her. Doch genügte ihm dieses angenehme Instrument nicht auf die Dauer; er fand es in späteren Jahren zu beschränkt und nicht zureichend für den vollen Ausdruck seiner musikalischen Empfindungen und beseitigte es gegen die viel tonreichere und ausdrucksfähigere Violine. Jener Godenberg scheint eine durchaus poesievolle Natur gewesen zu sein und auf den Knaben Nikolaus großen Einfluß geübt zu haben. Von ihm erlernte dieser am Vogelherde, wohin er ihn oft begleitete, seinen eigenthümlichen kunstvollen Lippenpfiff, dessen reiche Modulationen und reinen Klänge selbst musikalische Hörerkreise oft in Bewunderung und Entzücken hinrissen.

Wie schon der Keim der Pflanze den künftigen Baum vorgebildet in sich birgt, so liegt meist schon im Kindesleben eines bedeutenden Menschen dessen künftige Entwickelung und Gestaltung wahrnehmbar vorgezeichnet. Die Wittwe v. Niembsch hatte, zunächst wohl aus ökonomischen Rücksichten, auf der sogenannten Generalswiese nächst Ofen mit den Kindern ein Haus bezogen, welches, ursprünglich eine Kapelle und erst neuerlich zum Wohnhause umgestaltet, mitten in einem ehemaligen Kirchhofe lag. Diese Umgebung konnte eines mächtigen Eindrucks melancholisch-religiöser Färbung auf das empfängliche Gemüth eines Knaben nicht verfehlen, in welchem durch eine weibliche Erziehung, die überdies von einer in Unglück und Entsagung schwergeprüften Mutter ausging, der religiöse Sinn vorwiegend geweckt und genährt wurde. So kam es, daß Nikolaus, wie uns ein naher Verwandter des Dichters* erzählt, „als Kind ungemein fromm

* A. X. Schurz, in dem kurzen lebensgeschichtlichen Abrisse: „Nikolaus Lenau" im „Album österreichischer Dichter." Wien 1849.

und gottesfürchtig war. Er betete tagtäglich sein Morgen- und Abendgebet mit tiefster Inbrunst. Ein Hauptvergnügen für ihn war, von einem zum Altare hergerichteten Stuhle die Messe zu lesen, wobei ihm seine um anderthalb Jahre ältere Schwester ministriren mußte. Noch als Mann sprach Niembsch mit Entzücken von der wahrhaft himmlischen Seligkeit, die ihn durchströmte, als er das erstemal rein wie ein Engel von der Beichte ging.“ Es kann uns nicht mehr überraschen, daß dieser Knabe, welcher zum Spiel Messe liest, nachdem er Mann und Dichter geworden, von Unglück, wirklichem sowohl, als vermeintlichem, gebeugt, seinen forschenden Blick noch immer auf das Ueberirdische, Göttliche, festgerichtet behält, mit Vorliebe dogmatische Stoffe zu seinen größeren Dichtungen erwählt und die Erhebung und Befreiung der Menschheit auf religiösen Bahnen suchen muß. Für die nachhaltende Macht jener Jugenderinnerungen kann die Scene „der nächtliche Zug“ in Lenau's Faustdichtung als dichterische Urkunde gelten; die melancholische Atmosphäre des einstigen Kirchhofs, auf welchem der Knabe spielte und aufwuchs, blieb in zauberischer Verklärung, blumenduftig und mondbeglänzt über der ganzen Poesie unseres Dichters gebreitet. — Dieser Knabe war auch ein leidenschaftlicher Vogelsteller geworden und die Einsamkeit des Vogelherdes, der abgeschiedene Verkehr mit der Natur und den sie bevölkernden Geschöpfen hatte schon früh in das Kindesherz die ersten Keime zu jener liebevollen Beobachtungsgabe, jenem innigen Verständniß und jener scharfen Kennzeichnung gepflanzt, welche später zur vollen Blüthe entwickelt, als unübertroffene Natursymbolik eines der hervorragendsten Elemente Lenau'scher Poesie bildeten. Das Aufwachsen in einem durchaus weiblichen Familienkreise, in welchem der Knabe Nikolaus sich bald als das einzige männliche Wesen fühlen lernte, mochte schon damals, wie er sich an physischer Kraft überlegen sah, das Bewußtsein einer auch geistigen Ueberlegenheit in ihm geweckt haben, das ihn auch später und allerdings mit gutem Rechte durch's Leben begleitete. Die zärtliche Zuvorkommenheit einer jeden Wink ihres Lieblings erlauschenden und verwirklichenden Mutter dürfte es unabsichtlich wohl mitverschuldet haben, daß jener, gewohnt, die kleinen Ereignisse eines Jugendlebens stets seinem Willen dienstbar zu sehen, bald und fortan den Widerspruch gegen diesen nicht zu ertragen vermochte; ja, diese Gewohnheit, ohne eigenes Zuthun die Dinge gemächlich an sich heran kommen zu lassen, um alle seine Wünsche erfüllt zu sehen, mag die tiefere Wurzel zu einem Charakterzuge unseres Dichters gelegt haben, den wir als den Urquell der meisten Leiden, die ihn im Leben betroffen, ansehen müssen — soweit nämlich diese durch menschliche Willenskraft abwendbar waren;

— wir meinen: die Unschlüssigkeit, den Mangel an fester Selbstbestimmung den äußern Lebensverhältnissen gegenüber, an eingreifender Thatkraft, gepaart mit der richtigen Erkenntniß und Benützung des rechten Augenblickes. „Ich habe es verpaßt!“ sprach Lenau selbst in einer spätern Stunde der Selbstschau; ein Wort voll erschütternder Wahrheit und furchtbarer Bedeutung in seinem Leben. Daß eine überaus strenge und darum äußerst ängstliche Gewissenhaftigkeit an seiner Unentschlossenheit und Zweifelsucht einen gar wesentlichen Antheil hatte, wird unser ethisches Gefühl zwar befriedigen, unsere Zuneigung und Theilnahme steigern müssen, vermochte aber leider nicht die folgenschweren Wirkungen von seinen späteren Geschicken abzuwenden. — Von dieser liebevollen Mutter, an der auch er mit der innigsten und aufopferndsten Liebe bis zum Tode hing, hat er dagegen auch alles, was ihn geistig reich und groß gemacht hat und dem lebenden und künftigen Geschlechte werth und theuer erhalten muß, den reinen Sinn für das Hohe und Schöne, die Weichheit und Tiefe der Empfindung, die sittliche Strenge und tiefsinnige Schwermuth, und, wie er selbst anerkannte, die fruchtbare und leicht erregbare Phantasie. Vom Vater scheint er nur den unstäten Hang des Ortswechsels in der edleren Form drängender Wanderlust geerbt zu haben. Religion und Kunst sind in ihren Quellen sich nahe verwandt; bei beiden bildet der ordnende Verstand nur das Geäste, die Auszweigung; Mark und Wurzeln aber stammen und nähren sich aus dem Gemüthe. Da die Frauen, die Mütter zunächst es sind, welche das kindliche Herz bilden und pflegen, die zarten Hände sich zum Gebete falten lehren, Auge und innern Sinn auf das Anmuthige und Erhabene in Natur und Leben lenken, so wird es uns erklärbar, daß so viele Heroen der Kirchen- und Kunstgeschichte die Richtung auf das Höhere, Edlere, Heilige von ihren Müttern empfingen. Der geistvolle Frankl* macht auf die physiologisch noch nicht genug gewürdigte Erscheinung aufmerksam, „daß künstlerisch begabte Naturen in wunderbarem Antagonismus meist das schöpferische Vermögen dem empfangenden Theile der Eltern danken.“ Wir möchten darin eher eine Analogie, denn einen Antagonismus erblicken, wenn wir in Betracht ziehen, daß gerade der künstlerische Zeugungsproceß auf eine nähere Verwandtschaft mit dem „empfangenden Theile der Eltern“ hinweist, indem der zündende Funke, die befruchtende Idee meist unwillkürlich und plötzlich von außen empfangen wird, das Kunstwerk selbst aber, bevor es an's Tageslicht tritt, wie die Leibesfrucht erst im Innern, man möchte fast sagen:

* L. A. Frankl, „Zu Lenau's Biographie.“ Wien 1854, S. 11.

unter dem Herzen, ausgetragen, ausgebildet und gezeitigt werden muß. Zugleich scheint uns der psychologische Weg der geeignetere, um der Lösung jenes Problems näher zu rücken, ohne die Rührung abzustreifen, welche uns ergreift, wenn wir die Künstlerseele von ihren Triumphen in liebevoller Erinnerung dankbar an das Mutterherz zurückeilen sehen.

Die noch junge anmuthvolle Mutter unseres Dichters hatte, mehrfache Bewerbungen zurückweisend, sich endlich mit einem Arzte, Dr. Vogel, wieder vermählt und war mit diesem und den Kindern nach Tokay übersiedelt. Niembsch verlebte dort sein fünfzehntes und sechzehntes Lebensjahr und schilderte diese Jahre immer als die glücklichsten seines Lebens. In seinem Munde, wie in seinem Lied, lebte unversiegbar die Erinnerung an jene Stunden und jene Gegenden

„In dem Lande der Magyaren,
Wo der Bodrog klare Wellen
Mit der Tissa grünen, klaren,
Freudig rauschend sich gesellen,
Wo auf sonnenfrohen Hängen
Die Tokayertraube lacht."

(I, 319.)

Dort vollendete Niembsch die beiden Studiengänge der Rhetorik und Poesie unter der Leitung eines wenig älteren Privatlehrers, Joseph v. Kövesdy, welcher ihm allmählig inniger Freund wurde, wie er bereits der erklärte Verehrer seiner älteren Schwester Therese war. Die Prüfungen wurden am nächstgelegenen Gymnasium zu Ujhely mit dem glänzendsten Erfolge abgelegt. Um diese Zeit soll Kövesdy aus Anlaß eines Briefes, welchen Niembsch dem auf kurze Zeit Abwesenden geschrieben hatte, dem talentvollen Briefsteller in einem an dessen Mutter gerichteten Schreiben eine ruhmreiche Zukunft geweissagt haben.

Die wiederholten Bemühungen der Großeltern, sowohl an die leidenschaftliche Mutter, als an den ruhiger erwägenden Stiefvater gerichtet, hatten, nachdem auch die Anforderungen ihres durch Kinder aus zweiter Ehe vermehrten Haushaltes fühlbar gesteigert waren, endlich den Erfolg, daß jene sich, wiewohl widerstrebenden und blutenden Herzens zu dem Opfer einer Trennung von ihren Kindern erster Ehe, insbesondere von ihrem Nikolaus, entschloß und dieselben der Obhut der Großeltern übergab. Doch nicht lange ertrug die gefühlvolle Frau diese Trennung; bald vermochte sie ihren Gemahl zur Uebersiedelung nach Preßburg, um dadurch ihren Kindern in Wien näher zu rücken. — So kam Nikolaus v. Niembsch im Herbst 1819

nach Wien, um daselbst den philosophischen Studien obzuliegen. Er wohnte in einem Privat-Kosthause, machte jedoch häufig Besuche bei den Großeltern in Stockerau, wo er regelmäßig auch die Ferienzeiten zuzubringen pflegte. Bei einem dieser Ausflüge (zu Weihnachten 1820) lernte Niembsch im Hause der Großeltern seinen nachmaligen Schwager Anton Schurz kennen und achten. Die Bewerbung des Letzteren um Herz und Hand Theresens v. Niembsch fand, nachdem deren erster Verehrer Kövesdy eines frühen Todes verblichen war, kein Hinderniß und die Vermählung hatte am 21. August 1821 statt. Unter Niembschens Studiengenossen, mit denen ihn derselbe Hörsaal vereinte und schon damals in, wiewohl nur flüchtige, Berührung brachte, nennen wir zunächst Eligius Freiherrn v. Münch-Bellinghausen (Friedrich Halm) und J. G. Seidl. Letzterer hat seine Erinnerungen aus dieser Zeit in einem lesenswerthen Aufsatze zusammengestellt,* dem wir hier nur die Bemerkung entnehmen, daß der „blasse, dunkelhaarige, schon damals düster schauende Niembsch" nicht Student war, „wie wir Uebrigen, die wir einen praktischen Lebenszweck vor Augen hatten, und daher mit gewissenhafter Aengstlichkeit innerhalb der ausgesteckten Grenzen uns bewegten, sondern mehr als Liebhaber oder als Gast, der nur das, was ihm eben mundet, mit vollen Zügen schlürft, und Alles, was ihn anekelt, mit unverhohlenem Mißbehagen bei Seite schiebt." Dieser Mangel einer entschiedenen Richtung auf das streng Praktische bezeichnet Niembschens ganze Studien-, ja, seine ganze Lebenszeit. Aus der Zahl seiner damaligen Professoren müssen wir die beiden Namen Weintridt (Religionswissenschaft) und Remboldt (Philosophie) hervorheben, weil sie, ohne gerade nachweisbaren Einfluß auf Lenau's spätere Richtungen geübt zu haben, Lehrfächer vertraten, denen dieser mit der Zeit eine große Vorliebe und gründliche Studien widmete. Beide genannte Männer wurden bald darauf „allzufreisinniger Tendenzen" wegen, von ihren Lehrstühlen enthoben. Auch der wunderliche, aber ehrenfeste Biedermann Anton Stein (Philologie), der gründliche Kenner des classischen Alterthums und vielleicht noch gründlichere Hasser und Verfolger aller Tabakraucher, bleibe nicht unerwähnt; Niembsch, der aus seiner Ungarheimath nebst einem geläufigen Latein, das er in seltener Reinheit sprach, auch die leidenschaftliche Vorliebe für das narkotische Duftkraut mitgebracht hatte, mußte darüber mit dem ihm sonst wohlgewogenen Professor manchen ergötzlichen Strauß bestehen.

Nach zurückgelegten philosophischen Studien (im Herbste 1821) sollte Niembsch nach dem Wunsche der Großeltern sich den Rechts-

* „Nikolaus Lenau. Erinnerung aus meinem Leben" in Frankl's Sonntagsblättern, 1848, Nr. 5.

wissenschaften in Wien widmen und zum Staatsdienste ausbilden, während er selbst, angezogen durch die größere Kürze der in Ungarn eingeführten Lehrkurse, sich zum ungarischen Rechte hinneigte, das er in dem nahen Preßburg, wo zudem seine geliebte Mutter wohnte, am bequemsten zu absolviren hoffte. Stockerau, wo Niembsch eben seine Ferienzeit zubrachte, gab die Entscheidung. Ein vielleicht nicht in der schonenden mütterlichen Art ausgesprochener Verweis der Großmutter, als Niembsch von einem glücklichen Vogelfange in etwas verwildertem Anzuge mit allzulautem Jubel in das Empfangzimmer eingestürmt war, verletzte diesen so empfindlich, daß er nach einer kurzen Expectoration über „unerträgliche Tyrannei" augenblicklich das Haus verließ und nach Preßburg eilte, zu nicht geringer Ueberraschung seiner dortigen Anverwandten. Dieses an sich unerhebliche Begebniß, dessen Folgen durch die von dem freundlich vermittelnden Schurz'schen Ehepaare angebahnte Versöhnung mit den Großeltern bald wieder glücklich beseitigt wurden, schien darum erwähnenswerth, weil es den jungen Niembsch uns zum erstenmal im Conflikte mit der Außenwelt zeigt, welchen er weder zu versöhnen noch zu besiegen weiß, und weil es von seiner großen Reizbarkeit und zugleich Widerstandslosigkeit Zeugniß giebt. Statt die hier obwaltende Kluft der Charakterverschiedenheiten durch standhafte Geltendmachung und Entwickelung dessen, was in seinem eigenen Charakter Gewinnendes, Edles und Würdiges lag, versöhnend auszufüllen, entzieht er sich der ersten Disharmonie trotzig durch die Flucht.

Das selbstgewählte, in Preßburg kaum begonnene ungarische Rechtsstudium wurde bald wieder verlassen und mit jenem der Landwirthschaft vertauscht. Schon im Herbst 1822 finden wir Niembsch auf dem Wege nach der vom Erzherzog Karl auf seinen Gütern errichteten Ackerbauschule zu Ungarisch-Altenburg, in dessen Nähe, nach dem Städtchen Wieselburg, die treue Mutter ihm bald nachfolgte. Um diese Zeit scheint der dichterische Funke in Lenau's Brust zuerst gezündet zu haben; damals entstanden die ersten, uns leider nicht aufbewahrt gebliebenen Versuche seiner Muse. In Altenburg lernte Niembsch einen seiner theuersten Jugendfreunde, Fr. Kleyle, kennen, welchem er später das schöne Gedicht Bd. I, S. 21 dieser Sammlung widmete. Kleyle's früher Tod trennte jedoch schon nach wenigen Jahren den schönen Freundesbund.

Auch die Landwirthschaft besaß nicht jenen Zauber, welcher den unstäten Wissensdrang des jugendlichen Dichters dauernd zu fesseln vermocht hätte. Schon nach Jahresfrist (im Herbste 1823) wandte er sich von ihr ab und den deutschen Rechtsstudien zu; er ging zu diesem Zwecke, abermals in Begleitung seiner Mutter, nach Wien

zurück. Hier oblag er durch drei Jahrgänge (1824—1826) den juridischen Wissenschaften nach dem für die Erblande vorgeschriebenen Studienplane, bis er plötzlich zur Medicin übersprang, von welcher er, gleichfalls an der Wiener Hochschule vier Jahrgänge (1827—1830) zurücklegte. An dem so oftmaligen Wechseln der von Niembsch gewählten Berufsstudien hatte der feurige Drang, sich in möglichst vielen Fächern des Wissens umzusehen, gewiß einen löblichen und kaum geringeren Antheil, als die ihm innewohnende schwankende Unentschiedenheit in praktischen Lebensfragen. Die Studienzeugnisse waren, dem Talente des jungen Dichters angemessen, immer befriedigend, oft sogar glänzend; der Gewinn an Kenntnissen aus so mannichfaltigen Wissensfächern ein überaus reicher; dennoch bleibt es gewiß, daß Niembsch sich keinem dieser Studien mit jenem ausdauerndem Eifer hingab, welcher dem Studirenden eigen wird, der in der gewählten Fachwissenschaft den vielverheißenden Baum des Lebens sieht, von dessen Zweigen er einst die nährende Frucht des täglichen Brodes oder den selteneren Kranz des Ruhmes zu pflücken denkt. Um so emsiger pflegte Niembsch seine dichterischen Anlagen welche sich um diese Zeit und im Umgange mit gleichstrebenden jungen Männern immer mächtiger zu entwickeln begannen. Dennoch blieb Niembsch, ganz gegen den Brauch junger Poeten, vorwiegend in sich verschlossen und wenig mittheilsam mit seinen dichterischen Erzeugnissen; nur wenigen näher Befreundeten gelang es, ihm einzelne Mittheilungen abzuschmeicheln, oder gar in äußerst seltenen Fällen deren Druck zu vermitteln. So fand das erste, unter seinem wahren Namen erschienene Lied „die Jugendträume" (I, 24) in J. G. Seidl's Taschenbuche „Aurora" für 1828, und das erste, mit dem Pseudonym Nikolaus Lenau bezeichnete Gedicht: „Glauben, Wissen, Handeln" (I, 45) durch Vermittlung des Verfassers dieser Lebensskizze, in K. Spindlers „Damenzeitung" 1830, den Weg in die Oeffentlichkeit. Die Form seiner damaligen Poesien mahnte noch theilweise an ältere Vorbilder, insbesondere an Hölty und Klopstock, denn noch war es dem jungen Dichter nicht ganz gelungen, deren bewältigenden und ganz vorzüglich bei Hölty durch tiefinnere Verwandtschaft liebgewordenen Einfluß abzustreifen und seinen Schöpfungen das entschiedene Gepräge selbstständiger Eigenthümlichkeit aufzudrücken. Der Inhalt derselben trug, wie auch die äußere Erscheinung und Haltung des Dichters, schon damals die Färbung sanfter aber tiefer Melancholie, großer sittlicher Strenge und eines tiefen Hasses und Trotzes gegen jede Art von Unterdrückung und Tyrannei. In politischer Beziehung gehörte er mindestens zu den Malkontenten und trug sich schon damals mit Auswanderungsplanen; sein idealer Republikanismus erblickte in

den Vereinigten Staaten Nordamerika's das Land der Verheißung; zu den politischen gesellten sich allmählich auch künstlerische Motive, um den innern Zug nach jenen überseeischen Gestaden noch zu steigern. Das später gesungene Abschiedslied eines Auswandernden (Bd. I, S. 124) hörte man schon damals, nur in etwas derberen Kraftausdrücken, durch seine mündlichen Aeußerungen vorklingen. Unter den näheren Freunden und Bekannten Lenau's aus jener Studienperiode nennen wir J. Klemm, dem das sinnvolle Gedicht Bd. I, S. 130 gewidmet ist, Adolf v. Herz, den witz- und theilnahmvollen Poetenfreund, J. G. Seidl, Halirsch, Bauernfeld, Dräxler-Manfred, v. Braunthal, Fr. Witthauer, G. v. Frank, Kaltenbäck, v. Herrmannsthal, Badenfeld (Eduard Silesius), Auersperg (A. Grün) u. m. A., dann den Polen Nikolaus Boloz v. Antoniewicz, dessen „Abschied aus Galizien" Niembsch ins Deutsche übertrug und von dem er manche Anregungen zu den feurigen „Polenliedern" (I, 61 u. ff.) empfing, welche in der nachfolgenden Erhebung Polens noch reichere Nahrung finden sollten. Ihr gewöhnlicher Sammelplatz war das damals neueröffnete sogenannte „silberne" Kaffeehaus in der Plankengasse (nach dem Eigenthümer kurzweg auch „der Neuner" genannt), dessen Lage fast im Mittelpunkte der inneren Stadt es zu dem geeignetsten Vereinigungsorte der in dem großen Wien und dessen Vorstädten zerstreut und entfernt wohnenden Freunde gemacht hatte. Einerseits die entschiedene Abneigung des damaligen Regierungssystems gegen die lebendigere Regsamkeit aufstrebender Geister und gegen jede Art von Vereinswesen, insbesondere wo es literarischen oder politischen Tendenzen gelten konnte; andrerseits das unabweisbare Bedürfniß des Ideen- und Meinungsaustausches unter strebsamen jugendlichen Gemüthern, welche die gleiche Geistesrichtung vereinigte, hatten zu dem unverfänglichen Auskunftsmittel geführt, den freien Besuch und die geselligen Freuden eines öffentlichen Vergnügungsortes zum Anknüpfungs- und Vermittlungspunkte für einen lebendigen geistigen Verkehr zu wählen, welcher Allen, ursprünglich wünschenswerth, allmählich überaus lieb, ja ganz unentbehrlich wurde. An die kleine Freundeschaar schloß sich durch die einem solchen Kreise inwohnende Anziehungskraft allgemach, theils bleibend, theils vorübergehend, fast Alles an, was die Kaiserstadt an einheimischen Berühmtheiten und jüngeren Kräften in Literatur und Kunst aufzuweisen oder die Fremde an ausgezeichneten Söhnen eben nach Wien gesendet hatte. So zählten im Laufe der Jahre nebst den bereits Genannten Fr. Grillparzer, v. Zedlitz, Bolza, Raimund, L. Löwe, J. N. Vogl, C. W. Huber, v. Feuchtersleben, Dr. Hock, H. v. Levitschnigg, M. v. Löwenthal, Ferd. Wolf, L. A. Frankl,

Deinhardstein, Castelli, v. Karajan, F. Stelzhammer, Graf Heussenstamm, v. Schober, v. Littrow, Dr. Görgen, Dr. Seligmann, M. v. Enk, C. G. v. Leitner, Jos. Deßauer, J. Fischof, Otto Nikolai, Carl Evers, Fr. v. Schwind, Jos. Danhauser, Dr. Haltaus, v. Holtei, Alex. Graf v. Württemberg, die Dänen Joh. Martensen und Bornemann, die Schweden Böttiger und Hagberg nebst vielen Andern zu den Gästen des „Neuner" und größerntheils zu den Freunden oder doch Bekannten unseres Dichters. Nebst Karten-, Schach-, oder Billardpartien, nebst Kaffee und langer Pfeife, für die Niembsch eine große Vorliebe hatte, bot ein Besuch des silbernen Kaffeehauses die Gewißheit des Zusammentreffens mit alten Bekannten oder mit hervorragenden Persönlichkeiten aus der Nähe und Ferne, und die nie getäuschte Aussicht auf heiteres Scherzgespräch oder ernstere interessante Erörterungen. Das silberne Kaffeehaus blieb seit den Studienjahren bis zu seiner unheilschweren Erkrankung Lenau's geselliges Hauptquartier in Wien; dort verbrachte er regelmäßig seine Nachmittagsstunden mit dem Billardspiele, in welchem er durch Eleganz und Kunstfertigkeit als Meister glänzte, oder in geistvoller Conversation, bisweilen auch bei unfreundlicherer Stimmung in trübem Hinbrüten, aus dem langen Pfeifenrohre mächtige Wolken blasend. Dem heiteren Scherze war er keineswegs abhold, und obschon selber in treffenden Spott- und Witzworten kein Fremdling, lauschte er doch lieber schweigend dem muthwilligen Treiben der Andern und ließ sich von den neckischen Göttern des Humors und der Satyre stilllächelnd umgaukeln. Als in der spätern Lebensperiode des Dichters einmal davon die Rede war, daß Wien durch den Censur- und Polizeidruck nachgerade ein unerquicklicher Aufenthalt werde und besser mit irgend einem anderen außerhalb Oesterreichs zu vertauschen wäre, nickte Lenau dem Sprecher im Wesentlichen zwar beistimmend zu, schloß das Gespräch aber mit der bezeichnenden Bemerkung: einen Neuner gebe es doch nirgend mehr und diesen würde er überall schwer vermissen. Dieses Kaffeehaus ward die Wiege manches Lenau'schen Liedes, mancher Stoff war ihm hier zugeflogen, so u. A. die Erzählungen zu dem „traurigen Mönch" (I, 169), und zu „Anna" (I, 308) aus dem Munde des Schweden Hagberg. Auf solche Weise knüpfte sich für die Geschichte der Literatur in Oesterreich an den unscheinbaren Rahmen eines Kaffeehauses manche anziehende Erinnerung und schwebt um dessen profane Räume gewissermaßen der Nimbus einer akademischen Glorie.

Zwei betrübende Ereignisse, welche in die letzten Studienjahre des Dichters fallen, zogen den düstern Schleier der Melancholie noch enger über seinem Haupte zusammen. Das erste war die gewaltsame

also nun nicht [illegible] Art!

Lösung des Herzensbundes, den Niembsch mit einem armen, aber schönen Mädchen, Namens Bertha ......, geschlossen. Die ihm durch Beweise gewordene Ueberzeugung, daß er seine erste Liebe an eine seiner durchaus Unwürdige weggeworfen habe, löste das in unbefangener Herzensüberwallung und allzurascher Hingebung angeknüpfte, durch Zeit und Gewohnheit zur größten Vertraulichkeit gediehene Verhältniß; aber der Riß, den die bittere Enttäuschung in dem so fein organisirten Gemüthe des Dichters zurückgelassen, war ein bleibender, unheilbarer. Sein Stolz war aufs Empfindlichste verletzt, sein Vertrauen schmählich betrogen, die tiefsten Abgründe seines so überaus reizbaren Naturells aufgewühlt und empört worden, Es war der allerbitterste Kelch, der dieser zartbesaiteten Seele auf ihren ersten Lebenswegen geboten werden konnte, daß ihr dort, wo sie des Höchsten und Heiligsten sicher schien, als innerster Kern einer blendenden Hülle, das Gewöhnliche und Gemeine entgegentrat.

„Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt,
Das bleibt auf ewig dir ins Mark gesenkt,"

sang er noch nach Jahren mit unverkennbarem Bezuge auf seine eigene Lage. Auch sonst lassen viele Stellen in seinen Gedichten (darunter: „Das todte Glück" I, 18, „Unmuth" I, 20, „Nebel" I, 26, „Der Baum der Erinnerung" I, 37, „Sommerfäden" I, 41, „An die Wolke" I, 52, „Sehnsucht nach Vergessen" I, 68 u. a.) uns einen ahnenden Blick in die ganze Tiefe dieser Seelenwunde werfen, deren Blutung nimmermehr zu stillen war.

Das zweite Ereigniß war der Tod seiner edeln treuen Mutter, die im Oktober 1829 in den Armen ihres Lieblings verschied, nachdem er ihr in langen und schmerzhaften Leiden ein unermüdlicher Wärter und Pfleger gewesen. Des mächtigen Einflusses, den diese eben so geistvolle als unglückliche Frau mit ihrem Reichthum an Liebe und Leidenschaft auf unsern Dichter geübt, geschah bereits früher Erwähnung. Sie erlebte des Sohnes Ruhm nicht mehr, aber der allegorische Traum „Glauben, Wissen, Handeln," den er ihr vorlas, machte ihr viel Freude. Von der tiefen Wehmuth und seelenvollen Trauer, welche der edle Sohn dem Andenken dieser Mutter widmete, sind uns in dessen Gedichten (man vgl. u. A. „Der Seelenkranke" I, 194, „Zuflucht" I, 203, „Der offene Schrank" I, 224, dann im „Faust" die Scenen: „Der Abschied" II, 61 und „Der Traum" II, 72) eben so zahlreiche als rührende Zeugnisse aufbewahrt geblieben. Das unvergänglich theure Bild dieser sterbenden Mutter, welche in ihrem tief religiösen Sinne Kraft und Geduld für ein furchtbares Leiden fand und deren den Sohn dankbar segnende Hand noch

himmelan wies, blieb noch über's Grab hin nicht ohne Einwirkung auf dessen spätere religiös-dichterische Richtung.

Unmittelbar vor der letzten medicinischen Prüfung, welche Niembsch für das Schuljahr 1830 ablegen sollte, geschah es, daß er durch allzuangestrengtes Studiren, — „Niembsch studirte, daß ihm der Schädel dampfte" erzählt sein „Schwestermann" Schurz — bedenklich erkrankte und in eine völlige Abspannung der Geistes- und Körperkräfte verfiel. Eine Erholungsreise in die wiederkräftigende Gebirgsluft wurde vom Arzte dem Patienten angerathen und in Gesellschaft seines Schwagers Schurz, durch den unser Dichter schon auf früheren Ausflügen zuerst in die österreichische Alpenwelt eingeführt worden war, baldigst angetreten. Das schöne oberösterreichische Salzkammergut und darin das von dem ehrwürdigen Dichter Schleifer bewohnte Schloß Ort nächst Gmunden am Traunsee war das Ziel der Reise, welche die leidende Gesundheit des Dichters bald wieder herstellte, seinem Gemüthe durch die erfahrene herzliche Gastlichkeit und Geselligkeit ungemein wohlthat und seine poetischen Anschauungen mit neuen Bildern bereicherte.

Im September desselben Jahres verlor Niembsch, kaum nach Wien rückgekehrt, seine 86jährige Großmutter Katharina v. Niembsch, welche seit dem Ableben ihres Gemahls, des k. k. Obersten, in einer Vorstadt Wiens ihren Aufenthalt genommen hatte. Dieser Todesfall führte dem Enkel einiges Vermögen zu, welches dessen äußere Unabhängigkeit wenigstens auf einige Zeit zu sichern versprach. Bald lebten die alten Auswanderungsgedanken wieder auf und eben so bald wurde die Abreise beschlossen. Ob er nach dem Rathe der Freunde vorerst auf einer deutschen Universität das medicinische Doctorat nehmen oder sogleich directe nach Amerika steuern wolle, darüber scheint er selbst bei der Abreise noch ungewiß gewesen zu sein. Schwer fiel ihm der Abschied (Juni 1831) von den Freunden, am schwersten von seiner geliebten Schwester Therese, deren Thränen er in einem Brieflein zu trocknen versuchte, worin er u. A. versichert: „Ich verspreche Dir, daß ich nichts Außerordentliches unternehmen werde, daß ich mein Vaterland nicht auf immer verlasse, so lange Du darin lebst, und daß ich die Erde nicht verlassen möchte, ging es mir auch noch so schlecht, so lange Du sie mir durch Deine Liebe verschönst." — Der wanderlustige Dichter lenkte seine Schritte zuerst in das ihm aus früherer Bekanntschaft liebgewordene Gmunden, wo er im Familienkreise des gemüth- und charaktervollen Dichterpatriarchen Schleifer, im Anblick und Genusse der großartigen Alpenwelt, deren bewältigende Schönheiten und Schrecken ihm, dem rüstigen Bergsteiger, nun in unmittelbare Nähe gerückt waren, schöne und genuß-

reiche Stunden voll der nachhaltigsten Eindrücke verlebte. Seine erste Besteigung des Traunsteins schildere uns der Dichter selber. „Vorgestern," so schreibt er aus Gmunden vom 3. Juli 1831 an Schurz, „hab' ich den Traunstein bestiegen. Um 6 Uhr Morgens fuhr ich von Gmunden zu Wasser ungefähr fünf Viertelstunden nach der Lanauerstiege. Meine Begleiter waren Hansgirgl und seine Schwester Nani, er ein rüstiger Gemsenjäger, sie eine hübsche blauäugige Dirne. Wir stiegen aus und die steilen Stufen hinan. Schon am Fuße des Berges hat mich eine Art Freudenrausch ergriffen, denn ich ging voraus und kletterte die Stiege mit solcher Eilfertigkeit hinauf, daß mir der Jäger oben sagte: „Das ist recht! so halt! weil Sie da herauf so gut kommen sind, werden Sie auf den Traunstein wie ein Hund hinauflaufen." — Und es ging trefflich, in drei Stunden waren wir oben. Welche Aussicht! Ungeheure Abgründe in der Nähe, eine Riesenkette von Bergen in der Ferne und endlose Flächen. Das war einer der schönsten Tage meines Lebens; mit jedem Schritte bergan wuchs mir Freude und Muth. Ich war begeistert. Wenn mir mein Führer sagte, jetzt kommt eine gefährliche Stelle, so lachte ich, und hinüber ging es mit einer Leichtigkeit, die ich bei kaltem Blute nimmermehr zusammenbrächte, und die mir jetzt am Schreibtische unbegreiflich vorkommt. Meine Zuversicht stieg mit jedem Schritte; ganz oben trat ich hinaus auf den äußersten Rand eines senkrechten Abgrundes, daß die Nani aufschrie, mein Jäger aber frohlockte: „Das ist Kuraschi! Da ist noch keiner von den Stadtherrn außitreten!" — Der gute Kerl wollte mich bereden, in Gmunden zu bleiben noch einige Zeit, er würde mich dann mitnehmen auf die Gemsenjagd. — Bruder, die Minute, die ich auf jenem Rande stand, war die allerschönste meines Lebens; eine solche mußt Du auch genießen. Das ist eine Freude! Trotzig hinabzuschauen in die Schrecken eines bodenlosen Abgrunds und den Tod heraufgreifen sehen bis an meine Zehen, und stehen bleiben und so lange der furchtbar erhabenen Natur ins Antlitz sehen, bis es sich erheitert, gleichsam erfreut über die Unbezwinglichkeit des Menschengeistes, bis es mir schön wird, das Schreckliche: Bruder, das ist das Höchste, was ich bis jetzt genossen, das ist ein Vorgeschmack von den Freuden des Schlachtfeldes! Ich jauchze, wenn ich daran zurückdenke. Wenn Du nach Gmunden kommst, geh zum Jagerhiasl hinterm Traunstein; sein Sohn Hansgirgl soll Dich auf den Traunstein führen und Dir jene Stelle zeigen; da tritt hinaus und denke dann in der seligsten Minute Deines Lebens an mich, Du wirst mich dann noch mehr lieben!" —

Am 9. August 1831 traf Niembsch in Stuttgart ein, welcher Stadt er zunächst seinen Besuch zugedacht hatte sowohl in der Aus-

sicht auf den geistigen Verkehr mit den hervorragendsten Kräften des schwäbischen Dichterkreises, als in der Hoffnung, für seine eigenen dichterischen Erstlinge, die er mittlerweile geordnet und gesichtet hatte, in der dortigen J. G. Cotta'schen Buchhandlung einen achtbaren Verleger zu gewinnen. Ueber Lenau's damaligen Stuttgarter Aufenthalt schrieb G. Schwab unterm 11. Februar 1832 an den Herausgeber, der sich seit Kurzem der persönlichen Befreundung mit diesem liebenswürdigen Dichter und Gelehrten zu erfreuen hatte: „Ich lebte inzwischen im frischen Andenken an Ihren mir so theuren und nur allzukurzen Umgang durch die innigen Freundschaftsbande, welche ich mit dem edeln Ungarn und herrlichen Dichter Niembsch, der sich durch einen mündlichen Gruß von Ihnen bei mir einführte, geknüpft habe. Niembsch lebte drei volle Monate (August bis Anfang Novembers) hier und deren zwei in meinem Hause; er sah Uhlanden wiederholt in Tübingen und gibt durch meine Vermittlung seine Gedichte (ein sehr mäßiges, aber — wie Sie am besten wissen — sehr gehaltvolles Bändchen) bei Cotta heraus." Die Widmung dieser Gedichtsammlung an G. Schwab war das schönste Gastgeschenk, das der scheidende Dichter im Hause des Gastfreundes zurücklassen konnte. Diese bezaubernden Dichtungen, in welche ihr Verfasser durch höchst eigenthümlichen tiefergreifenden Vortrag seine ganze Seele zu gießen wußte, verbunden mit der überaus anziehenden persönlichen Erscheinung des Dichters, gewannen diesem bald die Herzen Aller, mit denen er in Berührung kam. Nebst Schwab, dem Muster der edelsten Geselligkeit und Gefälligkeit, und Uhland, dem Manne von wahrhaft antiker Einfachheit und Größe, gehörten der warm- und treuherzige Geisterseher Justinus Kerner, der zartfühlende Karl Mayer, den Niembsch selbst „ein wahres Freundesgenie" nennt, die trefflichen Brüder Paul und Gustav Pfizer, der ritterlich feurige Graf Alexander von Württemberg, der greise Geheimerath Hartmann, „der alte Herr mit seinem schönen Ernst und seinem wirthlichen Schatten der Augenbrauen," dann Professor Reinbeck und dessen Gattin Emilie, in deren Hause Niembsch während seiner späteren Besuche Stuttgarts jederzeit die gastlichste Aufnahme fand, bald zu den innigsten Freunden und Vertrauten des Dichters. W. Menzel, Hofkaplan Grüneisen, Legationsrath Kölle, Dr. Hauff, der eben in Stuttgart anwesende K. Egon Ebert, der Maler Louis Mayer (Bruder des Dichters), denen sich später v. Sternberg, der religiöse Dichter Albert Knapp, der Prediger Hofacker, Groß-Hoffinger, Dr. Nork, Dr. Ehrenbaum, Hermann Kurz, F. Dingelstedt, Levin Schücking u. A. anreihten, erweiterten im Laufe der Zeit den Kreis seiner dortigen Befreundungen oder doch Berührungen. So ward das freundliche Schwaben mit

seinen einfach biedern Männern und seinen sittig sinnigen Frauen unserm Dichter dauernd eine zweite Heimath, ein liebes, geistiges Vaterland, in welches ihn nach kurzer Trennung die bald erwachende Sehnsucht immer wieder zurückführte. Seine Muse fand dort stets den fruchtbaren, freien Boden wieder, welcher ihr bei den bekannten Verhältnissen in der wirklichen Heimath bisweilen unter den Füßen zu schwinden schien. Wenn Niembsch auch nicht immer die Meinungen und Richtungen seiner schwäbischen Freunde theilte, wenn sich seine schroffe Eigenthümlichkeit bisweilen in oppositionellem Gegensatze zu ihnen befand, wenn Einige und gerade die Bevorzugtesten unter ihnen bei dem schwankenden Unbestande der Stimmungen und Neigungen unseres Dichters bisweilen mit Recht über Vernachlässigung zu klagen hatten, wenn mitunter ein arglos ausgesprochenes Wort sein so zartbesaitetes Gemüth, dessen Reizbarkeit er in dem Gedichte „Leichte Trübung" (I, 17) selbst belauscht hatte, tagelang verstimmen konnte, so brach doch die alte Neigung mit aller Weichheit und Wärme seines Gefühls bald wieder versöhnend hervor, und Alle blieben ihm unverbrüchlich mit der innigsten Achtung und Anhänglichkeit, theilweise mit wahrhafter Aufopferung, zugethan bis zum Ende. Und in der That haftete an der persönlichen Erscheinung Lenau's, in welcher sich der begeisterte Seher und tiefsinnige Dulder vereinigte, fast noch mehr als an den Werken seines Genius der Zauber einer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit, welcher Jeden mit sich fortriß, der in seine Kreise getreten war, und allmählich jenen, immer zahlreichere Anhänger zählenden Lenau-Cultus herbeiführte, in welchem sich vorzüglich Frauen hervorthaten, gleichsam um das durch den Tod unterbrochene Werk der Mutter, deren Lebensaufgabe sie geerbt zu haben schienen, halb unbewußt aber gleich liebevoll wieder aufzunehmen und fortzusetzen. So edel der Entstehungsgrund, so tiefschön der Sinn dieses Dichtercultus gewesen sein mochte, so stehen wir doch an, ihn einen segensreichen zu nennen, denn wir sehen zuletzt unsern Dichter, durch die allzusorgliche Pflege doppelt empfindlich gegen die rauhere Außenwelt geworden, unmittelbar aus den Händen der Liebe in den Abgrund des grauenvollsten Elends gleiten. —

Aber auch ein edles weibliches Herz war dem Dichter während seines Aufenthaltes in Stuttgart zugefallen; Musik, die göttliche Bezwingerin der Herzen, stand dem einfach schüchternen Mädchen unabsichtlich bei, des Dichters Herz zu gewinnen, wie Poesie ihm das ihrige bereits gewonnen hatte. Insbesondere übte der seelenvolle Vortrag der herrlichen „Adelaide" im Munde des holden Mädchens einen mächtigen, sein Lebensmark süß erschütternden Eindruck auf Niembsch

dem der ihm geistig verwandte Meister längst schon als der echte Messias der neueren musikalischen Aera galt;

„Den ich höchst als Meister ehre
Nebst dem schroffen Urgebirge
Und dem gränzenlosen Meere"

sang Lenau einige Jahre später mit Bezug auf Beethoven. (Man vergleiche „Beethovens Büste" I, 256, und das gleichfalls spätere Gedicht „An Luise" I, 204.) War ein weibliches Wesen je geschaffen, ein irdisches Dasein zu beglücken, so war es dieses herrliche Mädchen, welches mit einem blühenden, äußerst anmuthigen Aeußern die edelsten Vorzüge des Geistes und Gemüthes, vielseitige und tiefe Bildung in reichster Frische in sich vereinigte. Die Neigung war, obschon keine ausdrückliche Erklärung stattfand, eine innige, gegenseitige. Es ist ein zwar unersprießlicher, weil nunmehr unfruchtbarer, aber doch nicht zu unterdrückender Wunsch, der Dichter möchte doch dieß einemal, als das verkörperte Lebensglück ihm sichtbar so nahe stand, die sichere Kraft der Selbstbestimmung geübt und mit klarem Zukunftblick einen Entschluß gefaßt haben, geeignet, die trübe Vergangenheit in Vergessenheit zu senken und die Dämonen des Unheils auf immer zu bannen! Aber mag er nun sich selbst nicht mehr für fähig solchen Glückes gehalten oder gewissenhafte Bedenken getragen haben, ein ihm theures Wesen an seine eigenen vermeinten Unglückspfade zu fesseln, genug, er entschloß sich zu der ihm näher liegenden Passivität des Entsagens. Er selbst läßt sich darüber in Briefen an K. Mayer vernehmen; so unter 1. December 1831: „Auch noch ein Sonnenblick der Liebe fiel in mein krankes Herz, in mein unheilbares:

Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt,
Das bleibt auf ewig dir ins Mark gesenkt."

und später am 6. Jänner 1832 in Heidelberg: „Ich war noch einmal bei Lotte, habe von ihr einen Eindruck mitgenommen, der mein ganzes Wesen durchdrungen hat auf ewig, das fühl' ich," dann am 12. Jänner 1832: „Ich liebe das Mädchen unendlich. Aber mein innerstes Wesen ist Trauer und meine Liebe schmerzliches Entsagen," und endlich am 21. Jänner: „Niederkämpfen werd' ich die Liebe nicht; das war nur eine eingebildete Pflicht der Melancholie, die Pflicht, ein Mädchen, welches zu heirathen ich nicht entschlossen bin, nicht nur vor der Welt, sondern auch vor meinem Herzen frei zu geben, gleich als würde die Ruhe des Mädchens schon durch eine stille Liebe gestört. Nein, ich will diese Liebe bewahren, sie soll mir mein

Leben verschönen für alle Zeit." K. Mayer aber, der sinn- und liebreiche Beobachter und Vertraute fügt bei: „Mich umfaßte damals ein unendliches Mitleid mit seiner weichgeschaffenen Seele. Ich wußte nicht, welcher Wellenschlag sie auch jetzt in einem so entscheidenden Augenblick hindere, sich einem für Glück erkannten Ziel zuzuwenden; aber ich sah, die innern Schwankungen konnten mit dem Hindernisse nicht fertig werden; die Kluft zwischen seinem Herzen und dem Glück trat mir, ohne daß ich um das Warum? gefragt hätte, in überwältigender Macht vor die Seele." * Lenau's scharfer Geist wäre der motivirten Antwort auf dieses Warum? gewiß nicht ausgewichen, der Erfolg aber konnte kein anderer sein; der künftige Dichter der Skepsis war bereits deren Adept den selbsteigensten Lebensfragen gegenüber; der Beruf zur Skepsis aber schließt den Beruf zum Glücke unerbittlich aus. — Auf den Schwingen des Liedes trug der Dichter seine Liebe bewahrend in das Reich unvergänglicher Erinnerung (vgl. die Gedichte: „Unmögliches" I, 127, „Mein Stern" I, 127, „Waldgang" I, 141, „Scheideblick" I, 141); in den „Schilfliedern" (I, 14), welche dem holden Gegenstand derselben im befreundeten Kreise die Benennung „Schilflottchen" verschafften, säuselt die süße Wehmuth jener Tage in melodisch beruhigten Tonwellen an unsrer feierlich ergriffenen Seele vorüber:

„Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein süßes Nachtgebet!" —

Im November 1831 begab sich Niembsch, der in dem zerstreuenden Stuttgarter Leben doch endlich an die Wiederaufnahme und Vollendung seiner medicinischen Studien zu denken begann, nach Heidelberg, um an der dortigen Universität bis zum Frühjahre zum Doctor zu promoviren. Neben den medicinischen Studien ergab er sich dort mit Eifer der philosophischen Lektüre und Forschung, und schloß vertraute Bekanntschaft mit den größten Denkern der älteren und neueren Schulen; vorzüglich vertiefte er sich in Spinoza's Schriften. Sein grübelnder Scharfsinn suchte auf allen Bahnen des Wissens die Lösung seiner folternden Zweifel, denen bereits die treuesten Freunde, wie Schwab, Kerner, Mayer, mit den Waffen der Liebe und des Humors erfolglos zu Leibe gerückt waren. Die Jurisprudenz, nur positive Resultate für's bürgerliche Alltagsleben eröffnend, war, wie früher die allzunüchterne Landwirthschaft, bald

* Nikolaus Lenau's Briefe an einen Freund, herausgegeben von Karl Mayer, Stuttgart 1853. S. 73 u. ff.

beseitigt worden; die Medicin an der tastenden Hand der Empirik versprach nur grobsinnliche Erfolge; spekulative Philosophie dagegen, welcher später die Dogmenwissenschaft zu Hülfe kommen sollte, verhieß lohnendere Aussichten ins Gebiet des Uebersinnlichen und der Dichter versenkte sich immer mehr in deren unabsehbare Tiefen. In dem Gedichte: „Der Unbeständige" (I, 132) ist dieses unstäte Stöbern nach wissenschaftlichen Fährten dichterisch gezeichnet. Von seinem Leben in Heidelberg wußte Niembsch den Freunden wenig Erfreuliches zu berichten. Das dortige Klinikum fand er äußerst arm an lehrreichen Krankheitsfällen, so daß er seinem Zwecke, praktische Medicin zu lernen, kaum irgend näher komme. Zudem werde seine Seelenverstimmung von Tag zu Tag ärger und beginne auch merklich auf seinen Körper zu reagiren. — Ausflüge zu den Freunden in Waiblingen (K. Mayer) und Weinsberg (J. Kerner), in Tübingen (Uhland) und Stuttgart (Schwab, Reinbeck u. a.), sowie der gesellige Verkehr mit den Heidelberger Burschen unterbrachen die Einförmigkeit des Universitätslebens und besserten vorübergehend die schwermüthige Stimmung. Gleichzeitig beschäftigte sich Lenau mit der Correktur seiner Gedichte, welche zu Ostern (1832) erscheinen sollten und denen während seines Verweilens in Württemberg und Baden namhafte Bereicherungen zugewachsen waren. Wir nennen, nebst den bereits aufgezählten, unter letzteren: „Winternacht" (I, 16), „Die Wurmlingerkapelle," als Nachklang eines mit Uhland u. A. dahin unternommenen Spazierganges (I, 40), „In der Schenke," dem „Fäßchen" in Heidelberg am Jahrestage der unglücklichen Polenrevolution (I, 61), „Der Maskenball" (I, 62), „Die Heidelberger Ruine" (I, 75) „Auf ein Faß in Oehringen" (I, 79), „Am Grabe eines Ministers" (I, 125), „In das Stammbuch einer Künstlerin," Emiliens Reinbeck, der sinnvollen Landschaftsmalerin, deren gelungenste Bilder durch Lenau'sche Gedichte z. B. „Die Waldkapelle," „Nach Süden" angeregt worden (I, 112), „Theismus und Offenbarung" auf einer Wanderung mit Mayer nach Eßlingen entstanden (I, 136), „Die Marionetten" (I, 298) u. a. Auch mit dem Plane zu einem Trauerspiele, „Barbara Razivil," scheint sich der Dichter damals getragen zu haben, doch blieb uns davon nicht einmal ein Fragment erhalten. Von einem früheren Versuche in dieser Dichtungsgattung aus dem J. 1830 hat des Dichters „Nachlaß" (II, 327) ein Bruchstück: „Helena" aufbewahrt. In eine noch viel frühere Zeitepoche müßte das für ein Liebhabertheater bestimmte Lustspiel: „Die Mariage in Ungarn" fallen, dessen Lenau gegen Emma Niendorf*

* Emma Niendorf „Lenau in Schwaben." Stuttgart 1853. S. 193.

erwähnte, wenn diese Angaben nicht vielleicht ein Scherz der bisweilen recht muthwilligen Dichterlaune gewesen. Daß der Dichter seine dramatischen Arbeiten nicht weiter auf Kosten der lyrischen, in denen er so Unübertreffliches brachte, fortgesetzt hat, dürfen wir kaum zu bedauern haben, denn ein Dichter, der dem Theater eine so traurige Zukunft prophezeit, wie Lenau gethan,* konnte selber wohl nimmer zum dramatischen Schriftsteller geboren sein.

Während des Heidelberger Aufenthalts hatte Lenau's Europamüdigkeit ihren Gipfelpunkt erreicht, die Sehnsucht nach dem freien Amerika mit seiner großartigen Naturscenerie erfaßte ihn aufs Neue mächtig und dießmal unwiderstehlich. Zum Leidwesen und gegen alles Abmahnen der Freunde, die seinen Inspirationen in dieser Richtung nicht zu folgen vermochten, schrieb sich Niembsch mit 5000 Gulden in eine Auswanderergesellschaft ein, welche, aus 200 Köpfen bestehend, am Missourifluß eine Niederlassung gründen sollte. Ihm wurden dafür 1000 Morgen anbaufähigen Landes in Aussicht gestellt. Er wollte, so es ihm wohlgefiele, fünf Jahre dort bleiben; aber schon unterwegs von Bord aus versprach er seine baldige Rückkehr nach etwa vierwöchigem Aufenthalte. „Niembsch ist von Amerika ganz besessen," schrieb J. Kerner damals an Mayer. „Er ist wieder viel wilder als er war. Als er das vorigemal bei mir war, gelang es mir, den Dämon in ihm zu beschwichtigen. Ich hatte ihn dahin gebracht, daß er den Entschluß faßte, nach München zu gehen und sich an Schubert anzuschließen. Da hätte er innern Frieden und Glauben gewonnen (?), die ihm so sehr fehlen, allein in Heidelberg wieder vierzehn Tage sich selbst überlassen, kehrte in ihm der alte Dämon wieder, der wilde Thiere schießen und Urbäume niederreißen will. Es ist völlige Wahrheit, daß in Niembsch ein Dämon ist, der ihn furchtbar plagt und der in einer Viertelstunde sein Gesicht zwanzigmal verändert." — „Amerika ist vielleicht das Land der Prüfung für ihn und Gott wird es nicht ohne seine weisen Absichten zulassen." Niembsch selbst aber motivirte seinen Entschluß in einem Briefe aus Weinsberg vom 13. März 1832 in folgenden Worten: „Ich brauche Amerika zu meiner Ausbildung. Dort will ich meine Phantasie in die Schule — die Urwälder — schicken, mein Herz aber durch und durch in Schmerz maceriren, in Sehnsucht nach den Geliebten. Künstlerische Ausbildung ist mein höchster Lebenszweck; alle Kräfte meines Geistes, das Glück meines Gemüthes betracht' ich als Mittel dazu. Erinnerst du dich an das Gedicht von Chamisso, wo der Maler einen

* „In fünfzig Jahren gibt es kein Theater mehr u. s. w. bei Frankl a. a. O. S. 95.

Jüngling an das Kreuz nagelt, um ein Bild vom Todesschmerze zu haben? Ich will mich selber ans Kreuz schlagen, wenns nur ein gutes Gedicht gibt. Und wer nicht alles Andere gerne in die Schanze schlägt, der Kunst zu liebe, der meint es nicht aufrichtig mit ihr" u. s. w. und J. Kerner setzt am Schlusse in seiner scherzhaft ernsten Weise bei: „das ist Alles, so dichterisch es klingt, rein dämonisch. Ich sah kürzlich seinen Dämon, es ist ein haariger Kerl mit einem langen Wickelschwanz ꝛc.; der flüstert ihm von jenen Urwäldern so zu, der läßt ihm keine Ruhe!" Ein in dieselbe Zeit fallendes Brieffragment Lenau's an K. Mayer, in welchem nebst einer merkwürdigen Selbstschau eine Vorahnung seines spätern dunkeln Geschickes niedergelegt ist, gestattet tiefere Einblicke in die damaligen Seelenzustände des Dichters. „Ich habe die Klage vernommen," schreibt er, „die Klage deines lieben freundlichen Herzens über meine Reise in die Fremde, über's Meer. Hätte ich einen so festen Glauben an die Fortdauer unserer Persönlichkeit, sieh, ich würde sagen: „Bruder! wir sehen uns wieder, gewiß wieder! Aber ich habe diesen glücklichen Glauben nicht wie du, und ich fühle die traurigen Ergebnisse meiner Philosophie gerade jetzt am bittersten, denn ich muß mir sagen: du gehst in die See, du vertraust dich den trügerischen Wellen, du überantwortest dein Herz, sammt aller Liebe, die du für deine Freunde darin hast, den unsichern Winden! Die Erinnerung sogar an deine Freunde kann ein Windstoß verwehen auf ewig! Das sag' ich mir Alles, aber ich reise doch! Wüßt' ich auch ganz gewiß, daß ich umkommen werde, ich glaub', ich reiste doch. Mich regiert eine Art Gravitation nach dem Unglücke. Schwab hat einmal von einem Wahnsinnigen sehr geistreich gesprochen. Er habe nämlich einen Wahnsinnigen heilen wollen und ging also ganz leise und behutsam der fixen Idee des Narren auf den Leib. Der Verstand des Unglücklichen folgte ihm wirklich Schritt für Schritt durch alle Prämissen nach, und als er endlich am Conclusum stand, und einsehen sollte das Unsinnige seiner Einbildung, da stutzte „der Dämon des Narren plötzlich, merkend, das man ihm auf's Leben gehe und sprang trotzig ab, und es war aus mit allen Bemühungen, den Narren zu bekehren." Dieß sind die trefflichen Worte unseres Freundes. Ein Analogon von solchem Dämon glaube ich auch in mir zu beherbergen. Merkt dieser Kerl je, daß mir ein schöner Stern aufgehen wolle, flugs wirft er mir seine rauhe Pelz- oder Narrenkappe über die Augen. Du wirst mich verstehen. — Wie oft hab' ich meiner guten Freundin Schwab gesagt, daß ich ein Narr bin, sie hat es aber nicht geglaubt. Glaube wenigstens du es, mein lieber Mayer! Du wirst mich darum nicht weniger lieben." — — „Ich

schreibe dir das Alles in einem stark bewegten Zustande meines Herzens. Ich bin vor einer Viertelstunde in dunkler Nacht vorübergegangen am Fenster der geliebten L. Ich schlafe nämlich im Gasthof, indem Schwab, Gäste erwartend, mir keine Unterkunft geben konnte, so gern er es auch gethan hätte. Das ist mir nun in einer Hinsicht recht, denn ich kann in der Nacht unbemerkt unter den Fenstern meiner L. stehen und hinaufblicken wo sie schläft, und ihr heimlich meine ganze Seele zum Fenster hinein schütten. Freund, ich liebe das Mädchen unaussprechlich; dir aber sag' ich ganz leise: mir scheint, es hat sich ein anderer Geist als der Dämon des Unglücks in mein Herz begeben und treibt mich nach Amerika. Ich will mir dort eine bessere Existenz schaffen." — Die Reise wurde gegen Ende Mai 1832 angetreten, die Fahrt nach Holland auf einem Rheinschiffe zurückgelegt. Differenzen unter den Auswanderern und Reisegenossen, wobei Niembsch zu schlichten und zu richten hatte, das leidige Paßwesen und Anderes gaben mancherlei Anstände. Der Bürgermeister in Lobith, dem holländischen Gränzorte, wollte den Reisenden zurückschicken, weil dessen abgelaufener Paß kaum für eine halbe Legitimation gelten könne. Die Musik trat auch dießmal als Vermittlerin ein. Lenau's Geigenspiel gewann ihm die Gunst eines Zollbeamten, einer von allem Verkehr abgeschnittenen musikalischen Seele. Des Dichters „Passagen auf der Geige" entzückten endlich auch den Bürgermeister dermaßen, daß er ihm die „Passage über die Gränze" durch die Finger sah. Holland mit seinen „sehr schönen Mädchen und sehr schönen Kühen," seinen Kanälen, Windmühlen und so überaus reizlosen Landschaften konnte ihm wenig gefallen, doch entlockte es ihm eine poetische Erinnerung in dem lieblichen, naturwahren Bilde „Auf eine holländische Landschaft" (I, 149). Selbst Amsterdam mit seinem seestädtisch kaufherrlichen Treiben, mit seinen schmalen Giebelhäusern „so daß eine Amsterdamer Straße aussieht wie grobe, geschmacklose Mosaik" machte keinen vortheilhafteren Eindruck; er war sehr froh, sich endlich auf dem holländischen Ostindienfahrer „Baron van der Kapellen" einschiffen und am 1. August in See gehen zu sollen. So schied Lenau von Europa, der deutschen Heimath seine mittlerweile erschienenen „Gedichte" als Abschiedsgabe zurücklassend.

Man möchte fast versucht sein, diese Amerikafahrt unseres Dichters — unternommen zu einer Zeit, wo die Ueberschiffung des atlantischen Oceans noch nicht so häufig, so leicht und bequem wie in unsern Tagen stattfand — für eine Aeußerung entschiedener Willenskraft und Entschlossenheit zu halten. Das Muthvolle des Beginnens anerkennend, glauben wir darin, in so fern der Entschluß auf ein festes, bestimmtes Ziel gerichtet sein soll, eher das Gegen-

theil zu sehen: die Aeußerung des Schwankens, des Unbestandes, freilich nicht einer gewöhnlichen, sondern einer tiefer angelegten, faustischen Natur. Lenau selbst erklärt Amerika als ein nothwendiges Element seiner Ausbildung, gewissermaßen als eine Fortsetzung seiner Studien. Wie er bisher, die verschiedenen Disciplinen des Wissens durchmusternd, Lehranstalten und Fakultäten gar oft gewechselt hatte, so schwankte der Unstäte von der ihm nimmer genügenden Schule Europa's jetzt hinüber zur transatlantischen Lebenshochschule Amerika's, um dort, noch Student in größerem Style, seine Selbsterziehung, sowohl als Dichter, wie als Staats- und Weltbürger, fortzusetzen.

Nach einer ziemlich langen, mitunter stürmischen und durch den schlechten Zustand des Schiffes gefährlichen Ueberfahrt kam Niembsch gegen Mitte Oktobers in Baltimore an. „Es machte ihn," schrieb er von dort am 16. Oktober 1832 an Schurz in Wien, „um ein Gutes reicher, daß er auch das Meer kennen gelernt hätte. Die nachhaltigste und beste Wirkung dieser Seereise auf sein Gemüth wäre ein gewisser feierlicher Ernst, der sich durch den langen Anblick des Erhabenen in ihm befestigt hätte. Das Meer sei ihm zu Herzen gegangen. Die zwei Hauptmomente, die ihn gebildet, nannte er das atlantische Meer und die österreichischen Alpen;* vorzugsweise aber erklärte er sich für einen Zögling der letztern. Unbeschreiblich war ihm zu Muth, wenn auf der See jedes Lüftchen schwieg, jede Welle ruhte, der müde Himmel sich aufs Meer legte und jedes Leben, jede Bewegung sich vom Schiffe zurückgezogen hatte, in tiefer gränzenloser Einsamkeit. Dann erwachte die Sehnsucht nach den lieben Bergen, den lieben Menschen in der Ferne. Das stille Meer, möchte er fast behaupten, sei größer, als das bewegte, wie es denn schon dem Auge ausgedehnter erscheine.** Wenn aber starke Winde und ungeheure Wellen das Schiff in ihre Mitte nähmen, und sich's verächtlich in die Hände schleuderten, und man plötzlich an die Wand geworfen würde, wie eine willenlose Kleinigkeit, so empöre das den Stolz auf's bitterste, und je weniger der äußere Mensch aufrecht stehen könne, um so mehr thue es der innere. — In Nordamerika gefiel es ihm ganz und gar nicht. Anstatt des Weines hätten sie dort Cider (spr. Seider) worauf sich „leider" reime. Und, ach, keine Nachtigall! — Es scheine von ernster tiefer Bedeutung zu sein, daß die Amerikaner gar keine Nachtigall hätten. Das wäre wie ein poetischer Fluch. Eine Niagarastimme gehöre dazu, ihnen zu predigen, daß es noch höhere

* S. das Gedicht „Beethovens Büste" I, 256. Vgl. auch „An die Alpen" I, 243.

** Vgl. „Meeresstille I, 93; „Sturmesmythe I, 93.

Götter gebe, als die im Münzhause geschlagen werden." * Wir fügen, der Zeitfolge zwar etwas vorgreifend, zur Ergänzung dieser Schilderung im Auszuge bei, was der Dichter in einem spätern (im April 1833 angekommenen) Briefe aus Lisbon am Ohio an Emilie Reinbeck berichtete: „Amerika ist das wahre Land des Unterganges, der Westen der Menschheit. Das atlantische Meer aber ist der isolirende Gürtel für den Geist und alles höhere Leben." — „Die schlimmste Frucht der üblen Verhältnisse in Deutschland ist nach meiner Ueberzeugung die Auswanderung nach Amerika. Da kommen die armen gedrängten Menschen herüber und den letzten himmlischen Sparpfennig, den ihnen Gott ins Herz gelegt, werfen sie hin für ein Stück Brod. Anfangs dünkt ihnen das fremde Land unerträglich und sie werden ergriffen von einem mächtigen Heimweh. Aber wie bald ist dieß Heimweh verloren! Ich muß eilen über Hals und Kopf hinaus, hinaus, sonst verliere ich das meinige auch noch. Hier sind tückische Lüfte, schleichender Tod. In dem großen Nebelbade Amerika's werden der Liebe leise die Adern geöffnet und sie verblutet sich unbemerkt. Ich weiß nicht, warum ich immer eine solche Sehnsucht nach Amerika hatte. Doch ich weiß es. Johannes hat in der Wüste getauft. Mich zog es auch in die Wüste und hier ist in meinem Innern auch etwas wie Taufe vorgefallen, vielleicht daß ich davon genesen bin, mein künftiges Leben wird es mir sagen." ** Auch die Natur fand er in Amerika weit unter seiner Erwartung, „entsetzlich matt," die Landschaftsformen monoton und unphantastisch. Kein wahrer Sangvogel! der Natur werde es da nicht so wohl um's Herz oder so weh, daß sie singen müßte! Nur drei Dinge hob er als solche hervor, die einen bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht: einen fast erstorbenen Urwald im Westen, das Hudsonsthal von New-York hinauf und den Niagarafall. Habe die Natur selbst kein Gemüth, keine Phantasie, so könne sie auch ihren Geschöpfen nichts dergleichen geben. Hier lebe ein poesieloses, gewinnsüchtiges Geschlecht, „ausgebrannte Menschen in ausgebrannten Wäldern," Menschen deren Rauhheit eine zahme und darum doppelt widerlich sei, von einer „sonderbar kalten Heiterkeit" die ans Unheimliche streife. Der Mensch sei hier weder edler noch gebildeter, weder sittlicher noch glücklicher als anderwärts. Leiste die freie Staatsform in dieser Hinsicht so wenig, so habe sie ihm auch keinen besondern Werth, denn es sei gleichgültig, wie er mit einem derben Kraftworte schloß, „ob der Quarkfladen in eine runde oder viereckige Form getreten werde."

* „Album österreichischer Dichter." S. 11 u. ff.
** Bei Mayer a. a. O. S. 102 u. ff.

Der Union prognosticirte er, aus Anlaß der damals am heftigsten verhandelten Sklavenfrage, baldiges Auseinanderfallen. Mündlich parodirte er die „vereinten Staaten" wohl in „verschweinte Staaten" und unbeschreiblich war die Mischung von Mitleid und gutmüthiger Ironie auf seinem Gesichte, wenn er, der durch und durch Musikalische, bei guter Laune den unmelodischen Tonfall des steifen, bärentanzartigen Doodle-Yankee-Nationalmarsches mittelst seines klangvollen Lippenpfiffes den Freunden zum Besten gab. Seine Lyra aber sang:

„Es ist ein Land voll träumerischen Trug,
Auf das die Freiheit im Vorüberflug
Bezaubernd ihren Schatten fallen läßt,
Und das ihn hält in tausend Bildern fest,
Wohin das Unglück flüchtet ferneher,
Und das Verbrechen zittert über's Meer;
Das Land, bei dessen lockendem Verheißen
Die Hoffnung oft vom Sterbelager sprang
Und ihr Panier durch alle Stürme schwang,
Um es am fremden Strande zu zerreißen,
Und dort den Zwiefach bittern Tod zu haben;
Die Heimath hätte weicher sie begraben."

(„Der Urwald" I, 87.)

Das poesielose Land konnte den Poeten nicht lange festhalten und dennoch läßt sich nicht läugnen, wenn gleich der Mißmuth des mannigfach Enttäuschten es nicht unbedingt zugestehen mochte, daß gerade dieses Land ihn, auch dichterisch, ausgebildet und männlich gereift, daß es seinen Unabhängigkeitssinn gestärkt, sein Selbstgefühl gehoben, seinen Weltblick erweitert hat. Jene trüben Anschauungen aber, aus augenblicklichen Verstimmungen hervorgegangen und in ihrem prophetisirenden Theile durch die Folgezeit nicht bestätigt, erklären uns die Eilfertigkeit, mit welcher er seinen Ausflug abzukürzen und die Heimkehr zu beschleunigen bestrebt war. Niembsch hatte sich in Baltimore einen Schimmel gekauft, den er, in Erinnerung an seinen polnischen Freund, Boloz benannte und auf welchem er die Weiterreise durch die Urwälder antrat, nachdem er die abenteuerliche Einladung eines deutschen Studenten und Geigers zu einer gemeinschaftlichen musikalischen Kunstreise abgelehnt hatte. In Folge der Auflösung jener schwäbischen Auswanderergesellschaft, mit welcher er aus Deutschland gekommen, erkaufte Niembsch auf eigene Rechnung am 26. October 1832 in Crawford-County 400 Morgen Urwald an Staatsländereien. Er überließ diesen Grundbesitz, von welchem er

sich mit der Zeit eine ergiebige Rente versprach, einem mit ihm herübergekommenen, scheinbar rechtschaffenen und arbeitsamen Zimmermeister aus Württemberg in mehrjährigen Pacht, fand sich aber in der Folge in jeder Hinsicht bitter enttäuscht. Am 7. Februar 1833 besuchte Lenau von Pittsburg aus in Gesellschaft des Schriftstellers W. R. Riedlen und des Pittsburger Kaufmanns C. L. Volz, dessen er unter seinen amerikanischen Bekanntschaften immer mit dankbarster Anhänglichkeit gedachte, die interessante Niederlassung des alten Rapp in Economy. (Riedlens 1834 in Aarau erschienene Bearbeitung von J. P. Dawis „Guter Rath an Einwanderer in die Vereinigten Staaten" ist in freundlicher Erinnerung an diesen Ausflug seinen beiden Reisegefährten Lenau und Volz gewidmet.) Die längeren Ritte durch die dumpfen Nebel der Urwälder, welche unserem Reisenden nicht unerhebliche rheumatische Leiden zugezogen hatten, die Nachwehen des Scorbuts, als Folge des fast ausschließlichen Rauchfleischgenusses auf der Seereise, endlich ein Loch im Kopfe, das er sich auf einer Schlittenfahrt beim Umsturze seines Gefährtes gefallen hatte, machten diesen Winter in der kalten Fremde für ihn zu einem höchst leidenvollen; längere Zeit konnte er in Lisbon das Bett nicht verlassen. Dennoch blieb Lenau's amerikanischer Aufenthalt nicht unfruchtbar für die Poesie; wir verdanken ihm den Cyclus „Atlantica" I, 98, die Gedichte: „Der Indianerzug" I, 83, „Die drei Indianer" I, 86, „Der Urwald" I, 87, „An einen Baum" I, 89, (wohl als Erinnerung an den edlen Greis Geheimrath Hartmann in Stuttgart), „Niagara" I, 90, „Das Blockhaus" I, 91 u. a., dann auch die auf See und Seemannsleben bezüglichen Stellen und Scenen im „Faust". Als der Frühling und mit ihm die Körperkraft wiederkehrte, raffte Niembsch sich auf, besuchte rasch die Niagarafälle, eilte dann nach New-York und von dort nach Europa und Deutschland zurück, dessen Boden er im Juni 1833 bei Bremen zuerst wieder begrüßte. Deutschland aber hielt dem Wiederkehrenden den vollen Kranz des Ruhmes entgegen und rief ihm den gefeierten Namen „Lenau" mit begeistertem Gruße zu.

Während der Abwesenheit des Dichters hatten seine Gedichte sich mächtig Bahn gebrochen. Ein neuer und großer Genius hatte sich darin dem deutschen Volke aufgeschlossen; diese Dichterweise war noch nicht dagewesen. Dieser Rhythmus und Wohlklang der Sprache, diese edle Reinheit der tadellosen Form, diese Tiefe und Gedankenfülle, dieser Reichthum an überraschend neuen und zugleich so naturwahren Bildern, deren plastische Anschaulichkeit dem Dichter den Namen eines „Bildhauers der Gedanken" eintrug, diese feine Betrachtung und treffende Symbolisirung der Natur, diese Männlichkeit

der Gesinnung bei so kindlicher Weichheit und sensitiver Zartheit des Gefühls, diese Macht und Unergründlichkeit eines Schmerzes, von dem alle Welt mit Chamisso sehr richtig fühlte, daß dieß kein gemachter knabenhafter Schmerz sei, waren bisher noch in keiner dichterischen Persönlichkeit in so harmonischem Schmelze vereinigt. Zudem hatte der Dichter durch seine Haidebilder und Magyarenlieder auf noch unbebautem Felde neue Bahnen eröffnet. Der Blick des Genius entdeckt der Poesie neue Welten; leider kann sein Ansehen es nicht verhindern, daß die ausbeutende Mittelmäßigkeit seine Pfade nachtrete und verunstalte. Jene Gedichtsammlung, an welche der Dichter allmählig Verwandtes anreihte, enthält in dem jetzigen Umfange von zwei Bänden das Zarteste, Schönste, Tiefste der Lenauschen Muse; sie bildet in der That die Blume der Lenau'schen Poesie und ist eine wahre Bereicherung nicht nur der deutschen, sondern der lyrischen Dichtung aller gebildeten Völker. Diese süße träumerische Poesie der Melancholie gewann dem Dichter fast ausnahmslos die Bewunderung der Geister, die Liebe der Herzen. Hier ist er der tiefsinnige liebenswürdige Dulder, dessen Leiden, aus eigenen schmerzlichen Erlebnissen stammend, nur in Wohlklang austönen und eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf den Hörer üben. Hier ist seine Poesie einer jenen glänzenden aber schwarzen Spiegelgloben, wie man sie in Gärten aufzustellen pflegt, welcher uns durch einen wohlthuenden Contrast die sonnigheitere Welt zwar in seiner eigenen dunkleren Färbung, aber doch klar und scharf abspiegelt. Größeres, poetisch Gewaltigeres, im Einzelnen Erschütternderes mag Lenau in seinen spätern größeren Dichtungen gesungen haben; poetisch Schöneres, menschlich Edleres, künstlerisch Vollendeteres gewiß nicht. Wo seine Poesie ein ihrer Ursprünglichkeit Fremdes als Resultat der Forschung sich aneignet, wo sie die Trostlosigkeit der Menschen- und Weltgeschicke nur durch das reflektirende Mitgefühl auf sich einwirken läßt, wo sie Satzungen aufstellt, Postulate formulirt, kurz, wo der Dichter nicht mehr als Dulder, sondern als Angreifer und Kämpfer auftritt, verliert seine Poesie jenen Zauber der Allgewalt; indem sie sich geharnischte Gegner aus dem Boden empor stampft, verschüchtert sie zugleich die minder kampflustigen Freunde. Damit sollen die großen anderseitigen Verdienste dieser Dichtungen nicht verkleinert, sondern nur die Bedeutung jener lyrischen Sammlung hervorgehoben werden.

Niembsch begab sich zuerst zu den Freunden in Schwaben, dann (im Herbst 1833) in sein heimathliches Oesterreich zurück, überall begrüßt von Glückwünschen und Huldigungen; die alten Freunde schlossen sich noch fester an ihn, neue Bekanntschaften drängten sich

um den so schnell berühmt gewordenen Dichter. Obschon diese neue Poesie des Schmerzes und der Entsagung nicht angethan war, um in Oesterreich schnell populär zu werden, da es dem lebensfreudigen genußliebenden Volkscharakter des Oesterreichers zunächst an dem entgegenkommenden Verständniß dafür fehlte und dieses erst von außen herein vermittelt werden mußte, so fand sie doch unter den Schriftstellern und gebildeten Männern der Nation bald verständige Bewunderer und begeisterte Verehrer, an welche sich ohne eigentliches tieferes Verständniß ein zahlreicher Kreis von Leuten anschloß, denen es bei ihren Ansprüchen auf Bildung als Ehrensache galt, dem „vaterländischen Dichter," den das „Ausland" anerkannt und bekränzt hatte, auch ihrerseits Huldigungen und Beifallsbezeugungen nicht zu versagen. Lenau selbst äußert dießfalls an K. Mayer vom 17. Oktober 1833: „Ich muß lachen darüber, daß ich habe ins Ausland müssen, um Werth und Bedeutung zu Hause zu bekommen. Es geht mit Dichtern in Oesterreich, wie in Bremen mit Cigarren. Die in Bremen gemachten Cigarren werden nach Amerika geschickt, dort bekommen sie die ausländische Signatur und wandern dann wieder heim und Alles wundert sich über den charmanten Geruch, den sie jetzt haben, während sie früher keinem Teufel schmecken wollten." — Aber auch auf das äußere Befinden und Gehaben des Dichters wirkte diese Anerkennung merklich wohlthuend; er fühlte sich momentan gehoben und erfrischt und konnte mit Bezug darauf in demselben Briefe fortfahren: „Ich bin ganz gesund. Die Leute wundern sich über mein gutes Aussehen. Einige sagten, ich sei gewachsen!! meine Schwester sogar war so närrisch es zu glauben. Mag sein, daß ich mich aufrechter halte, wenigstens in moralischer Bedeutung möchte dieß wahr sein. Ich habe viel mehr Gleichmuth und Heiterkeit als vordem; das scheint auch auf mein körperliches Befinden wohlthätig zu reagiren."

Wir stehen nun an einem Lebensabschnitte unseres Dichters, welcher, obschon durch kein hervorragendes Ereigniß bemerkbar, gerade durch diesen Mangel von bedenklicher Bedeutung für seine Zukunft wird. Männer gleichen Alters bezeichnen sonst diese ihre Lebensperiode mit einer der wichtigsten Handlungen, mit der entscheidenden Wahl eines bestimmten Lebensberufes. Ausgerüstet mit umfassenden Kenntnissen, von einnehmendem Aeußern, gesund, kräftig und jugendlich rüstig, im Besitze anständiger Subsistenzmittel und eines weithin gefeierten Namens, konnte Niembsch, wenn er mit Ernst und klarem Blicke seine Wahl getroffen hatte, an dem Gelingen nicht zweifeln. Gerade der echte Dichter bedarf, wenn seine Poesie eine gesunde bleiben, wenn sein eigenstes Element, die Phantasie, in deren schwindel-

erregende Schrankenlosigkeit sich sein Geist stürzt, ihm nicht Gefahr und Verderben bringen soll, des moderirenden Gegengewichtes einer verständig nüchternen Wirklichkeit. Um das Haupt träumerisch im Aether wiegen zu können, muß die Kunst fest im Boden wurzeln. Die größten Dichter aller Zeiten, Goethe an der Spitze, dienen als bestätigende Beispiele. Sie haben das praktische Berufswirken nicht für unwürdig ihrer Mithülfe gehalten, die Dichtkunst selbst aber nie als ausschließlichen Lebensberuf gelten lassen, eben weil sie ihnen dafür zu hoch stand und zu heilig war. Lenau's keuscher, klarer und strenger Genius gehörte nicht zu jenen unglücklichen Naturen, deren angebliche Hypergenialität, halb dem Titanen-, halb dem Vagabundenthum angehörig, auf dem realen Boden des Lebens, — wozu wir nahrungslose Sandsteppen und sumpfige Niederungen freilich nicht zählen können, — keinen Standpunkt und Halt zu finden weiß. Sein durchdringender Verstand, sein ernster Sinn für bürgerliche Tugenden, seine warme Empfänglichkeit für Familienglück und geordnetes Staats- und Gemeinwesen, sein strenges Rechts- und Pflichtgefühl, die schmiegsame Gewandtheit seines Geistes für alle Formen menschlicher Erkenntniß befähigten ihn, wie Wenige, zu einer hervorragenden Stellung auch im praktischen Berufsleben; es fehlte nichts als der Entschluß. Wir können nur beklagen, daß er nicht gefaßt wurde. Nur einmal scheint ein ernsterer Versuch beabsichtigt gewesen zu sein; der Wunsch der Freunde: Niembsch möchte sich um die eben erledigte Professur der Aesthetik am k. k. Theresianum bewerben, anfangs vom Dichter als seinem Geschmacke zusagend beifällig aufgenommen, scheiterte bald wieder daran, daß Niembsch sich nicht selbst bewerben, sondern gerufen sein wollte; das System solcher Berufungen war im damaligen Oesterreich noch nicht in Uebung. So ward unser Lenau ein poetischer Aëronaute, der, nachdem er die Bande, die ihn an den festen Boden knüpften, gelöst und den Ballast, der seinen Aufflug hemmte, über Bord geworfen hat, zur alten Erde und den seinem Fluge mit Bewunderung und Angst nachblickenden Lebenden nimmer wieder zurückkehren kann, ausgenommen wenn er die Kraft, die ihn erhob, wieder ausströmen läßt oder in jähem schwindelndem Sturze. Aehnliche Gedanken mögen den Dichter selbst manchmal beschlichen haben; so, als er gegen Frankl äußerte: „Du kennst die Geschichte vom Phaeton und den durchgehenden Sonnenrossen. Wir Dichter sind alle so phantastische Wagenlenker, die sehr leicht einmal von ihren eigenen Gedanken geschleift werden können." Und in viel späteren Jahren, in einem der lichten Momente seiner ersten Krankheitsperiode (die er als eine heilsame Einkehr in sich selbst anzusehen geneigt war), machte er Plane, die Medicin wieder aufzu-

nehmen: „ein guter Gedanke zum Wohle der Menschheit" sei mehr als alle seine Werke; er müsse einen Beruf haben u. s. w. *

Unabhängig von Berufspflichten, — was man sonst so nennt, denn Lenau trieb die Dichtkunst als eigentlichsten Lebensberuf, — unumschränkter Herr seines Willens und seiner Zeit, lebte unser Dichter durch die folgende Reihe von Jahren in einer Art unstäter Stätigkeit, abwechselnd gesellig in selbstgewählten Kreisen und wieder zurückgezogen in einsamer Abgeschlossenheit, seinen Studien, vorzüglich literarischer und philosophischer Richtung, seinen dichterischen Arbeiten und dem Umgange mit den Freunden. Das gesang- und musikerfüllte Wien mit seinen reichlichen Gelegenheiten, sowohl die Einzelleistungen der Matadore des modernen Virtuosenthums, als auch das künstlerische Zusammenwirken in großartigen musikalischen Aufführungen einem weiten Hörerkreise zugänglich zu machen, übte auch als solches auf unsern musikdurstigen Freund eine dauernde und nie geschwächte Anziehungskraft. Der Wiener Aufenthalt wurde von Zeit zu Zeit durch kleinere Ausflüge und größere Reisen unterbrochen; erstere galten der Umgebung Wiens, dann den österreichischen und steirischen Alpen, — wo er die Staatsherrschaft Neuberg wiederholt besuchte, die Schneealpe und den Hochschwab bestieg und auf Gemsen jagte, — ferner dem Salzkammergute, wo besonders Gmunden und Ischl ihn anzogen; letztere führten ihn vornehmlich immer wieder nach Schwaben. So finden wir ihn schon im Jänner 1834 wieder in Stuttgart. Im August desselben Jahres begleitete ihn das Reinbeck'sche Ehepaar ins Salzkammergut, nach Gmunden zu Schleifer und bis zum Gollinger Wasserfalle. Der November 1834 brachte ihn abermals nach Schwaben, das er erst im Frühjahr 1835, wo ihn der Tod des Kaisers Franz zur Heimkehr nach Oesterreich bestimmte, wieder verließ. Aber der Spätsommer 1836 führte ihn neuerdings nach Schwaben zurück, wo wir ihn gleichfalls im Juni und November 1837, dann im Sommer 1838 und so fort alljährlich wiederfinden. In der That bewegte sich sein Dasein zwischen Wien, das ihm als heimathliches Lebenselement doch immer unentbehrlich blieb, und Stuttgart, wo sein Geist reichere Förderung suchte und zu dessen Besuche ihm die öfteren neuen Auflagen seiner Werke, deren Correktur er sorgfältigst selbst besorgte, willkommene Anlässe boten, fast mit der Regelmäßigkeit einer perpendikelartigen Schwingung mit seltenen Abweichungen hin und her. Aus der freundlichen Wohnung in Stuttgart, welche das gastfreie Ehepaar Reinbeck zu seiner Aufnahme immer offen hielt, wurden gelegenheitlich die früheren Ausflüge wiederholt: nach

* Emma Niendorf, am o. a. O. S. 260.

Waiblingen zu K. Mayer „dem Kerne" seiner Freundschaften, nach Gomaringen, als Schwab daselbst als Pfarrer lebte, in die schwäbische Alb, nach Tübingen zu Uhland, nach Weinsberg, wo Kerners Gartenhäuschen die Geburtsstätte manches Lenauliedes war, nach Serach bei Eßlingen, wo Graf Alexander von Württemberg, welcher den Busenfreund auch mit den höhern Gesellschaftskreisen in Berührung gebracht hatte, eine elegante Villa bewohnte. Letzterem war er am 18. September 1836 bei einem sehr ernsten Gange als Zeuge zur Seite gestanden. Er selbst aber fand in einer längeren Krankheit (dem Scharlachfieber, das ihn am 20. April 1841 zu Stuttgart ergriffen hatte), im Hause seiner Gastfreunde die ausdauerndste und liebevollste Pflege. Nebst seinen Gedichten brachte Lenau noch ein zweites schönes Gastgeschenk, dessen er sich gerne rühmte, seinen württembergischen Freunden, nämlich die ihnen bis dahin fast unbekannten Liedercompositionen Franz Schuberts. Nur harmonische Nachklänge bezeichnen Lenau's früheste Pfade durch das ihm so liebe Schwaben.

Hier ist noch der wichtige Umstand nachzutragen, daß Niembsch bald nach seiner Heimkehr aus Amerika, beiläufig im Herbst 1833, in Wien eine junge Frau, Sophie v. . . . ., kennen lernte, deren Persönlichkeit fortan auf sein Leben und Dichten den mächtigsten Einfluß üben, deren Umgang ihm bis an's Ende die reichste Quelle der geistigen Erfrischung, Anregung und Erhebung, aber vielleicht — freilich willen- und ahnungslos — auch des Unterganges sein sollte. Die von A. X. Schurz (a. a. O. S. 13) geäußerte Bemerkung, daß diese Frau, „wäre sie noch Mädchen gewesen, ihm vielleicht sein Himmel auf Erden geworden sein würde," können wir nur mit nachdrücklicher Betonung des Wörtchens „vielleicht" wiederholen; die Hinweisung auf Lenau's Begegnung mit Lotten wird unsere schmerzlichen Zweifel rechtfertigen.

Wir gehen nach diesen flüchtigen Umrissen der äußeren Erlebnisse zu den gleichzeitigen Manifestationen des inneren Lebens, den geistigen Schöpfungen unseres Dichters über. Neben einzelnen Gedichten der epischen und lyrischen Gattung, unter denen wir die lebensgeschichtlich bedeutungsvolleren noch bei späteren Anlässen berühren, beschäftigte unsern Dichter eine größere episch-dramatische Arbeit, nämlich seine Behandlung der zugleich national-deutschen und doch ächt und allgemein menschlichen Faustsage. Goethe's glänzender Vorgang vermochte nicht den Muth und das Kraftbewußtsein Lenau's einzuschüchtern. Er beabsichtigte ursprünglich wohl nicht einen Wettkampf mit dem großen Meister; er wollte nur die Möglichkeit darthun, auch noch nach Homer eine Iliade zu dichten, auf dem schon so erfolgreich

bearbeiteten Felde Anderes, Neues und doch Bedeutendes zu bringen. Lenau's ästhetisches Urtheil war zu gebildet, zu klar und zu sicher, als daß er verkennen konnte, wie in Goethe's Faust eines der größten und schönsten Gedichte aller Zeiten und Völker, eine wahre Menschheit- und Welttragödie gegeben sei und wie dieser nimmer wieder erreichbare Erfolg gerade durch die großartige, auf's Reinmenschliche gerichtete Objektivität der Behandlung errungen war. Es konnte ihm sonach nicht beifallen, das Unübertreffliche übertreffen zu wollen. Aber er wollte die Faustsage nicht als „Monopol Goethe's" gelten lassen und erklärte sie als Gemeingut der Menschheit. Zugleich erkannte er gar wohl, daß dieser Stoff für eine bedeutende Subjektivität noch unbeschrittene fruchtbare Regionen in sich fasse, wie denn jeder Dichter seinen Faust, wenn auch nicht unter diesem Namen, gedichtet hat oder dichten könnte; denn ein wesentlicher Reiz dieses Stoffes liegt in seiner unzerstörbaren Elasticität, welche für die Einrahmung jeder individuellen Größe genügend freien Raum und doch festen Anschluß bietet. Die eigene Gemüthsstimmung führte ihn unwiderstehlich zur subjektivsten Auffassung und Behandlung; es war ihm Bedürfniß, die reiche Ernte seines grübelnden Scharfsinns in passendem Raume („in den höllischen Kasematten meines Faust") einzuspeichern und seine Seele von dem Alpdrucke all der sie beschäftigenden Zweifel und Ideen über Gott und Welt, Natur und Menschenseele, Vergänglichkeit und Fortdauer, Wissen und Glauben u. s. w. zu befreien und zu erleichtern. Er selbst schreibt in diesem Sinne am 21. October 1834 an Emilie Reinbeck: „Das beste Mittel ist, daß ich meine heftigen Gemüthsbewegungen, von denen ich immer häufiger heimgesucht werde, in Gedichten entlade." In Mephistopheles will er „einen Kerl" gefunden haben, auf den er seinen „ganzen Höllenstoff" ablagern könne. So ist Goethe's Faust der Mensch, das ganze sterbliche und doch ewige Geschlecht, Lenau's Faust nur eine Individualität, allerdings eine große und bedeutende: Niembsch-Lenau selbst. Dieses Resultat scheint mit des Dichters eigenen Absichten zusammenzutreffen, welcher darin einzelne Züge seines Spiegelbildes mit solcher Porträtähnlichkeit und Wahrheit gezeichnet hat, daß ein Verkennen gar nicht möglich ist. (Man vergleiche z. B. Einzelnes in Faust's letztem Monologe.) Die stolze Selbstgewißheit dieser Individualität, welche die Bestimmung und Herrschaft über sich selbst und ihr Schicksal nicht aus den eigenen Händen geben will, verschmäht es, den Helden in herkömmlicher Art vom Teufel holen zu lassen, sondern läßt ihn durchs eigene Messer fallen. Beachtenswerth bleibt es, daß Lenau's Faust kein Gretchen hat. Sollte diese, wohl nicht ganz zufällige Lücke nicht den später aufgegriffenen Anhalts-

punkt bilden, der folgerichtig seiner Zeit zur Don-Juan-Dichtung führte? Jenes Versäumniß und diese Nachholung laufen parallel mit entsprechenden Stimmungen im Leben des Dichters, mit dem verzweifelnden Entsagen in der früheren, und mit dem wiedererwachten Drange des Anschlusses an ein weibliches Herz in der späteren Lebensperiode. Das Gedicht entbehrt zwar des eigentlichen dramatischen Interesses, der Einheit, des Fortschreitens und der kunstgerechten Entwickelung der Handlung und Charaktere; dafür aber bietet es eine Reihe farbenvoller Schilderungen, ergreifende Momente aus dem Seelenleben, lebendige Scenerien und kühne Geistesblitze in die Nachtseiten des Daseins. Grillparzer nannte den Dichter nach einer Vorlesung dieses Faust den deutschen Dante und in Wahrheit gemahnt das Gedicht wie eine göttliche Komödie der modernen pantheistisch-skeptischen Weltanschauung. Dr. Martensen hat in einer geistreichen Broschüre * versucht, diesem Faust auch ächte Christlichkeit zu vindiciren, doch konnte dieser Versuch als ein anachronistisches Vorgreifen in spätere Tendenzen des Dichters nicht überzeugend wirken. Die Kritik, welche das Werk mit Achtung besprach, tadelte nebst der dramatisch-epischen Zwitterform, übereinstimmend den Mangel an einheitlicher Abrundung der Composition. Mag dieser Fehler immerhin ein durch die vorwaltende Subjectivität bedingter, somit ein absichtlicher gewesen sein, so fühlte der Dichter doch selbst das Treffende des Tadels und suchte nachzuhelfen, so weit es anging. So ward während des Sommeraufenthaltes in Aussee und Ischl (1840) manche Scene umgearbeitet und erweitert und eine neue hinzugedichtet (ohne Zweifel das in den spätern Auflagen enthaltene „Waldgespräch" II, S. 63) damit, wie der Dichter darüber an eine Freundin schreibt, das Gedicht dadurch an „Motivhaftigkeit und Zusammenhang" gewinne „zur Vermittlung und zum bessern Verständniß der Katastrophe." Die neue Scene enthält wesentlich nur eine poetische Rekapitulation der damaligen philosophisch-religiösen Denk- und Studienergebnisse des Dichters und in so fern dieser im Faust sein eigenstes Selbst darzustellen beabsichtigte, hätte das Gedicht dadurch an Motivhaftigkeit allerdings gewonnen. — Der Erfolg des Faust war ein überraschend großer und nachhaltiger; vier starke Auflagen sind der redende Beweis dafür.

Um diese Zeit (1833—1834) beschäftigte sich unser Dichter auch mit Kritik; er beabsichtigte einige Recensionen zu schreiben und das Feld, das er als ausübender Künstler so erfolgreich bebaute, auch von den Höhen der Theorie zu beschauen. Er hielt dieß für eine gute

* „Ueber Lenau's Faust. Von Johannes M.......n." Stuttg. 1836.

Uebung zur Klarmachung und Erstarkung seiner Kunstansichten. An K. Mayer schreibt er dießfalls aus Wien am 17. October 1833: „Ich habe einen Aufsatz bereits unter der Feder, worin ich meine Gedanken über Naturpoesie darzustellen und aus deinen Gedichten eine Art Theorie zu entwickeln versuche. Diesen Aufsatz will ich den österreichischen Jahrbüchern anbieten.“ Aehnliches hatte er auch rücksichtlich anderer Dichter in Absicht. Daß die Ausführung dieser Arbeiten unterblieben, muß jeder bedauern, der die Geistesschärfe und Klarheit, die Präcision und den feinen Schönheitssinn seines ästhetischen Urtheils aus gelegenheitlichen mündlichen Kritiken kennen zu lernen Anlaß hatte. Ohne die erläuternde Ausführung in dem festgeschlossenen Gedankengange und wohlwollenden Förderungssinne Lenau's mußten derlei mündliche Urtheilssprüche (von denen Frankl einige Proben aufbewahrt hat), wie sie als abgerissene Gesprächspointen oder gelegenheitliche Ideen in epigrammatischer Gedrängtheit oder in rasch skizzirten Bildern hingeworfen wurden, nur isolirte aphoristische Fragmente bleiben, gleichsam kritische Streckverse, welche durch briefliche oder mündliche Tradition fortgepflanzt und commentirt, in einzelnen Fällen leicht verstimmen und verletzen konnten. So ließ sich selbst eine dichterische Natur wie K. Mayer, bescheiden und zartfühlend wie er ist, durch eine aus dritter Hand ihm zugemittelte wohlmeinende Warnung des Freundes vor übermäßiger Liederstoffjagd und Hang zum Splitterhaften beinahe einschüchtern, derselbe Mayer, zu dem doch Lenau einst das schöne Wort gesprochen: „Es gibt Vögel, die grün sind, wie das Laub der Bäume, so daß sie einem vorkommen wie ein singendes Blatt. So erscheint mir Deine liebliche Muse. Du solltest nicht sterben.“ — Nur eine einzige nicht mehr umfangreiche Arbeit Lenau's im Gebiete der Kritik, eine Recension voll sinnreicher Bemerkungen über ein wenig gekanntes Buch („Lyra und Harfe, Liederproben von Georg Keil“) ist durch die Halle'sche Literaturzeitung (Jahrg. 1834, Bd. II, S. 294) der Oeffentlichkeit übergeben worden. Mit der Periode dieser kritischen Bestrebungen stand auch das bereits erwähnte Projekt einer Bewerbung um die Lehrkanzel an der theresianischen Ritterakademie im Zusammenhange.

Seit 1834 bereitete der Dichter die Herausgabe eines poetischen Albums vor, welches, nach mancherlei, zum Theil dem Zeichner der Vignetten zur Last fallenden Verzögerungen, unter dem Titel „Frühlingsalmanach“ mit Beiträgen von J. Kerner, K. Mayer, Gust. Pfizer, Rückert, A. Grün, Schurz u. A. und dem Herausgeber (darunter die ersten Proben aus „Faust“) bei Brodhag in Stuttgart in zwei Jahrgängen (1836 und 1837) erschien. Jene Verspätung verursachte den Uebelstand, daß die „Proben“ fast gleichzeitig mit dem mittlerweile

bei Cotta (1836) in seiner Ganzheit erschienenen Werke vor die Lesewelt traten. Nicht als Gegensatz zu dem Wendt'schen Musenalmanach, wie dessen damalige Herausgeber A. v. Chamisso und G. Schwab allzuängstlich besorgten, sondern gewissermaßen als dessen Ergänzung zur Aufnahme umfangreicherer Dichtungen, sollte der Frühlingsalmanach gelten. Ungenügender Absatz veranlaßte die Verlagshandlung, das Unternehmen nach zwei Jahren wieder aufzugeben.

Lenau's steigende Berühmtheit hatte neben zahlreichen Verehrern allmählich auch das Auge der Wiener Polizei auf ihn gelenkt. Durch eine aus dem Jahre 1798 herrührende Hofkanzleiverordnung war den österreichischen Schriftstellern die Drucklegung ihrer Werke außer Landes ohne österreichische Censurbewilligung strenge untersagt. Niembsch hatte diese Vorschrift umgangen. Nicht um sich zu verbergen (geht ja doch jedes Autors Streben auf die ohne Oeffentlichkeit unmögliche Anerkennung!) sondern um die heimathlichen Behörden nicht herauszufordern und ihnen zugleich Gelegenheit zu geben, die veraltete Vorschrift und deren neueste Uebertreter schonend zu ignoriren, hatten jüngere Poeten die Maske der Pseudonymität vorgenommen, unter welcher sie ihrem Talente eine innerhalb der damaligen Censurschranken ganz undenkbare, geistig freiere Entfaltung und Thätigkeit zu ermöglichen hofften. So hatte Niembsch schon im Beginne seiner schriftstellerischen Bahn das letzte Sylbenpaar seines Adelsprädikates Strehlenau als Dichterfirma erwählt. Ueber die Identität seiner Person mit dem Dichter Lenau amtlich befragt, bekannte sich Niembsch offen und frischweg zu seinem Dichternamen, indem er sich gleichzeitig dagegen verwahrte, als geborner Ungar, in dessen Heimathland gesetzlich Preßfreiheit herrsche, den erbländischen Censurgesetzen zu unterstehen. Dieser Vorgang, der übrigens ohne weitere lästige Folgen verlief, bewährte neuerdings die unerschütterliche, furcht- und rücksichtslose Wahrheitsliebe unseres Dichters als einen wesentlichen Zug seines mannhaft edeln Charakters.

Der Jahrgang 1837 des Chamisso'schen Musenalmanachs, welchen Lenau bisher regelmäßig durch seine schönen Beiträge bereichert hatte, zählte ihn nicht mehr unter seine Mitarbeiter. Er hatte sich aus Anhänglichkeit an seine schwäbischen Freunde, unter denen G. Schwab auch von der Mitredaction abgetreten war, von dem Unternehmen zurückgezogen. Das Bild H. Heine's an der Spitze des Almanachs hatte die Freunde, welche durch einen Ausfall des witzigen aber bisweilen allzu muthwilligen Spötters auf den würdigen Uhland sich corporativ mit verletzt fühlten, zu jener Fernhaltung veranlaßt. Andrerseits hatten Chamisso, von dem die Aufnahme des Bildes ausging, und die dem Unternehmen treu gebliebenen Dichter gemeint und

gehofft, die schwäbischen Freunde würden darin nur ein, ihre Mitwirkung keinesfalls ausschließendes Zeichen von Unparteilichkeit erkennen, da denn doch die Bedeutung und Stellung Heine's in der deutschen Lyrik nun und nimmer weggeleugnet werden könne. Dieser Massenrückzug hatte von Seite des dadurch verletzten Heine eine Reihe neuer Ausfälle zur Folge, welche auch Lenau nicht verschonten. Doch ist es bemerkenswerth, daß dieser ätzende, rücksichtslose Spott doch mit einer gewissen Scheu vor dem erhabenen Ernste und der tragischen Dichtergröße Lenau's stehen blieb, und selbst, indem er seinen Pfeil abschnellte, doch den Gruß der Anerkennung nicht zurückhalten konnte. Lenau's Urtheil über Heine blieb immer ein durchaus würdiges und leidenschaftsloses; er erkannte in ihm ein unentbehrliches Element in unserer Literatur; in ihm stecke „ein großer Dichter, vielleicht der größte Lyriker;" nur müßte man, „um das Schöne rein zu genießen," die cynischen Stellen mit „Warnungszeichen" versehen.

Das Jahr 1836 fand unsern Dichter bereits mit seinem „Savonarola" beschäftigt, für welchen er sich nach ernsten und umfassenden Studien über die größten Reformatoren der christlichen Aera entschied, nachdem aus stofflichen und künstlerischen Bedenken Huß und Hutten, auf welche er gleichfalls sein Auge gerichtet hatte, zurückstehen mußten. Die Studien über Huß kamen ihm später bei der Dichtung seiner Ziska-Romanzen zu statten. Es mag im ersten Augenblick überraschend sein, den pantheistisch-skeptischen Dichter des „Faust" in seinem nächsten Werke als christlichen Dichter auftreten zu sehen; bei reiferer Betrachtung jedoch verliert dieser contrastirende Uebergang, wobei der Schlußmonolog im Faust wohl die Brücke bildet, das anfänglich Befremdende. Die in alle Richtungen ausgehenden und oft wieder auf ihre Ausgangspunkte zurückkehrenden Bahnen des grübelnden Verstandes führten unvermeidlich hie und da an den stillen Siedeleien der frommen Gläubigkeit, des innigen Gottvertrauens vorüber, welche, wenn man von ihnen auch achselzuckend wegeilt, doch unwillkürlich zu Vergleichungen auffordern. Das Ergebniß konnte immer nur ein der Skepsis ungünstiges sein, denn dort blieb die Ruhe und Sicherheit, die befriedigende Abgeschlossenheit und das beseligende Glück, hier die Unruhe, die Ungewißheit, der Irrthum, das erfolglose Suchen, das unselige Entbehren. Lenau, von den brandenden Wogen des Zweifels emporgehoben, sah in der Ferne vor sich die Inseln der Seligen in sicherer Ruhe liegen. Manche Scene im „Faust" (darunter vorzüglich: „Der nächtliche Zug" III, 44, „Maria" II, 47, und „Der Maler" II, 48, „Der Abschied I, 61, dann selbst die Schlußworte in Mephisto's Munde

II, 92) beurkunden schon derlei Sehnsuchtsblicke in das Land der Glaubensseligen. Was lag näher, als zu versuchen, ob das Schiff nicht auf seinem eigenen regelmäßigen Kurse zu jenem Porte zu steuern sei? Das Bestreben, die Resultate christlicher Offenbarung als Vernunftpostulate darzustellen, den Glaubensdom so zu sagen mittelst des Verstandesgerüstes aufzubauen, ist begreiflich ein nicht mehr ganz neues. Wenn Lenau sich ihm auf poetischem Wege anschloß, so stand er schon damals ähnlichen Bestrebungen, welche selbst im rechtgläubigen Schooße der katholischen Kirche auftauchten und in neuester Zeit vor dem päpstlichen Stuhle um Anerkennung werben, vielleicht näher, als man gelten lassen möchte. Freilich konnte dieses Näherstehen gegenseitig nicht zur Befriedigung und Aussöhnung führen, denn eine Annäherung, welche nicht zur gänzlichen Vereinigung und Verschmelzung wird, rückt nur die noch unausgeglichenen Berührungspunkte und somit Stoff und Anlaß zu Reibungen näher an einander. Darum ist der Kampf der Religionen im Großen niemals so leidenschaftlich und erbittert, wie der Hader der sich befehdenden Sekten im Kleinen. So erlitt der in christlicher Gesinnung gedichtete „Savonarola" von jener Seite damals viel heftigere Angriffe, als später die in weit schroffer entgegenstehenden Anschauungen sich bewegenden „Albigenser." Daß Lenau's, des Katholiken, Auffassung in vorwiegend protestantischem Sinne gehalten war, wird uns durch seinen angebornen Freiheitssinn, welcher sich immer auf die Seite des Unterdrückten stellt, sowie durch den noch immer mächtigen Rest von Skepsis erklärbar, welchen er in seine damalige Glaubenssehnsucht mitgebracht hatte. Frankl erzählt: Lenau habe ihm auf die Frage: wie er „von der in alle Welt ausgegossenen Gottheit zu der geoffenbarten hinüber gedrängt worden sei?" nach einer bedeutungsvollen Pause erzählt, wie folgt: „Ich ritt einmal über die Haide, sie war schneebedeckt, aufflatternde Raben nur waren die schwarzen Gedanken der Haide. Ich fühlte mich mit meinem innern warmen Leben so allein in der weiten kalten Welt. Es kam mir lächerlich vor, mit dem kleinen Lebensfunken Trotz bieten zu wollen dem Alles starr machenden Winteroceane. Endlich mußte er doch siegen. Ich fühlte mich sehr einsam in der Welt und tief traurig — und so war ich, mich meinem Pferde überlassend, in einen Wald gekommen; jenseits desselben in einem Dorfe war ich von Freunden erwartet. Plötzlich spielte ein Lichtschimmer über die schneebedeckten Tannenzweige und bald sah ich mir zur Linken ein Jägerhaus, durch die Fenster leuchtete es lustig heraus, mich lockte ein seltsamer Zug, ich möchte es nicht Neugierde nennen, das Thun in dem einsamen Jägerhause zu belauschen. Ich stieg vom Pferde, band es an einen

Baum und schritt leise, um die Bewohner nicht zu stören, zum Fenster. Drin brannte ein lustiger Weihnachtsbaum, glückliche Kinder, halb fröhlich, halb erschrocken, ließen sich von ihren freudig bewegten Eltern Gaben hinabreichen, die an den Zweigen hingen. Ich konnte die Worte nicht hören, die sie sprachen, aber ich konnte sehen, daß die Eltern warm und selig bewegt sind, und ich fühlte mit ihnen, und die Thränen hingen als Reifperlen an meinen Wimpern. Ich kehrte zurück zu meinem Pferde, bestieg es und ritt weiter. Aber es war eine andere Stimmung in mich gekommen. Ich fühlte, daß die Kluft zwischen dem Leben des Menschen und der ihm kalt gegenüber trotzenden Natur eine unausfüllbare sei, und daß die Kreatur eines Mittlers bedürfe, damit sie nicht verzweifle und untergehe. Die Feier der Weihnacht in dem einsamen Jägerhause war ein Leuchten der Erkenntniß für mich, ich fühlte mich nicht mehr einsam, eine heitere, selige Stimmung goß sich, wie Wellen eines warmen Bades, um meine erstarrte Seele, und — so bin ich Christ geworden!" — Die so präcis und direkt gestellte Frage ist hier nicht ebenso präcis und direkt, nicht mit dem Verstande, sondern mit dem Gemüthe beantwortet; doch mag es nicht unabsichtlich geschehen sein, daß Lenau, eine motivirte Rechenschaft über zurückgelegte, aber noch nicht abgeschlossene Phasen seines Seelenlebens vermeidend, es vorzog die Antwort auf einem Umwege, mittelst eines Bildes, zu geben. Wir werden nicht irren, wenn wir die erzählten äußeren Erlebnisse nur als eine Symbolisirung innerer Durchgangsperioden gelten lassen und ihnen nur als solcher geschichtliche Wahrheit und Bedeutung zugestehen. Jene Erzählung enthält allerdings ein beiläufiges Glaubensbekenntniß, aber zugleich auch das Geständniß, daß dieses mehr auf dem überwallenden Gefühle, als auf fester Ueberzeugung beruhe; erst jenes hatte gesiegt, diese war von dem darnach ringenden Verstande noch nicht gewonnen. Er war nur angezogen, gefesselt, nicht befriedigt vom Christenthum, kurz er war noch nicht Christ im ganzen Sinne geworden und wollte nicht bekennen, daß er noch in einem höheren Präparandenkurse begriffen sei. So konnte jenes Glaubensbekenntniß keine lange Dauer versprechen, und wirklich sehen wir den Dichter bald darauf in den „Albigensern," obschon noch immer auf dem Felde glaubensgeschichtlicher Kämpfe, eine entschieden divergirende Richtung einschlagen. Ein Brief Lenau's vom 23. Januar 1837 an Justinus Kerner enthält folgende, in obigem Sinne bezeichnende Stelle: „Ich habe Dir gar viel zu sagen. Den alten pantheistischen Dämon habe ich dahin geschickt, von wannen er gekommen, d. h. zum Teufel. Ich habe in meinem Herzen scharfe Musterung gehalten und viel Gesindel daraus fortgejagt, und dieses Herz zur

Herberge umgeschaffen für gute freundliche Gäste, die Du auch liebst und hegst und die, wenn sie mich nicht wieder verlassen, mir wohl hinüberhelfen werden über die abendliche Strecke meines Lebensganges. Weißt Du schon, daß ich einen Savonarola dichte? daß ich ihn von ganzem Herzen dichte? Ich freue mich, Dir in deinem Thurm beim magischen Lichte der farbigen Fensterscheiben dieß Gedicht vorzulesen. Oft erinnere ich mich an diesen Thurm und an Dich, den lieben Thürmer. Ja, diese gemalten Fensterscheiben! Nichts versinnlicht mir das Mittelalter mit seinem schönen Geiste mehr als die Glasmalerei. Gibt es in der ganzen Erdenwelt eine so innige durchdrungene Farbe als die des gemalten Glases? Ist dieß nicht so zu sagen eine verkörperte Farbe und gleicht so eine glühend rothe Scheibe nicht dem glühenden durchsichtigen Herzen eines mittelalterlichen Mystikers?"

Das Gedicht „Savonarola" erschien im Jahre 1837 (in Stuttgart bei Cotta), gewidmet dem Dr. Johannes Martensen in Kopenhagen, mit welchem, während dessen Aufenthalt in Wien, der Dichter in vertrautem, gegenseitig lehrreichsten Verkehr gestanden war und dessen Umgang er „ein wahres Gedankenbad" nannte. Lenau rühmte noch oft anerkennend die vielfache Anregung und Förderung, die er während der Arbeit des Savonarola diesem tiefen Denker und gründlichen theologischen Gelehrten zu danken hatte. Nicht ohne Einfluß auf das Gedicht waren die von Dr. David Strauß in seinem „Leben Jesu" niedergelegten Forschungen geblieben, obschon in einem dem Geiste dieses Werkes entgegengesetzten Sinne. Der Erfolg des „Savonarola" blieb hinter jenem des Faust zurück und war überhaupt ein ziemlich ungleichartiger, nur langsam durchgreifender. Der unbefangenen Würdigung der großen poetischen Schönheiten des Gedichtes stand bei sehr Vielen die darin niedergelegte Tendenz hemmend im Wege. Die in ihren Tiefen sehr auseinandergehenden Richtungen der damaligen Zeit brachten doch auf ihrer Oberfläche einen allzeitfertigen allgemeinen Maßstab mit, nach welchem alle Erscheinungen, selbst Kunstwerke, gerichtet werden sollten. Herrschte auch unter den Männern des Fortschrittes Zusammenhalt und Einmüthigkeit im Widerstande nach einer bestimmten Seite hin, so lagen doch schon damals durch die Ungleichartigkeit der Motive und der Ansichten über das zu erstrebende Ziel und die dahin führenden Mittel zahlreiche Keime der Spaltung in den scheinbar enggeschlossenen Schaaren. Jene imposante einheitliche Haltung nach außen hatte späterhin den so leichten allgemeinen Sieg der liberalen Opposition, jener Mangel inneren Zusammenhanges nebst dem Versäumnisse, sich darüber vor der Katastrophe klar und gerecht geworden zu sein und sich verständ-

licht zu haben, hatte die Erfolgarmuth und den Zerfall nach derselben zur Folge. Lenau's neues Werk war zu selbstständig und eigenthümlich, um sich dem allgemein beliebten Maßstabe, dem übrigens als Höhemesser der Zeitströmung eine bedingte Berechtigung nicht abgesprochen werden kann, zu fügen. Die nachbetende Menge, nur die eine Schablone kennend, beehrte auch ihn bald mit den bekannten Verdächtigungen, zieh ihn des Abfalls von der guten Sache, der Hinneigung zum Mysticismus und Pietismus; ein jugendlicher Verehrer Lenau's, der Dichter Uffo Horn, fand sich dadurch veranlaßt, in einem eigenen Schriftchen die Vertheidigung des Angegriffenen zu führen.* Der Dichter selbst spricht sich zu einer spätern Zeit (am 1. November 1839), wo der Standpunkt des „Savonarola" für ihn ein bereits überwundener war und die „Die Albigenser" ihn beschäftigten, darüber gegen Hermann Marggraf** aus: „Mystik halte ich für eine Krankheit. Mystik ist Schwindel. Die religiöse Spekulation kann allerdings eine Höhe erklettern, wo ihr wie der Sophie Achamoth die Augen vergehen und sie von unwiderstehlicher Sehnsucht getrieben wird, sich in den Abgrund des Göttlichen zu stürzen; allein solcher Zug nach der Tiefe ist eben ein Symptom des geistigen wie des körperlichen Schwindels." Bei so verschiedenartig nüancirten Parteistellungen konnte sich nur eine verhältnißmäßig kleine Schaar einsichtsvoller Meinungsgenossen finden, um völlig mit Wahl und Auffassung des Stoffes einverstanden, aus Ueberzeugung in den enthusiastischen Ausruf J. Kerners einzustimmen: „Der Savonarola ist ungeheuer, ein Meisterstück aller Meisterstücke." Im Allgemeinen anerkannte man die größere Einheit und Abrundung der Composition, man stieß sich aber an dem Stoffe, dem Helden, für dessen überwiegend kirchliche Bestrebungen sich unser Zeitalter auch dichterisch nicht mehr zu erwärmen und zu begeistern vermöge. Manchen ermüdete das oft wiederkehrende Predigen und Dogmatisiren in Romanzenform; und doch bleibt es ein ächtes Merkmal hoher dichterischer Begabung und ein großes Verdienst Lenau's, die Abstractionen eines religiös-philosophischen Ideenganges, deren faßliche Entwicklung selbst in freier Prosa schwierig, in metrischer Form, in Bildern und Gleichnissen so verständlich, klar und zugleich dichterisch schön dargestellt zu haben. Hiebei scheint ein pantheistischer Dämon dem Dichter den rächenden Streich gespielt zu haben, daß die künstlich angeeignete Absicht der ursprünglichen Strömung seiner poetischen

* „Nikolaus Lenau, seine Ansichten und Tendenzen mit besonderer Hindeutung auf sein neuestes Werk Savonarola." Hamburg 1838.

** S. Blätter für literarische Unterhaltung. 1854, Nr. 7.

Natur unterliegen mußte, denn Savonarola's christliche Eiferrede gegen Mariano's poetische Verherrlichung des klassischen Alterthums steht dieser an überzeugender Kraft nach, und für den Leser geht nicht Savonarola, sondern Mariano als Sieger aus dem Kampfe hervor. Nicht besser besteht Savonarola am Krankenlager Lorenzo's v. Medicis, wo er mit seiner Eifer- und Strafrede gegen die von Ueberzeugungstreue und der Ueberlegenheit ruhiger Geistesklarheit eingegebene Gegenrede des Sterbenden offenbar im Nachtheile bleibt. Kritische Tonangeber waren durch den Ausfall des prophetischen Savonarola auf die „Hegelschule" verletzt oder doch verstimmt worden. Lenau erklärt in jenem Briefe an H. Marggraf diesen Ausfall als einen „pruritus ingenii", dessen muthwillige Strophen ihm zwar vielen Verdruß zugezogen, die er aber demungeachtet nicht bereue. Künstlerische Naturen verargten ihm die Vorliebe für mittelalterliches Kunstleben, das er auf Kosten der Antike erhebe. Auf einer Seite waren dem Dichter früher Befreundete entfremdet worden, auf der gegenüberstehenden Seite hatte neben den Gewalthabern der weltlichen Macht, welche die Philippika gegen das Königthum und das feurige Lob der Republik verstörte, nun auch die klerikale Partei, welche ihm die Angriffe auf das entartete Papst- und Kirchenthum nimmer verzeihen konnte, die Zahl seiner Gegner verstärkt. Die Stellungen der Meinungsgenossen waren so eigenthümlich verschoben, daß selbst Lobeserhebungen, wie jene W. Menzels, dem Werke nicht nützen, den Dichter nicht erfreuen, ja sogar veranlassen konnten, sich gegen die abgeschmackte Anschuldigung: er sei ein „versificirender Schildknappe" Menzels, brieflich zu vertheidigen. Die damalige Zeit hatte ihr Licht in so viele und bunte Farbenbrechungen zersplittert, daß ihr kein voller ungetrübter Strahl übrig blieb, um das eigenthümliche Dichterwerk und dessen wahre Schönheiten mit ruhiger Klarheit zu beleuchten.

Sind Lenau's künstlerische Intentionen hier zum Theil gescheitert, so lag es wohl großentheils an seinem Gegenstande. Der Dichter legte immer großes Gewicht auf die Wahl seiner Stoffe. „Das künstlerische Geschick allein genügt nicht," sagte er einst zu einem ihm sehr nahe stehenden poetischen Freunde, „hätten Canova und Thorwaldsen ihre Werke in Töpferthon ausgeführt, diese wären längst schon zerfallen. Es giebt Poeten, welche ein schönes Gestaltungstalent an gebrechlichen Gyps oder bröckeligen Sandstein verschwenden von jenen Vielen, die in Koth modelliren, gar nicht zu reden; — wir müssen aus edleren Stoffen formen, einen tüchtigen Block Marmor für unsern Meißel wählen, das dauert und ist der Arbeit werth." Es läßt sich aber nicht läugnen, der historische Savonarola

enthält zu viele Erdentheile, um als Marmor oder reines Erz gelten zu können; ihm fehlte die uneigennützige Glaubensweihe der großen Reformatoren, er war ein sehr weltlicher Factionsmann und wühlender Demagog, nicht ohne selbstische Pläne und innerlich vielleicht eben so häßlich, wie äußerlich. Zu der Schilderung Frankls von den widrigen Zügen Savonarola's auf dem Porträt, das jener in Italien gesehen, lachte Lenau hellauf; ebenso beseitigte er die geäußerten sittlichen Bedenken jenes ersteren Freundes und dessen Aeußerung: „für diesen Kerl hätt ich keine Feder eingetunkt!" mit herzlichem Lachen. Der Dichter meinte wohl durch seine Auffassung und Zuthat den Savonarolastoff zu Marmor härten zu können; er hatte sich damit eine zweifache Arbeit auferlegt, die des Stoffschmelzens und die des Formbildens. Was Wunder, wenn ihn bisweilen die Kraft oder die Ausdauer verließ? Die Welt aber beachtete den Künstler weniger in der Größe seiner Aufgabe und Kraftäußerung, als in den Momenten seiner Ermüdung.

Solche Mißkennung und Vernachlässigung ging dem gegen Huldigungen der öffentlichen Meinung keineswegs gleichgültigen Dichter tiefer zu Herzen, als er merken lassen mochte. Die fortgesetzte Vertiefung in philosophische und kirchengeschichtliche Studien, in die mystischen Schriften der Kirchenväter und Gnostiker, in Schuberts Ansichten von der Nachtseite der Natur, in die physio-theosophischen Spekulationen Franz von Baaders, dessen persönliche Bekanntschaft auf Niembsch große Anziehungskraft geübt hatte, führten ihn immer tiefer in Gebiete, die für ihn um so gefährlicher wurden, je anlockender sie waren. Hiezu trat wohl als Folge der unwilligen Abgewandtheit von Welt und Leben, die träumerische Versenkung in sich selbst, die Anstrengung nach dem mysteriös-unerreichbaren Ziele, „dem Weltgeheimniß in den Schlund zu schauen," die äußerste Anspannung seines Geistes zu dem höchsten seiner dichterischen Kraft möglichen Aufschwunge, das aufreibende Sich-hingeben an seine Stoffe und Sich-hineinleben in seine Helden, wie in ein anderes Selbst; es kann ohne Uebertreibung behauptet werden, daß Lenau die Seelenqualen seines Faust, das Martyrium seines Savonarola, die Leiden und Kämpfe seiner Albigenser moralisch mitgelebt habe. — Die Beziehungen zu jener anmuth- und geistvollen Frau, deren wir bereits erwähnten, waren durch die Macht der Gewohnheit und den Zauber des gegenseitigen Aufschließens und Verständnisses der Seelen immer fester und inniger geworden, traten aber eben darum mit der tragischen Gewalt gänzlicher Aussicht- und Trostlosigkeit um so erschütternder an sein Herz heran, dem sie schon den verzweifelnden Aufschrei entpreßt hatten:

„Undank thut wohl und jedes Leid der Erde,
Ja, meine Freund' in Särgen, Leich an Leiche,
Sind ein gelinder Gram, wenn ich's vergleiche
Dem Schmerz, daß ich dich nie besitzen werde!"

(I, 183.)

So hatte des Dichters Weltanschauung in den Jahren nach dem Erscheinen des „Savonarola" bis zur Vollendung der „Albigenser" (1837—1842) die entschieden düsterste Färbung angenommen. Auch seine äußere Erscheinung war damals oft von einer für die Freunde beunruhigenden, für Fremde fast unheimlichen Finsterheit. Seinem Unmuth über Urtheile der damaligen Kritik, ja selbst über wohlgemeinte Einwendungen befreundeter Männer, machte er in einer Reihe polemischer Gedichte Luft, welche er unter dem Titel „Literarisches" seinen im Jahr 1838 bei Hallberger in Stuttgart erschienenen „Neueren Gedichten" einfügte. Die Rückkehr seiner durchaus edeln und gutmüthigen Natur zu einer ruhigeren Auffassung der Dinge veranlaßte ihn jedoch, die derberen und schrofferen jener Gedichte, namentlich solche, welche auf ihm sonst liebe Freunde gedeutet werden konnten, in den späteren Auflagen wegzulassen. Sie wurden jedoch aus den im Vorwort angegebenen Gründen unter der Rubrik „Lyrische Nachlese" der gegenwärtigen Sammlung angereiht. Ein Scherflein der Wohlthätigkeit für arme Landsleute war der „Prolog" (I, 225), welcher in einem Concerte zu Wien (1838) zur Unterstützung der in Ungarn durch Ueberschwemmung Verunglückten gesprochen wurde und dessen unantastbare Ganzheit der Dichter mit männlichem Trotze sieghaft gegen die streichlustige Censur vertheidigt hatte. Sonst fallen in diese Periode noch manche der schönsten, aber auch die schwermüthigsten und finstersten Erzeugnisse der Lenau'schen Poesie; wir brauchen nur an die Gedichte: „Auf meinen ausgebälgten Geyer" (I, 160), „Ein Herbstabend" (I, 97), „Die drei Zigeuner" (I, 176), „Frage" (I, 192), „Einsamkeit" (I, 184), „Traumgewalten" (I, 200), „Schlaflose Nacht" (I, 209), „An den Frühling 1838" (I, 218), „Der schwarze See" (I, 230), „Der offene Schrank" (I, 224), „Der einsame Trinker" (I, 240), „Beethovens Büste" (I, 256), „Am Sarge eines Schwermüthigen" (I, 258) u. A. zu erinnern. Jener Band „Neuere Gedichte" ist zudem von spezieller Wichtigkeit für die Geschichte der geistigen Kämpfe des Dichters, weil wir darin zwar zerstreut, aber an den inneren Fäden leicht auffindbar, die Verbindungsglieder und Uebergänge treffen zwischen der christlichen Weltanschauung, welche den „Savonarola" schuf, und der freieren, vom Dogma unabhängigeren Geistesrichtung, welcher die „Albigenser"

angehören. Das traurige Endergebniß seiner damaligen Stimmung aber faßte er in das furchtbare Wort zusammen:

„Die ganze Welt ist zum Verzweifeln traurig."
(I, 197.)

Unter diesen Umständen wird der nachfolgende Brief, welchen Niembsch aus Ischl am 28. September 1839 an seinen Schwager A. Schurz richtete, den Leser wohl nicht minder überraschen als seiner Zeit den Empfänger: „Geliebtester Bruder! Späten aber herzlichen Dank für Deine treuen Wünsche zu meinem Geburtstage. Wir rücken auch den Vierzigen zu, die Haare werden grau und noch immer ledig. Was glaubst Du, sollt' ich nicht ein Weib nehmen? Wenn mir auch kein alter Vater, wie in jenem Bergmannsliedel zuruft:

„Nimm Dir ein Weib
Für Deinen Leib!" — —

Willst nicht Du so gut sein und solchen Ruf an mich ergehen lassen? In Dingen, welche Glück brauchen, soll man sich immer auffordern lassen: Rogatus lude! Man gewinnt im Spiel, wenn einem die Karten aufgedrungen werden, und der heilige Altar, sit venia verbo, ist, wenn davor kopulirt werden soll, auch so eine Art Spieltisch. Unbegreiflich leichtsinnig heirathen die Weiber in's Gelage hinein; ich bewundere die Entschlossenheit, womit sie das Schauerliche beginnen. Also, Bruder! überleg' Dir's, und sage mir im Oktober, wo ich Dich sehen werde, was Du denkst. Der Gegenstand meiner kühnen Schicksalshypothese ist ...." Es war die berühmte Sängerin Karoline U...., geboren im Jahr 1800, somit älter als Lenau. Dieser hatte sie an dem gastlichen Tische eines befreundeten Hauses kennen gelernt und beim ersten Zusammentreffen die überwältigende Macht ihrer Kunst, den Zauber ihres anziehenden Umgangs erfahren. Demungeachtet gab er sein leicht überwallendes Herz, uneingedenk seiner Beziehungen zu Sophien und vielleicht die Art und Festigkeit der Bande, welche ihn an diese fesselten, arglos unterschätzend, unbedachtsam den Gefahren preis, welche der fortgesetzte Umgang mit jener weniger durch jugendliche Anmuth bezaubernden, als durch die Kunst verschönten und durchgeistigten Persönlichkeit über ihn verhängen mußte. Eine einsame Fußwanderung mit ihr durch das Salzkammergut war nicht geeignet, diese Gefahren zu vermindern und so kam es, daß bald sogar an eine ernstliche Verbindung gedacht und jene frühere Freundin in's Vertrauen und zu Rathe gezogen wurde. Schon das Wagniß einer solchen Mittheilung spricht bezeichnend für die eigenthümliche Besonderheit jener

Beziehungen. Hatte die siegreiche Macht der Kunst, und zwar der für Lenau unwiderstehlichsten, der Tonkunst, sowie der Glanz eines reichen kunstgeweihten Geistes das wandelbare Dichterherz durch Ueberraschung bewältigt, so daß er sein verschlossenes Selbst ganz entäußert, sich zu den feurigsten leidenschaftlichsten Briefen hinreißen ließ, so scheinen doch bei längerem Zusammensein die Umgangsformen und Bildungselemente der Theatererziehung allmählich störend und ernüchternd hervorgetreten zu sein; die selbstgewissen Prätensionen auf die modernen, dem Dichter wenig zusagenden Ritterdienste des Schawlnachtragens, Hutaufhebens, Eisbestellens u. s. w. die feurigen Gefühle bald abgekühlt zu haben. Ihr Bildniß, das die Künstlerin für Niembsch malen ließ, versah sie mit der sinnigen Ueberschrift: „Weil' auf mir, o dunkles Auge," dann aber auch, obschon in dunkler Ecke, mit der anspruchsvolleren Unterschrift: „Karoline v. Strehlenau, geborne U . . . ." Diese vorzeitige Besitzergreifung seines Namens konnte den so leicht verletzbaren Dichter nur unangenehm berühren. Nebst haushälterischen Bedenklichkeiten trat hierzu noch vorwiegend die Vorstellung Lenau's: „daß er bei einer so gewandten Bühnenkünstlerin am Ende, selbst bei ihren Gunstbezeigungen, nicht wissen könne, was daran nur Kunst, was Wirklichkeit sei." So trug dieses Bündniß in sich selbst die Keime der Auflösung, welche auch, beiden Theilen wünschenswerth, bald erfolgte, nachdem es dem Dichter früher noch gelungen war, die Urkunden seiner Leidenschaft, ein Päckchen Briefe, wovon einer bei Tieck in Berlin vorgelesen worden sein soll, durch kecke Ueberraschung wieder in seinen Besitz zu bringen. Diese rasch aufgeloderte Neigung aber hatte schon damals den Samen jenes Zwiespalts in sein Herz gestreut, der später für dieses so verhängnißvoll werden sollte; die Warnung welche in dem peinvollen Seelenkampfe lag, den er selbst zu bestehen und an der Freundin wahrzunehmen hatte, blieb leider unfruchtbar für die Zukunft.

Studien und Pläne zu einer epischen Trilogie, deren Helden Huß, Ziska und Hutten sein sollten, beschäftigten unsern Dichter seit dem Erscheinen des „Savonarola." Dieser Gedanke wurde bald wieder aufgegeben, nur ein Theil der dadurch angeregten Keime schoß in dichterische Garben; es entstand (1837) der Romanzencyclus: „Johannes Ziska. Bilder aus dem Hussitenkriege" (I, 331). Die fast gleichzeitige Idee, die französische Revolution in einer epischen Bilderreihe zu behandeln, kam gleichfalls nicht zur Ausführung. Mit großem Ernst und Eifer dagegen versenkte sich der Dichter nun in die Geschichte der Kreuzzüge gegen die ketzerischen Albigenser im südlichen Frankreich; aufs Gewissenhafteste studirte er jedesmal die

Quellen zu seinen Arbeiten. Der Stoff war dießmal reich an lebendiger Mannigfaltigkeit, voll hinreißenden Interesses und beziehungsreicher Bedeutung für die Strebnisse und Kämpfe der Gegenwart, nur fast zu umfang- und gestaltenreich für den Rahmen eines ebenmäßig gegliederten Kunstwerkes. „Freie Dichtungen" nannte Lenau sein Werk wohl ebenso mit Bezug auf den Inhalt, als auf die äußere Form. Hier ist es nicht der vereinzelte Märtyrer des rechtgläubigen Gedankens, dessen Kampf für ein abgeschlossenes Glaubensbekenntniß ihn zum Helden stempelt, sondern der freie menschliche Geist in allen jenen Richtungen, welche von der Kirche als Ketzerthum bezeichnet werden. Nicht der Sturm im Wasserglase soll verherrlicht werden, sondern der unwiderstehliche Anprall, womit die brandenden Wogen des geistigen Fortschrittes an die versinkenden Dämme des starren Dogma anstürmen; es sind die ewigen Kämpfe der Menschheit in wenigen, aber treffenden Bildern veranschaulicht. Der Dichter selbst nennt als Helden des Gedichtes „den Zweifel, den von Innocenz blutig gejagten und in Ketten geschlagenen, den aber das Klirren seiner Ketten und deren harter Druck nicht einschlafen ließen." Dazu das reizende Landschaftsbild der oliven- und weinlaubbekränzten Provence, mit der Staffage der buntesten Kriegerschaaren, denen allen das Kreuz als Banner gilt und die sich nur durch das Feldgeschrei unterscheiden; der ergreifende Contrast des Friedens und der Lieblichkeit in der Natur mit den Blut- und Zerstörungswerken der Menschen, den Schrecken und Gräueln des Krieges, an denen sich des Dichters Muse mit fast dämonischer Vorliebe weidet; im Hintergrunde, Alles überragend, der bannblitzsprühende Vatikan; welche Stoffe, welche Charaktere! Hatte der Dichter abermals religiöse Kämpfe zum Gegenstande genommen, so war doch sein Standpunkt hier ein ganz anderer, objektiverer geworden; die grübelnde Skepsis aber stand ihm wieder zur Seite, mit durchdringenderem, unbarmherzigerem Scharfblicke als je. Sein christliches Bekenntniß hat er abgelegt; die im „Savonarola" versuchte Vermittlung ist aufgegeben, der gescheiterte Versuch führt von der Glaubenssehnsucht zur Verzweiflung; und doch waltet in dem Gedichte ein schöner Glaube an die Menschheit und ihre Geschicke, an die Unüberwindlichkeit und Allmacht des Geistes. Das Christenthum ist ihm nur mehr eine geschichtliche Erscheinung, sein Glaubensbekenntniß formulirt sich in die Worte: „Der Geist ist Gott." — Das Gedicht erschien im Jahre 1842 (in Stuttgart, bei Cotta) unter dem Titel „Die Albigenser. Freie Dichtungen." Es erregte großes Aufsehen, erlitt mannigfachen Widerspruch, erfuhr aber auch reichlichen warmen Beifall. Aus Lenau's geistiger Heimath Schwaben schrieb G. Schwab am

29. August 1843 an den Herausgeber: „Wegen seiner Albigenser, die sich für den Glauben an die Sterblichkeit metzgen lassen, sind wir hiesigen Freunde in stillschweigendem Widerspruch mit Freund Niembsch;" dagegen konnte Reinbeck dem Dichter zu dessen Freude von dort die Mittheilung machen, daß protestantische Damen sich des Werkes sogar als Gebet- und Erbauungsbuch bedienen. Als solches wäre der „Savonarola" wohl geeigneter gewesen; die religiöse Anschauung in den „Albigensern" hat den protestantischen Standpunkt längst überholt. (Man vergleiche hierüber die kleine Schrift von Th. Opitz* als eingehenden Wegweiser durch Lenau's Schriften mit vorzüglichem Bezug auf deren religiös-philosophische Gesichtspunkte.) Darüber war die Kritik, die auch hier künstlerische Einheit der Composition vermißte, aber deren Mangel durch die Massenhaftigkeit des Stoffes zu entschuldigen geneigter war, im Wesentlichen einig, daß des Dichters Genius in diesem Werke stellenweise seine höchste Höhe erklommen habe, daß das Buch großartige Schönheiten, der ersten Dichter würdig, enthalte, daß es an Tiefe und Schlagfertigkeit der Gedanken, an Reichthum und Pracht der Bilder, an lebenvoller Plastik der Gestalten, an erschütternden, aber auch an anmuthigen Schilderungen, an keuscher und doch glühender Freiheitsliebe kaum von irgend einem poetischen Werke der Neuzeit erreicht werde. Man tadelte die Beziehungen auf die Gegenwart, die Modernisirung der damaligen geistigen Bewegung; ein neuerer Kritiker reklamirt dagegen mit Recht dem Dichter die Befugniß „einen geschichtlichen Gehalt zu *vertiefen*."** Wir möchten beifügen, es werde dadurch wohl nur ein ursprünglich vorhandener, verloren gegangener, von der Massenströmung überflutheter tieferer Gehalt wieder hergestellt und gerettet. Jede größere weltgeschichtliche Bewegung trug unerläßlich ihre sittliche Nothwendigkeit, ihre geistigen Motive, ihre Berechtigung in sich; doch war es immer das Loos aller großen Bewegungen, daß dieser edlere reinere Gehalt im Wogen der Volksstürme in die Tiefe gesenkt oder verschüttet wurde, verflachte oder verwilderte. Unsere Tage haben Aehnliches erlebt und von dem tiefern Gehalte und der sittlichen Berechtigung der letzten Erhebung scheint sogar die Erinnerung verschwunden. Einst vielleicht wird ein späterer Denker und Seher jenen wahren Gehalt wieder zu Tage heben. — Lenau's „Albigenser" bleiben in der That die gewaltigste Schöpfung seines Dichtergeistes, und durch den

* Nikolaus Lenau. Eine ausführliche Charakteristik des Dichters nach seinen Werken. Herausgegeben von Theodor Opitz. Leipzig 1850.

** S. den Aufsatz „Die neue deutsche Lyrik" im 8ten Bande der „Gegenwart." Leipzig 1853, S. 41.

prachtvollen Schluß jenes deutungsvollen „Und so weiter," hat er nicht nur sein Lied in die Unendlichkeit fortgesetzt und ewig neu erhalten, sondern auch für sich selbst von der Zukunft gleichsam Besitz ergriffen.

Auch Lenau gehört durch seine größeren Dichtungen dem Gebiete der politischen Poesie an, deren Loos es scheint, in den Zeiten ihrer Berufsblüthe ebenso überschätzt, als nach erfüllter Sendung gering geachtet zu werden. Aber die Muse spannt auf ihre Lyra nur dann die ehernen Saiten, wenn die Zeit ihr das Erz dazu schmiedete. Wie sich in der reinen Lyrik die Subjectivität des Dichters, so prägt sich in der ächten politischen Poesie die Subjectivität der Zeitperiode aus. Nach zwei Richtungen wirkend, wird der bedeutendere politische Dichter sowohl der Welt- als der Literaturgeschichte angehören und von beiden gerichtet werden. Als politischer Dichter mußte Lenau nach seiner ganzen Anlage und Bildungsgeschichte ein religiöser Dichter werden. Sein tiefer dringender Geist begnügte sich nicht auf der Oberfläche, in Aeußerlichkeiten zu lesen, der Zeit die Schlagworte von den Lippen zu singen, sondern er horchte auf die rauschenden Quellen der Tiefe und belauschte ihren Herzschlag. Er suchte die Freiheit im „Savonarola" durch den Glauben, in den „Albigensern" durch den Nichtglauben, dort im Widerspruch mit seiner Zeit, hier auf deren damaligen Standpunkten, eines Restes religiöser Anschauung sich niemals ganz entäußernd. Es mag ein Irrthum gewesen sein, die Geistesfreiheit innerhalb einer Schranke, sei es auch die geheiligte des Dogma's, zu suchen, welcher folgerichtig damit endigen mußte, diese zu durchbrechen oder zu beseitigen.

Obschon Lenau sich aus Grundsatz dem Leben der Höfe und höheren Gesellschaftskreise ferne hielt und selbst unauffälligen Begegnungen, wie jener mit dem populären Erzherzog Johann, scheu auswich, — er wies selbst die als Auszeichnung geltende Aufnahme in jene Schichten mit dem stolzen Worte zurück: „ich will nicht exceptionell sein, ich mag diese Narren- und Poetenfreiheit nicht haben," — obschon er dem in dem Gedichte „Protest" (Nachlaß, II, 330) niedergelegten Gelöbnisse: daß ihm eher die Hand am Saitenspiel herunterfaulen möge, ehe er ein Fürstenlied singe, mit Festigkeit treu blieb, so konnte und wollte er sich doch der an ihn ergangenen Aufforderung nicht entziehen, das Jubelfest des greisen Erzherzogs Karl, dessen Kriegerlaufbahn nun das 50ste Jahr abgeschlossen hatte, poetisch zu verherrlichen. Da er selbst sich längst zu der ehrwürdigen Heldengestalt, in welcher die hohe Stellung der Geburt sich mit dem größten Verdienste und der einfachsten Schlichtheit und Bürgertugend vereinigte, in Achtung und Neigung hingezogen fühlte, ließ er sich

gerne dazu durch die freundlich geselligen Beziehungen bestimmen, in welchen er seit Jahren zu dem Familienkreise des erzherzoglichen Hofrathes v. Kleyle stand und denen noch andere seiner Gedichte, z. B. „An Luise" (I, 204), „An eine Wittwe" (I, 210), „Auf eine goldene Hochzeit" (I, 211), „Im Vorfrühling" (I, 239), „Die Blumenmalerin" I, 232) ihre Entstehung verdanken. So entstand der „Prolog, gesprochen in Wien am 17. April 1843 zum Jubelfeste des Erzherzogs Karl" (Nachlaß, II, 348), gewiß kein Huldigungscarmen gewöhnlicher Art, sondern ein ächtes begeisterungsvolles Dichterwerk, kein Fürsten-, sondern ein Heldenlied. Ein Exemplar jener schönen goldenen Denkmünze, die als Festandenken nur für gekrönte Häupter und Glieder souverainer Häuser bestimmt war, fand sich als Zeichen der dankbaren Erkenntlichkeit des greisen Aspernhelden in dem Nachlasse des Dichters, wohl auch eines Souverains und Helden auf anderen Gebieten.

Von seinen Ausflügen nach Schwaben, welche er in unregelmäßiger Periodicität immer wieder ausführte (wir finden ihn dort im März und Juni 1840, im Frühling 1841, in den Sommern 1842 und 1843 und zuletzt in dem verhängnißvollen Jahre 1844), brachte Niembsch kaum mehr wie sonst die gewohnte Anregung, Geisteserfrischung und Befriedigung zurück. Die finstere Spekulation und Ungläubigkeit des Dichters konnte sich auf dem festumfriedeten Boden der christlichen Gläubigkeit nicht mehr ganz heimisch fühlen, das dämonische Element seiner Leidenschaftlichkeit stimmte wenig zu den ruhigeren Weltanschauungen seiner dortigen Freunde, mit denen er doch sonst so viel Verwandtes und Gemeinsames hatte. War auch der alte warme Zug des Herzens von Zeit zu Zeit wiedererwacht, hatte er auch den Freunden einzelne schöne Stunden der liebevollsten Hingebung zugeführt, so waren doch auch Augenblicke, nicht zwar der Entfremdung, aber doch des kälteren Entferntstehens und Widerspruches eingetreten. Selbst Kerner ward zeitweise vernachlässigt und doch hatte Niembsch ihm am 23. Januar 1837 aus warmer Seele geschrieben: „O Freund, Du bist ein sehr guter Mensch, denn in meinen besten Stunden liebe ich Dich am liebsten, da geht mir erst Dein Bild recht auf; Du bist Einer von den Wenigen, nach denen ich mich umsehen, nach denen ich fragen werde, wenn ich dort ankomme, wo kein Zweifel mehr ist und kein Haß, sondern nur Wahrheit und Liebe." Zog es den Dichter auch öfters noch an die schlichtbürgerlichen Herde der älteren Freunde zu einem ländlich schmackhaften Mahle oder einem idyllisch-contemplativen Spaziergange zurück, so war es damals doch vorwiegend die elegantere und geräuschvollere Haushaltung des ritterlichen Poeten Alexander Grafen von

Württemberg in Serach bei Eßlingen, welche, wohl des Contrastes wegen, dem still in sich gekehrten Lenau am meisten zuzusagen schien. Nebst der unläugbaren Neigung des Dichters zu edelmännischem, der kleinbürgerlichen Sorgen enthobenen Glanz und Wohlleben, mag vielleicht auch eine dunkle Ahnung ihres beiderseitigen nur mehr kurzen Weilens hienieden die beiden Freunde enger an einander geschlossen haben; hatte doch Graf Alexander in einer Antwort: „Auf Lenau's einsamen Trinker" prophetisch gesungen:

„Laß in ein Grab uns sinken,
Daß wir vereint
Zugleich beweint
Dereinst als Schatten schweben!"

Nur der gemüthliche Frieden, das warme Wohlwollen des Hartmann-Reinbeck'schen Hauses war so tiefbegründet und unzerstörbar, daß es, ungeachtet der Wankelmuth des Freundes auch hier kleine Störungen veranlaßte, doch immer das gastlich einladende Patmos blieb, wo er am liebsten und längsten weilte und für seine Inspirationen am ehesten Beruhigung oder künstlerische Gestaltung gewann. Aber selbst Emilie Reinbeck, die edle mütterliche Freundin Lenau's, dem sie „all die Liebe und Sorge widmen" wollte, welche sie einem Kinde geschenkt, wenn der Himmel ihr nicht dieß Glück versagt hätte, mußte die wahrnehmbare Wandlung beklagen und sich gestehen, daß sie oft „eine wunderbare Scheu vor allen Berühmtheiten anwandle, die so groß dastehen vor der Welt und in ihrer Eitelkeit so klein sind, daß ein beschränkter Geist mit einem frommen demüthigen Herzen und aufopfernder Nächstenliebe gewiß vor Gott weit höher steht." Sie kann es nicht verläugnen, daß ihr Herz „mehr an dem alten Niembsch als an dem fortgeschrittenen Lenau hängt, an dem ursprünglichen Quell seiner Poesien, dem klaren gebirgshellen mehr, als an dem namhaften Strome, in den schon so viele fremde Bäche eingemündet haben." Sie bezieht aber dieß Gleichniß „weniger auf seine Dichtungen als auf den Dichter selbst, auf sein Herz, das sich immer mehr dem Alten ab- und Neuem zuwendet." Die innerlich durch mächtige Gedanken- und Gefühlskrisen motivirten, äußerlich aber den Anschein launenhafter Wankelmüthigkeit tragenden öfteren Verstimmungen, raschen Absprünge und Uebergänge, mitunter die ersten Anzeichen eines kleinmüthigen Verzagens an seiner Lebensaufgabe konnten einem nur einigermaßen aufmerksamen, geschweige einem liebevoll auf ihm haftenden Auge nicht entgehen. Sie waren auch in Wien weder den Freunden, noch dem Scharfblicke

jener mehrerwähnten geistreichen Freundin entgangen. Die aus Gesundheitsrücksichten gebotene Anwesenheit der letzteren mit ihren Angehörigen in dem Soolenbade Ischl führte in jenen Jahren auch unsern Dichter regelmäßig auf einige Wochen des Spätsommers in den reizenden Badeort. Mag die süße Gewohnheit des Nebeneinanderlebens, die Ungestörtheit des innigen Verkehres, für Augenblicke eine gewisse Milde und Ruhe, vielleicht auch momentan das Gefühl des Glückes in Lenau's Beziehungen zu jener Dame geflößt haben, so daß er in fast heiterer Stimmung seine vorwurfsvolle Apostrophe an den regenreichen „Ischler Himmel 1838" mit den Versen schließen konnte:

„Hätte Ischl nur dich und seine Soolen
Hätt' ich mit einem Fluche mich längst empfohlen,
Doch nebst dir und deinem Wolkengewimmel
Hat es zum Glück noch einen andern Himmel!"

so blieb doch dieses Verhältniß, durch seine Aussichtslosigkeit und Unlösbarkeit zugleich, die ihm in den Stunden der Einsamkeit und Selbstschau immer wieder tief und zermalmend zu Herzen ging, der fortnagende Wurm an seinem Dasein. Einzelne Sonnenblicke glücklicherer Selbstvergessenheit konnten den Quell der Leiden, der mit immer neuer Kraft wieder hervorbrach, nicht versiegen machen und steigerten nur die Intensivität des Schmerzes, die Bitterkeit des fortdauernden Seelenkampfes, welche ihn schon einst an einem „schweren Abend" in die Verzweiflungsworte ausbrechen ließ:

„Und als ich mußte scheiden
Und gute Nacht dir bot,
Wünscht' ich bekümmert beiden
Im Herzen uns den Tod." (I, 183.)

Hatte die zu dem letzten dichterischen Werke eingeschlagene Studien- und Gedankenrichtung die Welt zwar mit einer großartigen dichterischen Schöpfung bereichert, so brachte sie doch für den Dichter selbst weder die Lösung seiner an das Buch des Lebens gestellten Fragen, noch gewährte sie ihm sonst innere Befriedigung; sie hatte ihn nur dicht an die schwindelnden Abgründe der Wissen und Glauben spaltenden Kluft hingestellt. Ein Schritt weiter in dieser Richtung war unmöglich; eine Umkehr, oder vielmehr eine Rückkehr auf früher eingeschlagene Pfade blieb unvermeidlich. Wo die übersinnliche Welt die Antwort schuldig geblieben, wird die Sinnenwelt vielleicht verständlicher reden; auf dem Wege

des Sensualismus ist dem „Weltgeheimniß" vielleicht näher zu kommen. Von allen größern Dichtungen Lenau's hatte der „Faust" äußerlich den bedeutendsten Erfolg gehabt, wohl bestimmte auch diese Rücksicht den Dichter zur Umkehr auf die dort verlassenen Bahnen. So erfolgte nicht inconsequent die Wahl des „Don Juan" als neuesten Gedichtstoffes; dieser sollte dem spiritualistischen Faust, der noch seiner sensualistischen Hälfte entbehrte, als gegensätzliche Ergänzung zum dichterischen Abschlusse dienen. Die schon von Grabbe versuchte Nebeneinanderstellung der Gestalten des Faust und des Don Juan erscheint als ein bedeutsamer Fortschritt in dem Verständnisse und der Durchbildung der Faustsage. Lenau griff den verbindenden Gedanken wieder auf und zwar um so eifriger, als er dadurch eine nicht unbemerkt gebliebene Lücke seiner Faustdichtung auszufüllen hoffte. Die grobsinnlichen Scenen im Faust, künstlich berechnet, kalt ausgeführt und kurz abgefertigt, wie sie sind, waren eher geeignet, jene Lücke hervorzuheben, als zu verdecken. Lenau's Don Juan sollte ein denkender, feinerer Sinnenmensch, kein Weibern ewig nachjagendes Heißblut sein; ihn bewege die glühende Sehnsucht „ein Weib zu finden, welches das inkarnirte Weibthum ist und ihn alle Weiber der Erde in der Einen genießen macht." — Hiebei mag es als eine naturwidrige Inversion in der Ordnung der Dinge erscheinen, daß der jugendliche Lenau einen „Faust," der ältere reifere Mann jedoch einen „Don Juan" dichtet; das Umgekehrte wäre jedenfalls das Naturgemäßere gewesen. Lenau aber hatte unläugbar einige Aehnlichkeiten mit einem asketischen Mönche; die erste Innigkeit und Stärke des heiligen Berufes überwiegt bei jungen Novizen alles Andere; erst älteren reiferen Mönchen wird die naturwidrige Entsagung fühlbarer und geben die sinnlichen Anfechtungen zu schaffen. — Der Dichter arbeitete anfänglich mit großer Liebe und Lust an seinem neuen Werke; er las den Freunden gerne Einzelnes daraus vor, z. B. die Klosterscene mit den zwölf weiblichen Pagen, die Waldscene mit Catalinon u. a. Die Bedenken der Freunde, daß er wieder einen so oft und in allen Formen besungenen Helden gewählt habe, beseitigte er mit den Worten: „Mir hat beim Faust die große Dichtung Goethe's nicht geschadet, es wird mir die Byrons beim Don Juan auch keinen Eintrag thun. Jeder Dichter ist wie jeder Mensch ein eigenthümliches Ich." Dieses tapfere Lenau'sche Ich scheute nicht die von Andern bereits ausgebeuteten Erzgruben; im Gegentheile reizte ihn gerade dieser Umstand zu dem Versuche, welche Schätze die poetische Wünschelruthe in seiner Hand noch heraufzuzaubern vermöge. Der große Eifer für diesen, ihm eigentlich doch fremdartigen Stoff, den er sich mehr aus künstlerischer Laune, denn aus wirklicher Begeisterung,

als poetische Aufgabe selbst aufgezwungen zu haben scheint, erkaltete jedoch allmählig wieder. In einem Briefe an Schurz aus Stuttgart am 4. Juli 1844 taucht nachträglich das stoffliche Bedenken auf, „Don Juan sei für das weibliche Publikum ohnedieß weniger geeignet.“ An Sophie schrieb er aus Baden-Baden am 27. Juni 1818: „Fürs Erste muß ich mir jetzt den „Don Juan“ vom Halse schaffen, um dann mit ungetheiltem Eifer an einen solideren Helden zu gehen.“ Solcher Mangel an Enthusiasmus und Respekt für seinen Helden scheint nicht ohne Einfluß auf die späteren Scenen des Gedichts, die man, im Vergleiche mit den Eingangsscenen, von flüchtigerer Ausführung und geringerer poetischer Kraft finden wird, geblieben zu sein. Einige wollten darin schon eine Abnahme der geistigen Zeugungskraft, die Vorboten auch des physischen Verfalls, erkennen. Der Dichter fühlte die obwaltenden Uebelstände selbst, als er aus Stuttgart am 5. Mai 1844 an die Freundin den Wunsch richtete: „Möchte mir doch bald die rechte Stimmung werden zur Abrundung der bis jetzt allzufragmentarischen Scenen.“ Diese Stimmung scheint er nicht mehr gefunden, die heranrückende Katastrophe ihm dazu nicht die Zeit gelassen zu haben. Das Gedicht, welches erst nach dem Tode des Dichters vor die Oeffentlichkeit trat,* war unter seinen Händen weder bis zum letzten künstlerischen Pinselstriche, noch bis zur äußerlichen Druckbereitschaft gediehen. Die angeführten Aeußerungen des Dichters selbst und die in dem Werke wahrnehmbaren Lücken, der Mangel der nöthigen Verbindungsglieder und vermittelnder Uebergänge nebst andern Kennzeichen sprechen für diese Annahme. B. Auerbach** hält den vorfindigen Gedichtschluß, den er als „einen wesentlich pathologischen Schluß“ bezeichnet, für ein nur „provisorisches Nothdach.“ Andern wird dieser Schluß in so ferne ein nothwendiger scheinen, als er durch die ganze vom Dichter gewählte Auffassung und Behandlung des Gegenstandes bedingt wird und nur durch eine Ueberarbeitung des Ganzen beseitigt werden konnte. Die Frage: ob der Dichter durch den Einfluß des ihm befreundeten, seinem Heros abholden Frauenkreise, sich nicht später vielleicht doch zu einem Umgusse oder dem gänzlichen Aufgeben des anstößigen Helden bewogen gefunden hätte, ist durch die eingetretene Schicksalswendung eine unfruchtbare geworden. Soviel ist gewiß, daß er in den letzten Momenten seiner Verstandesklarheit das Gedicht selbst in der jetzigen fragmentarischen Form, seines Dichternamens

* In „Nikolau's Lenau's dichterischer Nachlaß, herausgegeben von A. Grün.“ Stuttgart und Tübingen, 1851.

** S. dessen: „Der letzte Sommer Lenau's. Erinnerung und Betrachtung“ im „deutschen Museum“ 1851, erstes Heft.

nicht unwerth hielt, indem er den Herausgeber ausdrücklich mit dessen Veröffentlichung betraute.

Wie ein unwiderstehlicher innerer Zug ihn immer wieder, wenn gleich nur flüchtig, in die seligen Jugenderinnerungen, an den Herd des genügsamen Glückes der bisweilen scheinbar vergessenen Vertrauten seiner Seele führte, so flüchtete auch seine Muse aus dem Waffengeprassel und den Kampfesmühen ihrer großen Geisterschlachtgesänge, die Rüstung ablegend, wenigstens auf Augenblicke, in die tiefsten ewiggrünen Waldesschatten ihrer eigentlichen Heimath, wohin kein Laut der Tageskämpfe drang, wo dem lauschenden Ohre nur die Stimmen der Natur in melodisch-wehmüthigen Tönen vernehmbar waren, wo der Silberquell reinmenschlicher Begeisterung im dunkelsten, nur dem Geweihten auffindbaren Heiligthum des Haines rieselte. Dort schöpfte sie in durchsichtiger Schale die Welle der Verjüngung sich und der Welt zur Labung. So entstanden neben und fast gleichzeitig mit den Orgien des Don Juan die unvergänglichen und unvergleichlichen „Waldlieder“ (I, 266), der Zeit nach wohl die allerspätesten Hervorbringungen seiner lyrischen Muse; an melodischem Wohl- und Vollklang, an Neuheit und Frische der Bilder, an träumerischer Weichheit und tiefer Innerlichkeit der Empfindung den besten Gaben seiner lyrischen Blüthezeit ebenbürtig. Er dichtete sie auf seinen einsamen, oft vom richtigen Wege abirrenden Waldgängen nach Weidling, wo seine Schwester damals wohnte; die einfache Naturgewalt in ihrer Lieblichkeit hatte die Macht über ihn noch nicht verloren. Diese Waldlieder sind ein schönes Ausklingen seiner Lyra, feierlich und beruhigend wie sommerabendlicher Glockenklang.

Wir treten nun an das verhängnißvollste Lebensjahr unseres Dichters. In den Scenen, die dem Leser vorzuführen sind, haben noch Lebende mitgewirkt; schonende Umsicht und Rücksichten der zartesten Art bleiben dem Biographen daher in mannigfacher Richtung auferlegt. Andrerseits sind ohne unser Zuthun bereits so vielfache Mittheilungen und partielle Enthüllungen vor die Oeffentlichkeit getreten, Persönlichkeiten sind erkennbar gezeichnet, sogar Namen sind genannt, fragmentarische Winke und Andeutungen sind gegeben und von dem zum Eindringen in dunklere oder räthselhafte Lebenswindungen ohnedieß sehr aufgelegten Theile des Publikums weiter ausgebeutet und bis an die Abwege irrthümlicher oder absichtlicher Entstellung verfolgt worden, daß es sofort ein unentschuldbares Versäumniß wäre, über jene Scenen mit verschleierndem Stillschweigen oder halbenthüllenden Worten hinweggleiten zu wollen; im Gegentheile ist es jetzt unsere Pflicht, die irrende Mißdeutung nach bestem Wissen

und Vermögen durch Klarheit und Verständlichkeit auf die rechten Bahnen zu weisen.

Niembsch war Ende März 1844 wieder nach Stuttgart gereist, wo er im wirthlichen Hause seiner gewöhnlichen Gastfreunde, wie immer, freundliche Aufnahme und Herberge fand. Nebst der Besorgung der siebenten Auflage seiner „Gedichte," dann der zweiten des „Savonarola" und der „Albigenser" beschäftigte ihn dort die weitere Durch- und Ausführung seiner Don-Juan-Dichtung. In Gesellschaft seiner edeln, der Stärkung ihrer Gesundheit bedürftigen Wirthe ging er Anfangs Juli nach Lichtenthal nächst Baden-Baden, zunächst in der dankbaren Absicht, jenen dort ein hülfreicher Pfleger und anregender Gesellschafter zu bleiben. Schneller jedoch als man selbst von dem so Wandelbaren erwarten konnte, vertauschte er das stille Lichtenthal mit dem geräuschvolleren Baden Anlaß zu dieser raschen Uebersiedelung gab ihm wohl einerseits die Besorgniß, jener schönen Aufgabe durch öftere eigene Verstimmungen nicht immer gewachsen zu sein, andrerseits auch das Bedürfniß, dem lebhafteren Verkehre und den mannigfaltigen, besonders musikalischen, Genüssen des eleganten buntwogigen Badelebens, im Umgange mit dort wiedergefundenen Freunden, darunter vornehmlich Berthold Auerbach, zu eigener körperlicher und geistiger Erfrischung, allenfalls auch zu weiteren Don-Juan-Studien in unmittelbare Nähe zu rücken. Hier wurde er durch die Nachricht von dem im Wildbade erfolgten plötzlichen Tode seines geliebten Freundes des Grafen Alexander v. Württemberg überrascht und auf's Tiefste erschüttert. Aber fast nicht minder überraschend und erschütternd wirkte auf die entfernten Freunde in Oesterreich die ihnen kurz darauf und zwar zuerst durch die Augsburger Allgemeine Zeitung zugekommene Nachricht von der mittlerweile stattgefundenen Verlobung des Dichters. Was sonst eine Freudenbotschaft zu sein pflegt, hatte damals für mehrere der dem Dichter am nächsten stehenden Freunde etwas wehmüthig Beklemmendes, wie eine unerwartete Unglückskunde. Die Stärke der Bande, welche ihn anderweitig fesselten, war nicht unbekannt, ebenso sein oft wiederholter Ausspruch: „die Ehe ist ein unnatürliches und somit unmoralisches Institut;" zudem hatte sein in sich phantastisch abgeschlossenes Studien- und Junggesellenleben voll abnormer Gewohnheiten und Bedürfnisse durch die langjährige Uebung sich in solch schroffe Härte und eckige Eigenthümlichkeit krystallisirt, daß es unmöglich schien, es jetzt im dreiundvierzigsten Lebensjahre des Dichters plötzlich in die nüchternen Formen eines regelrechten Haushaltes, wenn dieser auch das höchste Glück zu umschließen versprach, einzufügen.

Lenau hatte zuerst am Gasthofstische zu Baden ein Mädchen gesehen, dessen jungfräuliche Anmuth gleich bei der ersten Begegnung sein Auge und Herz wohlgefällig bestach, dessen nähere sofort angeknüpfte Bekanntschaft aber eine mächtige Wendung seiner Lebensgeschicke zur Folge hatte. Es war ein Fräulein aus Frankfurt a. M., Namens Marie B . . . . Die Einfachheit und Anspruchslosigkeit dieser, wie Lenau selbst sie nannte, „ächtdeutschen Jungfrau," die madonnenhafte Lieblichkeit und Demuth, welche das ungeahnte Glück eines solchen Bewerbers weder suchte noch ausbeutete, aber in beseligtem Gemüthe tief und treu nachempfand, der Liebreiz ihrer von wahrer Weiblichkeit und Bildung zeugenden Umgangsformen übten auf des Dichters Herz einen immer stärkeren nachhaltigen Zauber. Sie war „schön bis in's Herz," wie Lenau in den ihr überreichten Band seiner Gedichte eingeschrieben hat. Ihre Jugend war der Pflege eines kranken Vaters gewidmet gewesen. Das Bedürfniß glücklich Liebender nach Mittheilung ergriff auch unsern Dichter; Berthold Auerbach, welcher der Vertraute seiner Liebe wurde, hat uns dieß letzte Zusammensein mit Lenau in geistreich und herzlich eingehender Weise geschildert. Der Mann, dessen Geist und Wort sonst so gestaltungsreich war, fand, wie der einfachste Bauernbursche, für all seine Seligkeit nur den immer wiederholten Ausdruck: „Bruder, das ist ein Mädel!" Dagegen ergänzte Musik in ihrer bildsamen Fülle das karge Wort der Lippen; ganze Nächte hindurch hörten die Lauscher das meisterhafte Spiel seiner Geige, deren Modulationen oft in weicher Schwermuth, oft in schaurigem Aufjauchzen sein mächtiges Gefühl ausgesprochen haben mochten. Die ängstliche Besorgniß, daß seine Liebe unerwiedert geblieben, erwies sich bald als eine ungegründete. Eine Reise nach Rippoldsau und dann nach Frankfurt brachte ihm auch die Zustimmung der Verwandten zu seiner Bewerbung. Die sein künftiges Lebensglück besiegelnde Verbindung sollte möglichst bald stattfinden. Haushälterische Einrichtungen wurden mit den Freunden besprochen, Projekte über die Wahl des künftigen Aufenthaltsortes — zunächst Baden oder Heidelberg, später Wien — wurden erörtert, Vorsätze einer werdenden „Musterehe" wurden gefaßt. Der glückliche Bräutigam lebte ganz in seinem Liebesglücke, nur einzelne Briefe, die hastig nach Wien geschrieben wurden, zogen als flüchtige Wolken rasch und scheinbar wirkungslos an diesem Liebeshimmel vorüber. Es waren selige, aber schnell enteilende Augenblicke einer tragischen Selbstvergessenheit! — Rasche, plötzlich überstürzende Entschlüsse sind gar oft nur Aeußerung und Wirkung jener thatlos hindämmernden Lethargie, welche, mit Grauen gewahr werdend, daß eine wichtige Lebensstunde spurlos verträumt

sei, sich plötzlich in verzweifeltem Entschlusse aufrafft, das Verlorene und Versäumte noch einzuholen und festzuhalten. Aehnliches begab sich mit unserem Dichter. Obschon er längst gerne hätte

„Ein holdes Weib als Braut umschlungen,
Ein Söhnlein froh im Arm geschwungen"
(„Der Pechvogel" I, 255.)

so glaubte er doch schon seit Jahren solches Lebensglück „verpaßt," er fühlte seine Geistes- und Körperkraft „mit beschleunigter Geschwindigkeit holpernd und stürzend thalab" gehen; im eigenen Familienkreise waren ihm die lebendigen „Zeiger" (I, 203) eine wehmüthige Mahnung seiner Tagesneige geworden. Beim Anblick der holdseligen Jungfrau scheint ihn die Sehnsucht nach jenem Lebensglücke, das Grauen vor der Verlassenheit einsamer Lebensabende so mächtig und bewältigend erfaßt zu haben, daß er aus seiner träumerischen Unentschlossenheit plötzlich in verzweifelter Anstrengung auffuhr, ein bereits aufgegebenes Glücksloos vielleicht doch noch festzuhalten. Es war zu spät für ihn! Er hatte vergessen, daß er über ein Leben, das er bereits an ein fremdes Dasein ganz hingegeben, nicht mehr zu verfügen habe; er konnte nur ein arglos vertrauendes, schuldloses Wesen mit sich in die Wirbel und Tiefen einer dunkeln Lebensströmung hinabziehen.

Bald trat der Ernst des Lebens mit seinen praktischen Fragen, Anforderungen und Bedingungen vor den Blick des Dichters. Lenau's Braut war, wie sich bald zeigte, in unverschuldetem Widerspruch mit der Voraussetzung des Bräutigams, obschon keineswegs unbemittelt, so doch nicht im Besitz eines Vermögens, welches eine ausreichende Beisteuer für den Unterhalt einer Familie zu sichern vermochte. In überstürzender Hast war Lenau Anfangs August zu Baron Cotta nach Dotternhausen geeilt und hatte diesen fast gegen dessen Willen zum Abschlusse eines Vertrages gedrängt, laut welchem der J. G. Cotta'schen Buchhandlung gegen eine in mehreren Jahresraten fällige Pauschalsumme (20,000 fl. R. W.) der Gesammtverlag aller bisher erschienenen Lenau'schen Schriften überlassen wurde. Der Dichter fühlte sich als Kapitalist und richtete nachträglich noch einen Brief voll Dankes an den Freiherrn v. Cotta; erst später in Wien wurde er auf den Umstand, daß, da keine Verzinsung des Kapitals bedungen sei, er zunächst einer regelmäßigen Rente entbehre, von bessern Rechnern aufmerksam gemacht. „Berauscht von Liebesglück," sehr freundlich und mittheilsam weilte er hierauf kurze Zeit in Stuttgart im Hause seiner alten Gastfreunde; doch entging seine damalige

Exaltation dem aufmerksamen Blicke Emiliens Reinbeck nicht; sie fand ihn „nicht ganz zurechnungsfähig in diesem aufgeregten Zustande." Der abermals vernachlässigte und darum etwas verstimmte Kerner freute sich aufrichtig über die Verlobung des Freundes, von der er hoffte, sie werde diesem „wieder Wärme in's Herz geben" (Brief an K. Mayer vom 20. August 1844); aber in prophetischem Vorgefühl hatte er in ähnlicher Verstimmung vor einem Decennium (Brief an denselben v. 12. Dec. 1834) ausgerufen: „Gott sei mit ihm und dem Ende seines Lebens, vor welchem keiner glücklich zu nennen ist." — Am 5. August ging Lenau von Stuttgart nach Wien ab. Seine Freunde fanden ihn in überreizter ungleicher Stimmung, bald mild, bald heftig; bald fast ausgelassen heiter, bald von erschreckender Niedergeschlagenheit. Die ungewohnte Heiterkeit verursachte seiner Schwester Therese schon damals heimliches Bangen. Sein körperliches Aussehen war nicht beruhigender; die erhöhte Gesichtsfarbe schien das Symptom eines schon fiebernden Blutes. Er klagte über Beängstigung durch die wahnsinnigsten Träume, über Ermattung durch nächtliche Schweiße. Es sei etwas im Organismus, das herauswolle, äußerte er gegen Frankl, die Poren seien aber zu klein für die Krankheit. Niembsch wohnte damals in dem Dorfe Lainz bei Wien, dem Sommeraufenthalte seiner vieljährigen Herzensfreundin. Hier, Aug' in Auge gegenübergestellt einem geistigen Dasein, welches ihn seit Jahren ganz erfüllte, weil es auch das seinige ganz von sich selbst erfüllt glauben mußte, rächten sich auf's Furchtbarste jene Augenblicke blinder Selbstvergessenheit. Niembsch, dem Wahrheit, die ganze volle Wahrheit immer höchste sittliche Lebensaufgabe war, konnte die bereits brieflich angebahnte Enthüllung seiner ferneren Lebensplane nicht mehr zurückhalten. Das einschneidende Wort in seiner ganzen herben Nacktheit ward ausgesprochen. Es kam zu Erklärungen, Erörterungen, in denen die liebevollste besorgteste Theilnahme für das künftige Loos des Freundes mit den vorwurfsvollen Ausbrüchen eines gekränkten blutenden Herzens wechselte. Das gesprochene lebendige Wort erleichterte den Kampf, weil es zu Vertheidigung und Widerstand reizte; die innern Kämpfe der einsamen Stunden, wo die eigene Seele zugleich Anklägerin und Angeklagte war, mußten die folterndsten grausamsten sein. Der Dichter hatte seine eigene und die Kraft seiner Freundin nicht erwogen oder überschätzt, als er beiden das Unüberwindliche zutraute. So entriß der Schmerz des vermeintlichen Scheidens für immer, die erfolglose Anstrengung zu der geforderten unmöglichen Entsagung, dem geliebten Munde das furchtbare Wort: „Eines von uns muß wahnsinnig werden!"

Nicht durch die unwiderstehliche Macht eines einzigen bewältigen-

den Augenblickes, sondern allmählig und langsam, durch die süße Macht der Angewöhnung, durch die befriedigte Sehnsucht nach dem Verkehre mit einer als verwandt erkannten Seele, durch das sich immer inniger aufschließende gegenseitige Verständniß ist des Dichters Herz der anmuthigen, durch Bildung und Kunstsinn, dichterische Anlage und überaus klaren Verstand ausgezeichneten Frau unlösbar zugefallen. Sie war die Gattin eines brüderlichen Freundes, die Mutter lieblicher, hoffnungsreicher Kinder; Gründe genug für beide, wird man sagen, der Annäherung und erwachenden Neigung mit klarem Einblick und festem Entschlusse Einhalt zu thun. Es steht uns nicht zu, entscheiden zu wollen, welcher Antheil von Verschuldung jedem der beiden Theile zur Last falle; wir dürfen eben so wenig anklagen, als wir zu entschuldigen vermögen. Die Erklärung davon, daß die Kraft Lenau's in dem von seinem starken sittlichen Gefühle gebotenen Kampfe unterlegen, wird wohl nur darin zu suchen sein, daß er, ein Kind träumerischen Gewohnheitslebens, den Kampf erst begonnen hat, als es schon zu spät und der Erfolg bereits ein hoffnungsloser war. Es darf hiebei nicht übersehen werden, daß, wie Gutzkow* über ein ähnliches Verhältniß so treffend bemerkt, gerade Jene, „welche mit der Welt in Hader leben, das Bedürfniß, einen felsenfesten Punkt der Anlehnung inmitten der Wogen einer in ihren Gesinnungen zweifelhaften Gesellschaft zu haben, nur um so dringender empfinden." So wuchs diese Neigung unmerklich zu jener intensiven Macht, deren die Gefühlsstärke des Dichters nur immer fähig war. Dieses Band war, weil es mit und trotz dem Bewußtsein der Aussichtslosigkeit nur noch enger geknüpft wurde, um so unauflösbarer geworden, wie ein zwingendes Verhängniß, dem nimmer zu entgehen ist. Er selbst erklärte diese Frau nicht nur für ihm ebenbürtig, sondern sogar für geistig überlegen, „für die geistig höchste in Deutschland." Viele der schönsten seiner Gedichte sind den Beziehungen zu ihr gewidmet; wir nennen als solche: „An *" (I, 183), „Der schwere Abend" (I, 183), „Traurige Wege" (I, 183), „Einsamkeit" (I, 184) „Wunsch" (I, 185), „Meine Furcht" (I, 186), „Wunsch" (I, 187), „An den Wind" (I, 189), „An *" (I, 190), „Frage nicht" (I, 192), „Zueignung" (I, 199), „Tod der Trennung" (I, 207), „An eine Freundin" (I, 227), „Thränenpflege" (I, 229), „Die Blumenmalerin" (I, 232), „Erinnerung" (I, 238). Mag ihn die Hoffnungslosigkeit einst auch zu dem düstern Todeswunsche für beide vermocht haben, so konnte er doch erhoben, gestärkt und beseligt durch solchen Seelenaustausch in milderer Stimmung dankbar singen:

* S. „Börne's Leben" in K. Gutzkow's gesammelten Werken, Frankfurt a. M. 1845, Bd. IV, S. 142.

„Von allen, die den Sänger lieben,
. . . .
Hat Niemand mich wie Du verstanden.“

„Das Liebste, was ich mag erbeuten,
Mit Liedern, die mein Herz entführten,
Ist mir ein Wort, daß sie dich freuten,
Ein stummer Blick, daß sie dich rührten.

Und sollt' ich nach dem hellen Ruhme
Mich manchmal auch am Wege bücken,
So will ich mit der schönen Blume
Nur, Freundin, dir den Busen schmücken.“

(„Zueignung.“ I, 199.)

Fast willenlos fügt sich der sonst so stolze Geist den Anordnungen und Entscheidungen ihrer siegenden Verstandesklarheit und wenn er Wiederstand leistet, so geschieht es in der Art eines rebellischen Kindes, das sich zwar sträubt, aber endlich doch gehorcht. Wenn eine solche Verbindung getrennt werden soll, so kann es nicht ohne Kampf und Widerstand, nicht ohne krampfhafte Anklammerung an diesen theuersten Besitz, es kann nur mit einem Risse durch die Herzen geschehen; sie brachen und verbluteten beide, nur jedes in seiner eigenen Weise.

Am 15. September 1844 verließ Niembsch mittelst des Dampfschiffes die Residenzstadt, um sich über Regensburg nach Frankfurt zu seiner Hochzeit zu begeben. Die Freunde sahen ihn mit Kummer scheiden. Im Beginne der Fahrt war in Vergegenwärtigung seiner letzten Erlebnisse und Stimmungen das wehmüthig beruhigende Lied: „Blick in den Strom“ (Nachlaß II, 353), das vorletzte, das Lenau gedichtet, entstanden. Bei der schmalen, gewöhnlich nur für ein Schiff fahrbaren Passage des sogenannten Strudels begab es sich, daß durch Versäumniß des Stromwächters, welcher die Warnungsfahne nicht aufgesteckt hatte, ein schwerfälliges, mit Granitsteinen beladenes Fahrzeug durch das von Felsen eingeengte Flußbett in demselben Augenblicke stromabwärts fuhr, in welchem der Dampfer sich mühsam durch die Stromschnellen hinaufarbeitete. Mit Todesangst erwarteten die Reisenden den furchtbaren Moment des Zusammenstoßes; kaum eine Handbreit Raumes trennte die glücklich an an einander vorbeischießenden Schiffe. In der Nähe von Linz endlich saß das Dampfboot auf einer Sandbank fest und konnte nur durch die vereinten Anstrengungen der Schiffsmannschaft und Passagiere,

unter denen Niembsch wacker und fast bis zur Erschöpfung mitarbeitete, wieder flott gemacht werden. „Wenn die Sandbank nur nicht auf mein eigenes Glück deutet," schrieb er mit Bezug darauf an seine Braut. Eine empfindliche Durchnässung und Erkältung war die nächste Folge dieses Unfalls. In Linz änderte er plötzlich seinen Kurs, indem er, die Donaureise aufgebend, über München nach Stuttgart eilte, um dort die Verzinsung des erwähnten Abfindungskapitals zu erwirken. Die Abwesenheit eines der Miteigenthümer der Buchhandlung vereitelte jedoch vorläufig seine Absicht. Einem älteren Bekannten, dem Cooperator Jockell in Salzburg, der den Dichter dort auf der Durchreise sah, war dessen bedenklich gesteigerte Exaltation ganz besonders auffällig gewesen.

Leidend, nervös und geistig aufgeregt, in qualvoller Unruhe weilte Niembsch seit 20. September in Stuttgart. Nagende Sorgen für seine und der erwählten Braut künftige Existenz scheinen ihn ununterbrochen verfolgt zu haben; es fanden sich später unter seinen Papieren ganze Bogen mit Ziffern besäet, auf denen er seine möglichen Jahreseinkünfte berechnet hatte. Dem Aufgeben der Verbindung standen Ehre und Neigung im Wege. Als er am 29. September Morgens mit seinen gastlichen Wirthen beim Kaffeetische saß und die Schwierigkeiten seiner Lage besprach, ergriff ihn die Vorstellung davon so heftig, daß er plötzlich mit einem Aufschrei, die Tasse von sich stoßend, in der leidenschaftlichsten Gemüthsaufregung emporsprang; in demselben Augenblicke fühlte er einen Riß durch sein Gesicht; er stürzte zum Spiegel: eine Gesichtslähmung hatte ihn betroffen; der linke Mundwinkel war verzerrt in die Höhe gezogen, die ganze Wange starr und fühllos, das Auge zwar beweglich, aber verglast und stier. Die moralische Wirkung dieses Vorfalls mitten unter den Vorbereitungen zu seiner Vermählung war eine noch traurigere, schier zermalmende. Er fühlte sein Glück und alle Möglichkeit dazu für immer zerstört; Selbstanklagen und Vorwürfe folgten: „sein ganzes Unglück sei ein verfehltes Rechenexempel;" — „er hätte nie wieder daran denken sollen, sich ein Glück zu gründen, das ihm hienieden versagt sei!" u. s. w. Sein medicinisches Wissen ließ ihn nicht verkennen, daß ein Nervenschlaganfall stattgefunden habe. Obschon die Gesichtslähmung sich nach 14 Tagen allmählig verlor, hielt er sich selbst doch für einen vom Tode Bezeichneten: der Tod habe die Axt an ihn gelegt, wie der Förster die zum Fällen bestimmten Bäume bezeichnet. Verzweifelnder Zwiespalt tobte in seinem Gemüthe; er dachte mit Kummer und Schrecken an jene Frau, die er in Wien verlassen, und in welcher Gemüthsstimmung! — er bemitleidete seine arme Braut, „deren schönen Augen er keine Thränen, deren liebem

Munde er nur Lächeln bringen wollte." Zuweilen brach er in das bitterste Weinen aus. In den seltenen ruhigern Augenblicken war er mittheilend, gesprächig, mitunter in kindischer, dann aber wieder in völlig geistesklarer Weise, las Gedichte, eigene und fremde, erzählte von Steiermark, zeigte einen kürzlich erhaltenen Brief seiner Braut mit Freuden im Kreise seiner edeln Wirthe, die in diesen und den späteren Tagen ein wahres Freundschafts-Martyrium durchzuleben, das höchste Opfer der Liebe zu bringen hatten. Plötzlich machte sich dann wieder die Reiselust geltend: er wollte fort nach Ischl, nach Wien, nach Mödling, wo er ein dem Herrn v. Bayer (Rupertus) gehöriges Landhaus anzukaufen beabsichtigt hatte. Aber auch Briefe aus Wien von jener dem Dichter so theuren Frauenhand waren eingetroffen und hatten neuen Gährungsstoff in die Abgründe seiner stürmenden Brust geworfen; die Briefe selbst hat der Dichter in einer der furchtbarsten, angstvollsten Nächte mit vielen andern seiner Papiere im Waschbecken verbrannt. Mag ihr Inhalt voll grenzen- vielleicht nicht ganz selbstsuchtloser Liebe wirklich so unvorsichtig und schonungslos aufregend, oder, wie es wahrscheinlicher ist, nur geeignet gewesen sein, einer schon krankhaften Phantasie die grellste Deutung zu entlocken, Thatsache bleibt es, daß sie die allertiefste Wirkung auf den Kranken hervorbrachten. In jener Nacht: (es war die vom 10. auf den 11. Oktober) scheint der erste Anfall wirklicher Tobsucht eingetreten zu sein. Verzweiflung und Selbstmordsgedanken bemächtigten sich seiner; er schlug mit den Fäusten gegen sich und Andere und blieb schlaflos in stürmischer Unruhe. Am Morgen brachte er die Erlebnisse und Enthüllungen dieser Nacht zu Papier, vertilgte aber auf Anrathen des Arztes den Aufsatz wieder, da dessen Vorlesen ihn und Andere zu sehr ergriff. In der Nacht vor dem 16. Oktober um zwei Uhr trat er plötzlich in Reinbecks Stube und stürmte die ganze Nacht hin und wieder. Am Morgen griff er zur Violine, spielte wundervoll schön, vorzüglich steirische Ländler, tanzte dazu, erhitzte sich aber dabei so, daß er wüthend in den Boden stampfte und das Haus erschütterte. „Mein Guarnerius hat ein Wunder gewirkt!" rief er aus, indem er sich vollkommen genesen glaubte. Er verfaßte darüber einen Bericht an die Allgemeine Zeitung, den er selbst zur Post trug; mit namenloser Mühe brachte Gustav Pfizer ihn wieder nach Hause. Am 18. Oktober ergriff den Kranken Todessehnsucht; weißangezogen legte er sich hin, mit gefalteten Händen, den Tod zu erwarten. Auch sein Testament verfaßte er an diesem Tage, änderte und zerriß es aber wieder. Als der Tod ihm zu lange ausblieb, begehrte er Gift, Blausäure; endlich machte er sogar den Versuch, sich mit einem Taschentuche zu erdrosseln.

„Mein Leben ist ein Unsinn" hatte er gesagt, „was hab' ich gethan? nur ein paar schöne Gedichte gemacht." Am 19. verordneten die Aerzte — Dr. Ludwig und Dr. Schelling leisteten dem Kranken ihre Hülfe — einen Aderlaß. Niembsch hatte Freude an seinem Blute, das so kräftig hervorquelle; „wie ein Alpenquell!" sagte er, „nicht wahr es ist ganz gesundes Blut?" Und als der Barbier dieß bejahte mit dem Beifügen, es sehe aus wie „von einem gehetzten Hirsche" gefiel dieß dem Kranken sehr und er wiederholte: „Ich bin ja auch ein gehetzter Hirsch." Am 20. entsprang er, während der Wärter das geforderte Glas Wasser holte, unangekleidet durch's Fenster seiner Parterrewohnung mit dem Rufe: „Aufruhr! Freiheit! Hülfe! Feuer!" Er ward, nachdem er etwa hundert Schritte weit in der Straße gelaufen, wieder ergriffen und zurückgebracht. Abends und Nachts schrie er so laut und schauerlich, daß die Leute auf der Gasse vor dem Fenster stehen blieben: „Auf! Auf! Lenau! Lenau!" Seine duldende Pflegerin nannte er — Giftmischerin. Als ihn die Wärter zu beruhigen und zu bewältigen bemüht waren, drohte er den Schwaben, die ihn so mißhandelten, mit Oesterreichs Rache; ruhiger geworden, las er ihnen, weil eben kein Buch da war, wohl zehnmal seinen österreichischen Paß vor. Einem Wärter zeigte er seine beiden Füße und sagte: „der eine gehöre nach Wien, der andere nach Frankfurt." Auch gebetet soll er haben in rührender Weise. Einmal hatte er in erschütterndem Tone ausgerufen: „Jesus Maria, wahnsinnig, wahnsinnig!" Aber auch noch in diesem Zustande übte er selbst auf rohere Naturen jenen ofterwähnten Zauber der Unwiderstehlichkeit; einer der Wärter, ein gemeiner Soldat, erzählte, er habe dem Kranken, um ihn zu halten, immer erst ein Tuch um das Handgelenk geschlagen, man thue sonst seinen feinen Knochen zu weh. Mittlerweile war auch Lenau's Braut mit ihrer Mutter in Stuttgart angekommen. Gramgebrochen weilte sie in seiner Nähe, ohne ihn sehen zu dürfen; die Aerzte fürchteten seine Erregung. Nur 18 Tage hatte er sie gekannt. Alle, welche die Braut sahen, fanden sie voll Anmuth und Sanftheit, eine ganz weibliche Erscheinung.

In Folge der ärztlichen Berathung, zu welcher auch der Director der k. Heilanstalt für Geisteskranke zu Winnenthal, Hofrath Dr. Zeller beigezogen worden war, fand am 22. Oktober die Uebersiedelung des Kranken nach der genannten Heilanstalt statt. Gustav Pfizer, der edle aufopfernde Freund, gab ihm dahin das sorgliche Geleite. Nach Dr. Zellers Anordnung sollte es dem Kranken durchaus nicht verheimlicht werden, wohin er geführt werde; nur durch Wahrheit könne man hoffen die Täuschungen des Wahnes zu besiegen und zu heilen. — Die Kunde, daß Deutschlands großer lyrischer Dichter den finstern

Mächten des Wahnsinns verfallen, flog nach allen Richtungen grauenerregend, schmerzergreifend, erschütternd! Von allen Seiten kamen Zeichen der innigsten und wärmsten Theilnahme, der liebevollsten Besorgnisse, der edelsten und zartesten Anerbietungen.

In Leben und Schriften unseres Dichters finden sich Spuren, daß der dunkle Fittig des unheimlichen Wahndämons, der ihn selbst nun bewältigte, schon längst und oft darüber hingestrichen. Begegnungen, Hindeutungen, Vorahnungen mancher Art weisen darauf hin:

— — — „die Zukunft hörte rauschen
In der Ferne der Prophet."

In fast vorbildlicher Erscheinung hatten in Tübingen der Dichter Hölderlin, in Weinsberg als Patient Kerners der ehemalige Oberjustizrath Hermann Gmelin, beides Irre von einstiger hoher Geistesbegabung, seine Lebenskreise berührt. Merkwürdig bleibt die geheimnißvolle Magie, welche das Reich des Wahnes bald in anziehender, bald in abstoßender Kraft auf unsern Dichter geübt hat. Auf der einen Seite die Ausmalung der Wahnsinnsscenen in der „Waldkapelle", um so bedeutsamer als sie nicht ohne Beziehung auf seine eigene erste Liebe sein mag, dann in den „Marionetten" und Anderes in seinen Gedichten (z. B. „Frage", „Einsamkeit", „Traumgewalten"); die bereits angezogenen Stellen in seinen Briefen; selbst seine Träume, in deren einem ihm Emilie Reinbeck als Wahnsinnige grauenerregend erschien, dann ein anderer bedeutungsbanger, den er Kernern und dieser (im Magikon, IV. Jahrg.) der Lesewelt mittheilte. Hierher gehört auch das frevelhaft unheimliche Spiel, das er selber mit dem Irrsinn trieb, indem er z. B. einmal die Magd einer Verwandten durch gräuliche Grimassen zu der Besorgniß: der Herr v. Niembsch sei närrisch geworden, ein andermal ein paar ihm widerwärtig geschwätzige Damen im Eilwagen durch simulirten Wahnsinn zu entsetzenvollem Schweigen erschreckte. — Auf der andern Seite die auffallende constante Scheu, womit er sich sträubte, das Haus seines guten Freundes Dr. Görgen, Vorstehers der bekannten Irrenheilanstalt zu Döbling, zu betreten, indem er wiederholte Einladungen mit den Worten ablehnte: „Ihr bekommt mich ja ohnedieß einmal noch hinein!" Dieß alles sind nicht zu übergehende Momente der Vorgeschichte seiner geistigen Erkrankung. An Kerner hatte er einst geschrieben: „Ja, Bruder, ich trage ein ganzes Nest voll junger Gespenster in mir herum; wenn das Nest einmal ausfliegt und um mich herumschwärmt, wie im Frühling die erwachten Fledermäuse um den hohlen Eichbaum, worin sie den Winter über gesteckt, ja, ja, das ist eine curiose

Geschichte!" — Die grundursächlichen Bedingungen dieser Krankheit müssen aus der ganzen Lebensgeschichte des Dichters zusammengereiht werden, sie haben sich in den letzten Erlebnissen nur zur höchsten Potenz gesteigert; ihre Keime aufzusuchen muß man bis in die ersten Kindesjahre, ja bis auf die Eltern zurückgehen. Da es im Laufe dieser Lebensskizze unser Bemühen war, bei jeder auf die Katastrophe Einfluß nehmenden Vorkommenheit diesen Zusammenhang hervorzuheben, wird uns die Aufmerksamkeit des Lesers füglich deren Recapitulation ersparen. Wir tragen nur nach, daß, nebst dem bereits erwähnten Skorbut der Seereise, eine in früherer Zeit vorausgegangene acute Herzentzündung nicht ganz ohne Nachwehen geblieben war, und daß die unnatürlich verkehrte Tagesordnung des Dichters, welcher die Nacht seinen Studien und geistigen Schöpfungen, einen Theil des Tages aber dem Schlafe widmete, seine Vorliebe für den stärksten Kaffee, gewürzhafte Speisen und feurigen Wein, der fast unausgesetzte Genuß narkotischer Rauchtabaks- und Cigarrensorten, allmählig auch in physischer Beziehung jene Herabstimmung in einem ursprünglich nicht schwächlichen, aber äußerst reizbaren Organismus herbeiführen mußten, zu dessen Erschöpfung die unter stürmischer Gemüthsaufregung fortgesetzten Reisebeschwerlichkeiten nicht unwesentlich mitwirkten. Es ist eine bekannte Wahrnehmung, daß einem schon leidenden Körper die geringste Verletzung tödtlich werden kann, indem sich alle latenten Krankheitsstofe auf diese ablagern. Durch einen ähnlichen Proceß mag jetzt auf die Seele des Dichters, welcher durch das niederdrückende Bewußtsein des erlittenen Nervenschlags eine gefährliche Wunde beigebracht war, alles eingestürmt sein, woran sie schon früher krankte. Durch das thatlose Hindämmern und träumerische In-sich-leben hatte sich allgemach eine Masse von einzelnen Verwickelungen angehäuft, die nun plötzlich alle zugleich und mit vereinter Macht über ihn hereinbrachen; die bittere Sorge um das tägliche Brod, die trotz aller Erfolge unbefriedigte Ruhmsucht, die Losreißung von einem Herzen, das bisher sein ganzes Sein erfüllte; die Angst, dieses geliebte Wesen dadurch vielleicht zu Verzweiflung und Selbstmord zu treiben; die Schmach, eine edle, ihm verlobte Jungfrau zu verlassen, oder, wenn er sie nicht verließ, der Gram, ihr nur Sorgen und Entbehrungen zu bieten! Jenes Hinbrüten war kein unwürdiges, kein gedankenloses gewesen; im Gegentheil, Lenau's Seele arbeitete immerfort; die ganze Welt des Zweifels beschwor er herauf, sein Scharfsinn „ein unglückseliger Spürhund" jagte ihm, nach seinem eigenen Ausdrucke, „das melancholische Sumpfgeflügel" aus den Verstecken; Gründe und Gegengründe, Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten, Ahnungen und Erinnerungen bekämpften und

verdrängten sich, meist resultatlos. Niemand war in der Gedankenwelt so thätig und zugleich im äußern Leben so willen- und thatenlos wie Lenau; er handelte nie, er litt nur immer. Das mußte ihn aber bei der Weichheit seines Gefühls und diesem unermüdlichen Scharfsinne, der mit der brennenden Leuchte einer beweglichen, alles durchdringenden Phantasie immer neue Stoffe heimbrachte, um jenes zu spannen, zu foltern und zu verletzen, tief angreifen und endlich aufreiben. So ward eine unter andern Umständen vielleicht minder bedenkliche Krankheitserscheinung Anlaß zur Zerstörung eines stolzen geistesmächtigen Daseins. Seinen befreundeten Pflegern hat der Kranke in jenen stürmischen Nächten manches Bekenntniß abgelegt; fast mit dem Ausdrucke des Hasses trug er ihnen die Vernichtung eines daguerrotypirten Frauenbildnisses auf, das er aus Wien mitgebracht; dann bat er wieder um Schonung: „sie habe zwölf Jahre sein Lebensglück gemacht"; ein andermal beklagte er: „ich habe das Talent noch über das Sittengesetz gestellt und das ist doch das höchste, auch Sie hat das Sittengesetz nicht genug erhoben." — Einem jener aus Wien damals eingelaufenen Briefe entnehmen wir das nachfolgende Fragment, weil sich in dem darin gezeichneten Dichterbilde Lenau's zugleich das eigene Seelenbild der geistvollen Briefstellerin wiederspiegelt: „Neulich sah ich auf der Donau, was mich heftig und schmerzlich an Sie mahnte. Ein armer Kroate oder Slowake oder Landsmann von Ihnen, ein Wallfahrer, wie deren neulich eine ganze Schiffsladung bei Mariataferl ertrunken ist, trieb einen kleinen Kahn auf der Donau. Im ärmlichen Zwilchkittel stand er in seinem Fahrzeug und ruderte lässig dahin und dorthin, planlos, und schaute mit seinen dunklen schwermüthigen Blicken den bewegten Wellen nach, unbekümmert um die Leute am Ufer, die seinem wunderlichen Treiben zusahen. Seinen Hut mußte er weggeworfen haben, den bloßen Kopf setzte er der glühenden Sonne aus, kein Kleidungsstück, kein Brod, keine Flasche hatte er in seinem Kahne, nur einen großen, vollen, grünen Kranz, den er an seinem Pilgerstab am Vordertheil des Schiffchens wie eine Flagge befestigt hatte. War das nicht das Bild eines echten Dichters? Ihr Bild, lieber Niembsch? — Haben Sie nicht auch im Leben so herumgetrieben, im leichten Kahne auf dem wilden dunklen Strome, nach keinem Ufer ausblickend, mit weggeworfenem Hute, und nur den Kranz bewahrend statt alles irdischen Gutes? Und wenn die andern besonnenen klugen Leute sorgfältig die Schlafmützen und Hüte und alle Arten von Kopfbedeckungen auf ihre Schädel stülpten, — haben Sie nicht Ihr edles schönes Haupt der Sonne und den Blitzen, dem Schnee und den Stürmen preisgegeben, von dem schönen, grünen, ewiggrünen Kranze umschlungen, aber nicht

geschützt? — O, die glatten, schlanken Lorbeerblätter schmücken die Stirne nur, sie behüten sie nicht, sie halten die Unbild dieser rauhen Zeit nicht ab, und darum, darum sind Sie krank! — — Ich habe ihm lange nachgesehen, dem armen Landsmanne, und an seinen Landsmann gedacht mit quälender Sehnsucht." — Bedeutungsvoll aber hatte Gustav Schwab einst das in solchem Umfang ungeahnt prophetische Wort gesprochen: „Er zieht einen schwarzen Faden durch das Leben seiner Freunde."

Blumensendungen, Briefe und Besuche liebevoller Theilnahme folgten dem Kranken auch in die Klausur seines neuen Heilasyls und fanden dort bald die freudigste rührendste Aufnahme, bald dumpfes empfindungsloses Hinbrüten. Unter den Briefen sei eines überaus theilnehmenden erwähnt, den ein Ritterfräulein aus Jütland, bekümmert um des Dichters Loos, an den Vorsteher der Anstalt gerichtet. Ein kurzes sinnvolles Billet Uhlands machte dem Kranken große Freude. Von Besuchern traf außer den Stuttgarter Freunden zuerst sein nächster Verwandter Schurz am 29. Oktober aus Wien ein. Gegen diesen that er die merkwürdige Aeußerung: „Es gibt eine Region der Nerven, die ewig unberührt bleiben sollte; weh dem, der diese Abgrundstiefen, wo immer Stille und Ruhe walten muß, stört und aufregt; ich aber hab's gewagt!" Mit Schurz gleichzeitig weilte auch Justinus Kerner kurze Zeit in Winnenthal. „Gelt daß ich hier bin? nun werd' ich dir doppelt interessant sein," rief der Kranke dem Letzteren zu; auch sagte er ihm das im „Nachlaß" (I, 353) abgedruckte, auf seiner letzten Eilwagenreise gedichtete „Eitel nichts!" in die Feder. Es ist dieß sein letztes Gedicht und soll als Einlage in den „Don Juan" bestimmt gewesen sein. Abends bei Licht zeichnete Niembsch Kerners ausdrucksvollen Schattenriß mit Bleistift an die Wand. Anfangs so klar, daß Kerner ausrufen mußte, „der ist ja weit gescheidter als ich!" verdunkelte sich sein Geist bald wieder und trat noch vor Kerners Scheiden in den „Traumring" zurück. In diese erste Zeit fallen noch Aeußerungen, wie: „Ich bin kein delirischer, sondern ein lyrischer Dichter;" oder zu den sein Wüthen bändigenden Wärtern: „Pfui! das ist schändlich, Zwei über Einen!" oder bei gleichem Anlaß zu seinem Lieblingswärter Sachsenheimer, der eine Art Naturdichter war: „Unerhört! daß ein Dichter den andern bindet!" Einen Schicksalsgenossen und Nachbar, den Hauptmann v. E., der sich in schrecklichen Tönen vernehmen ließ, nannte er seine „Nachtigall." Auch schriftliche Aufzeichnungen finden sich aus jenen Tagen, mitunter verworren und kindisch, mitunter aber auch von jener schwindelnden Gedankenerhabenheit, deren scharfe Spitze es unentscheidbar läßt, ob in ihr die höchste Höhe des Geistes

oder die gesteigertste Verirrung des Wahnes gipfelt. — In einem Briefe (vom 5. Nov. 1844) hatte Sophie den leidenden Freund mit dem Spruche aus Zinkreff ermahnt:

„Duck dich und laß vorübergan;
Das Wetter will sein'n Willen han."

In dem noch vorhandenen Briefe sind die beiden Spruchzeilen mit Bleistift durchkreuzt, von Lenau's Hand aber die stolz vermessenen Worte beigefügt: „Ich ducke mich nicht!!!" das „nicht" dreimal unterstrichen. Wie tief gebrochen und geknickt mußte sich dieß stolze Herz gefühlt haben, als es später dennoch beirücken mußte: „Ich ducke mich doch! Versteht Ihr mich: doch? —" und dann abermal: „tamen, ego vobis dixi!" — Ein im Frühling 1845 im „Morgenblatt" erschienenes, ganz in Stimmung, Ton und Reimweise Lenau's gehaltenes, sogar mit den Anfangsbuchstaben seines Namens N. L. bezeichnetes Sonett (nachdruckende Blätter hatten den vollen Namen beigedruckt), erweckte und belebte durch ganz Deutschland Genesungshoffnungen für den unglücklichen Dichter; es konnte nicht lange unentdeckt bleiben, daß, wiewohl nur durch ein Spiel des Zufalls, mittelst der irre führenden Buchstaben eine leidige Mystifikation stattgefunden. — Sommer und Herbst 1845 brachten dem Kranken Besuche aus der Heimath: Bauernfeld, Auersperg, Frankl. Gegen Auersperg, dem er weinend um den Hals gefallen war, äußerte er, nach einem schön und klar begonnenen, aber allmählig in wilde Absprünge entarteten Phantasiren auf der Violine, wieder ganz klar: „So ist auch meine Krankheit ein ewiges Steigen und Fallen der Phantasie;" gegen den Arzt in Frankl's Gegenwart: „In der Musik liegt alles Geheimniß; aus der wollen wir ein ganz anderes therapeutisches System herausconstruiren." Bisweilen sprach er reines Latein und auffallenderweise ein Deutsch, das er sonst nie gesprochen, ganz mit ungarischem Accente, als sei er in das Land seiner Kindheit zurückversetzt. Irrereden, Lärmen und unheimliches Lachen schnitt die Dauer dieser Besuche bald ab. Im Jahr 1846 folgten K. Mayers, noch später Uhlands u. A. Besuche und stimmten ihn augenblicklich heiter ohne nachhaltige Wirkung und Erinnerung. Manche dieser Besucher nahmen noch hoffnungsvolle Aussichten mit sich, andere, z. B. G. Pfizer, durchaus nicht; Kerner zweifelte und wagte nur von einer acuten Gehirnkrankheit eine entscheidende Krisis zu hoffen, die zwar Genesung, aber auch den Tod bringen könne; nur der Dichter und Arzt Frankl sprach in klarem Fernblick gleich die ganze Hoffnungslosigkeit aus.

Wir können dem Freunde nicht durch alle Phasen folgen, welche

er während seines dritthalbjährigen Aufenthaltes in dem schloßartigen Institutsgebäude zu Winnenthal durchzuleben, durchzuleiden hatte; ihn nicht auf allen Spaziergängen begleiten, die er an geistes- und wetterhelleren Tagen auf die sonnigen Höhen der Umgebung unternahm; nicht am Lager seiner unruhvollen Ruhe weilen, wo ihn der Mantel seines Freundes Alexander bedeckte, wie der Mantel der Liebe, die ihn auch jetzt nicht und nimmer verließ, nicht allen seinen oft noch wunderbar klaren geistesfrischen Gesprächen über Seneca, Goethe, Schiller, Hegel lauschen, nicht mit ihm alle Nächte durchweinen oder durchstürmen, wie er denn einmal in seiner Einbildung die Schlacht von Aspern durchkämpfte und die Geschützsalven durch mächtige Schläge seiner Ferse an die Wände seines Bettes nachdonnerte; nicht ihm in die schaurige Tobzelle folgen, wo nur die Zwangsjacke seine maniaken Ausbrüche zu ermäßigen vermochte. Nicht in das Heilsystem Dr. Zellers haben wir einzugehen, der anfänglich, obwohl mit vorsichtiger Beschränkung, Hoffnungen aussprach, welche leider durch den Erfolg nicht bestätigt wurden; Lenau gewann den edlen Arzt bald sehr lieb, er lehne sich an ihn, sagte er, „als seine einzige Stütze." Wir beschränken uns auf die thatsächlichen Angaben, daß bei einem in der ersten Zeit guten körperlichen Gedeihen und fast verjüngtem Aussehen, bei einem fortwährenden Wechsel heiterer und tief melancholischer Stimmungen, zwischen Argwohn und Angst und ausgelassener Lustigkeit, zwischen lichten verstandeshellen Momenten und starrem Versunkensein oder lärmenden Tobsuchtanfällen, der Abgrund sich immer klaffender spaltete, die lichten Augenblicke immer seltener wiederkehrten, kurz das Verfallen dieses einst so mächtigen Geistes immer sichtlicher und unaufhaltsamer fortschritt. Einzelne Gedanken, angeregt durch vorhandene Anlässe, erschienen wie auf der Flucht, versprengt; er vermochte nicht sie einzuholen, zu sammeln und zu gestalten, „der spiritus rector fehlte" nach Dr. Zellers Ausdrucke. Mit dem Seltenerwerden und Nachlassen der Tobanfälle traten aber unläugbare Merkmale der Verblödung ein; Zellers letzte Berichte an des Dichters Schwager lauteten dießfalls, zwar in schonender Einkleidung, verständlich genug.

Mittlerweile (im Jahr 1846) war es auf Grundlage einer Vollmacht, die der Kranke in einer bessern Stunde selbst noch unterfertigen konnte, durch Vermittlung amerikanischer Geschäftsfreunde geglückt, von dem in Folge versäumter Taxenzahlung schon verloren gegebenen Besitzthum Lenau's in Amerika noch Einiges zu retten.

Bei der entschiedenen Erfolglosigkeit des Verweilens in Winnenthal knüpften die Verwandten und Freunde des Dichters noch einige

Hoffnung an eine Veränderung des Aufenthaltes; man versprach sich wohlthätige Einwirkungen von der Rückversetzung in die geliebte Heimath mit ihren gewohnten Umgebungen und leichterem besserem Verständnisse; auch Kerner hatte längst dazu gerathen, selbst wenn es gegen den Willen des Kranken geschehen müßte. Die Obervormundschaftsbehörde gab ihre Einwilligung, daß dieser nach Wien gebracht werde, und sein Schwager Schurz unterzog sich liebevoll der schweren Aufgabe. Ende April 1847 war er in Winnenthal eingetroffen, fand daselbst nach Dr. Zellers Aussage den Kranken mit dem Uebersiedlungsprojekte ganz einverstanden und trat am 7. Mai 1847 in Begeitung des braven Wärters Sachsenheimer mit Lenau die Heimreise an. Bis Regensburg gab es wenige und leicht besiegbare Anstände; hier aber brach Abends der furchtbarste Sturm des Tobsinns los mit Gotteslästerung und Zoten, wildem Lachen und Geschrei, so daß die Aufnahme auf das am Morgen abgehende Dampfschiff in Frage gestellt wurde. Glücklicherweise trat gegen Morgen Erschöpfung der Kräfte und sonach Ruhe ein; die Fahrt auf der Donau bis Linz und dann weiter bis Wien konnte ohne erhebliche Störung zurückgelegt werden. Am 16. Mai, dem Sophientage, stieg Lenau vom Dampfschiffe Sophie wieder an das heimathliche Ufer, von seiner Schwester Therese aus gebotener Ferne mit bittern Thränen begrüßt; in einer halben Stunde befand er sich in der Irrenanstalt des Dr. Görgen zu Oberdöbling, in demselben Hause, dessen Schwelle zu betreten, bevor seine Zeit gekommen, er einst so sehr gescheut hatte. Die Wiener Freunde, welche ihn in Winnenthal besucht hatten und hier wiedersahen, konnten eine merkliche Veränderung zum Nachtheil, den Fortschritt der Zerstörung, nicht verkennen; der Muskelstraffheit und aufrechten Haltung, die sie dort noch getroffen, war eine schwammige Aufgedunsenheit, ein Zusammengesunkensein gefolgt; der Geist, von dem nur selten ein verlorenes Fünkchen durch die Asche zog, zerbröckelte sich immer mehr in unwahrnehmbare Atome. Wenn die liebevolle Aufmerksamkeit der Freunde auch noch aus dieser Zeit einige bemerkenswerthe Aeußerungen des theuren Kranken bewahrt (wie z. B. bei der Nachricht vom Tode des Erzherzogs Karl: „E. H. Karl stirbt nicht" oder das Wort an Dr. Görgens alte Mutter: „Sie sind schön, ja, mit den Augen der Seele gesehen"), so mag darin wohl manche Selbsttäuschung liegen und die Deutung mitunter durch freundschaftliche Auslegung hineingelegt worden sein; zudem theilen ja Irre mit Kindern und hohen Häuptern das seltsame Vorrecht, daß ihre Umgebung selbst alltägliche sonst unbeachtet bleibende Worte in solchem Munde für bedeutend oder doch für aufbewahrenswerth hält

Tiefrührend und den Freundesherzen wohlthuend waren die fast kindlichen Liebkosungen, das Streicheln über Haar und Angesicht, das freudige Lächeln, womit er oft in guter Stunde seine Besuche empfing, die er dann auch beim Abschiede länger festzuhalten versuchte; wie ein Kind bemächtigte er sich da aller glänzenden Gegenstände, der Brillen, Uhrketten, Spazierstöcke. So sehr solche Kundgebungen wenn auch nicht Hoffnungen zu beleben, so doch das Fürchterliche zu mildern schienen, indem man wenigstens eine Region des Gemüthslebens gesund und unangegriffen glauben mochte, so scheinen sie doch sehr oft mehr auf gewohnheitlichem, instinktartigen Anschmiegen, als auf bewußter Neigung beruht zu haben. Das geschmeichelte Freundesherz mußte sich gedemüthigt und betrübt ernüchtern, wenn es die Mitbewerbung eines hereingebrachten Stückes Kuchen oder Zwieback ohne Siegesaussicht zu bestehen hatte; zu geschweigen der Empfänge in schlimmen Wahnstunden mit herzzerreißendem Zähneknirschen, wildabwehrender Handbewegung, Zungenausstrecken oder grauenerregendem Geheule. So versetzte ihn Sophiens einmal versuchsweise gestattete Erscheinung in die feindselig bedrohlichste Aufregung, welcher sie sich nur durch schleunige Entfernung zu entziehen vermochte, die Besuche seiner Schwester und Nichten lockten auch noch Thränen in sein Auge. Karoline v. Woltmann schrieb beiläufig um jene Zeit (15. September 1847) mit Bezug auf den inzwischen verstorbenen Hölderlin an A. Jung, sie habe sich damals eingebildet: „der Einfluß einer ihm ganz ergebenen, ihn ganz verstehenden Seele könnte ihn vom Wahnsinn befreien. Ich würde die Irrwege seiner Gedanken verstehen und ihn davon zurückleiten; es war ein Irrthum wahrscheinlich.“* Ein ähnlicher Zug und Beruf der Seele hatte schon früher die genannten Wiener Freunde nach Winnenthal geführt, hatte den gemüthvollen Auerbach vermocht, sich dort als Wärter des unglücklichen Freundes anzubieten und veranlaßte jetzt den Compositeur und vertrauten Freund Lenau's Jos. Dessauer zu einem Versuche, den unheilvollen Dämon, dem vielleicht auf diesem Wege beizukommen wäre, mittelst der Musik zu bannen; hatte doch Dr. Zeller selbst es als beachtenswerth hervorgehoben, daß sein Patient nur in der Musik, wie dessen meist zusammenhängendes Spiel auf der Violine beweise, den leitenden Faden und Zusammenhang beibehalten zu haben scheine. Aber auch dieser Versuch mißlang und regte nur auf, statt zu beschwichtigen. Ein von dem Kurator des Kranken, Dr. Alexander Bach, im Juli 1847 veranlaßter Zusammen-

* S. den Aufsatz „Zur Erinnerung an Karoline v. Woltmann“ in den Blättern für literarische Unterhaltung. 1849, Nr. 260.

tritt berühmter Wiener Aerzte stellte, nebst der bei der Leichenöffnung nicht bestätigten Diagnose einer Gehirnerweichung, eine höchst traurige Prognose und beschränkte die Therapie auf die Fernhaltung jeder heftig einwirkenden Heilmethode. Da Lenau's bei Cotta erliegendes Kapital vorläufig noch keine Zinsen abwarf, konnte dessen wünschenswerthes ferneres Verbleiben in dem kostspieligen Institute zu Döbling nur durch willigst angebotene Beiträge von Freunden, denen Dr. Görgens edel verzichtleistende Uneigennützigkeit förderlichst entgegenkam, ermöglicht werden.

Ueber das unselige Scheinleben in Döbling eilen wir möglichst schnell hinweg; — aber es dauerte über drei volle Jahre! — Einmal hörte man Nachts ein heftiges Weinen in der Zelle; als Dr. Görgen hineineilte, antwortete Niembsch in Thränen: „der arme Niembsch ist sehr unglücklich." Es war das letzte Aufflackern des auszitternden Lichtes.

Die großen Märzereignisse des Jahres 1848 gingen, von seinem Bewußtsein unaufgenommen, spur- und wirkungslos an ihm vorüber. Der letzte Heilversuch eines wohlwollenden Freundes, der ihm das begeisterte Wort: „wir sind frei!" entgegenjubelte, glitt an seinem eisigen Stumpfsinne ab. Dagegen hatte er aber auch für den Kanonendonner des Oktobers 1848 kein inneres Gehör und Verständniß mehr.

Mit dem Bewußtsein hatte sich auch die articulirte Sprache verloren; kein Wort mehr, nur undeutliches Murmeln, schmerzhaftes Stöhnen oder stundenlang monotones Röcheln war vernehmbar. Das thierische Element in seiner Unsauberkeit trat in den Vordergrund. Auch auf die äußern Sinne machte ein Besuch der Zelle den Eindruck, als sei man in einen Thierzwinger getreten. Die Besuchenden wurden nicht mehr erkannt. Dennoch blieb die Anziehungskraft, die er immer ausgeübt hatte, die Anhänglichkeit seiner Freunde so groß und unzerstörbar, daß sich fast jeder das fortgesetzte Freundschaftsopfer solcher Besuche willig auferlegte. Der in seiner warmen Pietät für den Dichter unermüdliche Frankl hatte, um eine Statuette und ein Bild Lenau's ausführen zu lassen, einmal den Bildhauer Hirschhäuter, ein andermal den Maler Aigner in die Anstalt gebracht; letzterer konnte den Anblick nicht ertragen; unter den peinlichsten Seelenfoltern, fieberhaft eilig, warf er seine Farbenskizze auf die Leinwand und entfloh damit, als seine eigene Kraft schmerzerschüttert zu erliegen drohte. Es war in Wahrheit ein Anblick, um jeden Stolz der Erde zu demüthigen und niederzuschmettern, besonders aber dem geistigen Hochmuth, wenn er sich in irgend einer Brust noch regen mochte, ein Bild grausamster Wahrheit entgegenzuhalten, auf

daß er sich an solchem Ausgange eines einst so hochragenden Geistes spiegle und selbstermesse. Den heuchlerischen Eiferern aber, die auf ein solches Geschick als eine strafende Vergeltung lieblos hinzuweisen noch das Herz hätten, rufen des Dichters eigene Worte warnend zu:

„Hütet euch, ihr andern, hütet!
Denkt an eurer Fahrten Rest;
Denn die Nacht der Zukunft brütet
Manchen Sturm im dunkeln Nest." — —

Wer den Dichter liebte — und er ist geliebt worden, wie Wenige auf Erden — mußte in das bittere Wort „Tod" seine Wünsche und Gebete kleiden, daß dem Ableben des Geistes auch das des Körpers bald folgen möge. Die sechste Morgenstunde des 22. August 1850 brachte nach kurzem Todeskampfe die endliche Erlösung. Schurz hatte den letzten Blick und Athemzug Lenau's empfangen und ihm die Augen zugedrückt. Des Dichters vieljährige schwäbische Gastfreunde, der würdige Hartmann, Reinbeck und Emilie waren ihm bereits vorausgegangen, gleichsam ihm auch dort in gewohnter Weise die wirthliche Stätte zu bereiten. Der Bildhauer Hirschhäuter formte nach dem unbeseelten Antlitze eine Todtenmaske. Wir übergehen den von den Doktoren Görgen, Benesch, Meckel von Hemsbach, Seligmann und Frankl aufgenommenen Sektionsbericht, sowie den vom Phrenologen Noël herrührenden Befund über die Schädelbildung; das ärztliche Publikum, für welches die beiden Aktenstücke von vorwiegendem Interesse, findet selbe in der Wiener Zeitung und andern Journalen jenes Jahres, dann als Anhang in dem Buche Frankl's abgedruckt.

Am 24. August um 6 Uhr Abends wurde, was von Nikolaus Lenau sterblich war, auf dem stillen einfachen Dorfkirchhofe zu Weidling, wo Lenau's Schwester, Therese Schurz, ein freundliches akazienumschattetes Landhaus besitzt, zur Erde bestattet, unfern der Grabstätte, die der dem Dichter befreundete große Orientalist v. Hammer neben seiner vorausgegangenen Gattin auf demselben Friedhofe für sich bestimmt hat. Von jenem Häuschen zum Kirchhofe blickend, hatte Lenau einst zur Schwester gesagt: „dort möcht' ich ruhen." Eine kaum übersehbare Menschenmenge aus allen Volksklassen, darunter zahlreiche Freunde und Verehrer des Verblichenen, dessen Schwestern mit ihren Töchtern an der Spitze gaben ihm das letzte Geleite. Den Sarg schmückte inmitten bunter Blumengewinde ein grüner Eichenkranz; das umgestürzte Familienwappen deutete darauf hin, daß der letzte des Geschlechtes Niembsch von Strehlenau hier zu Grabe getragen werde. Gesänge der Klosterneuburger Sänger und

des Wiener Männergesangvereines ertönten; Mitglieder des letzteren sangen ein von Gustav Barth komponirtes Quartett zu des Dichters Worten:

„O schöner Ort, den Todten auserkoren,
Zur Ruhestätte für die müden Glieder!
Hier singt der Frühling Auferstehungslieder,
Vom treuen Sonnenblick zurückbeschworen.

Wenn alle Schmerzen auch ein Herz durchbohren,
Dem man sein Liebstes senkt zur Grube nieder,
Doch glaubt es leichter hier: wir sehn uns wieder,
Es sind die Todten uns nicht ganz verloren."

Gedichte und Reden tiefster Wehmuth und Trauer, gesprochen von A. Schurz, L. Foglar und H. Laube wechselten mit den Gesängen in feierlicher Reihe ab, bis der Sarg niedersank unter Schauern von Blumen aus Frauenhänden, so daß die nachrollenden Schollen nur weich auf Blumen fielen. Ein frommes „Vaterunser" der Dorfbewohner schloß die Feier. Lenau ruhte wieder in seiner heimathlichen Erde.

Eine Pyramide von grauem Granit, darin ein Rundschild mit dem von Hirschhäuter modellirten Brustbild des Dichters aus Erz gegossen, umgeben von einer Schlange, „dem christlichen Sinnbilde der Ewigkeit, dem heidnischen des Genius," über dem Medaillon ein goldener Stern, am Sockel einfach der Name „Lenau" in Goldlettern, das Ganze aus einem Busche von Thujen, Rosen und Lilien sich erhebend und wie ein Gärtlein von den Stäben eines leichten Eisengitters eingeschlossen, — dieß ist das nach Frankl's Idee ausgeführte Denkmal, womit die Verwandten des Dichters diese heilige Schlummerstätte bezeichnet haben. Eine sinnige Freundin des Dichters pflückte hier ein Pensée, „einen dunkelsammtnen Lenaugedanken," für jene in der Ferne mittrauernde Marie, welche der Verewigte einst seine Braut genannt.

Unseres Dichters Bild ist öfters gemalt und durch Grabstichel und Lithographie festgehalten worden; so in Oelbildern von Emilie Reinbeck noch vor der amerikanischen Reise, später von Danhauser, dann von Rahl, dessen gelungene Arbeit sich in J. Kerners Besitze befinden soll. Die Stiche und Lithographien nach und von Kriehuber, Staub, v. Frank sind mehr oder weniger bekannt. Der im männlichen Porträt sonst so glückliche Kriehuber war mit seinem Lenaubilde nicht glücklich; es gleicht eher einem weinselig duselnden Husaren mit Lenau's Zügen, als dem Dichter selbst. Viel edler und geistiger

gehalten ist das von Staub herrührende Bild, welches früheren Auflagen der „Gedichte" beigegeben war; es ist das beste der uns bekannten. Diesem scheint auch das von Kotterba gestochene Porträt im „Album österreichischer Dichter" nachgebildet zu sein. Bildhauer Hirschhäuter brachte eine Statuette des Dichters, dann das Brustbild aus dem Grabmedaillon in Gypsabgüssen, beide nicht unähnlich und um so verdienstlicher, als sie erst während des körperlichen Verfalls und nach dem Tode Lenau's ausgeführt wurden. Aigners erwähntes, rasch entworfenes Oelbild, wovon Frankl das Original, Therese Schurz eine Kopie bewahrt, gibt des Dichters Züge während seiner Krankheit mit großer Treue wieder; doch wir sehen nur die verfallende Ruine der einst mächtigen Geistesburg.

Auch wir haben, gefesselt von der jedem großen Leiden innewohnenden magischen Anziehungskraft, unwillkürlich uns und unsere Leser allzulange an dem Schmerzenslager des Kranken beschäftigt, als daß sich nicht das dort gebotene traurige Bild der Entstellung und Zerstörung gar tief unserer Seele eingeprägt hätte. Aber nicht mit diesem Bilde im Auge dürfen wir scheiden, nicht unter diesen Eindrücken in die Dichterhalle treten, die uns in den vorliegenden Bänden aufgethan ist. Indem wir in die Vergangenheit zurückgreifen, versuchen wir ein Bild des Dichters aus jenen Tagen festzuhalten, wo auch sein äußeres Dasein, noch ungebeugt von Krankheit, in edler Ursprünglichkeit auf einer, seinem geistigen Lebenszenith angemessenen Höhe stand. Lenau's äußere Erscheinung war eine durchaus vortheilhafte, edle. Nicht von jenem tadellosen Ebenmaße männlicher Schönheit, welche nach den Vorbildern der Antike Bildhauer und Maler sich zum Modelle erwählen, war er doch immer ein schöner Mann zu nennen; es war eine durchgeistigte Gestalt, in deren Formen, Haltung und Bewegung sich die innere geistige Schönheit in harmonischer Uebereinstimmung wiedergeprägt hatte. Mittelgroß, von gedrungenem aber wohlgebildeten Körperbaue, sehnenkräftig und fast breitschulterig, mit gewölbter Brust und guter Lunge ausgestattet, war er ganz zum rüstigen Bergsteiger geschaffen, als welcher er sich oft bewährte und worauf auch sein auf gebogenem Knie sich wiegendes Schreiten hindeutete. Sein Gang war langsam bedächtig, meist mit gedankenschwer vorgebeugtem Haupte, die Haltung ungezwungen-bequem, Hand und Fuß klein und von feinen Formen. Obschon der Mode nicht sklavisch gehorchend, war seine Kleidung immer gewählt, reinlich und von einfacher würdiger Eleganz. Sein Haupt war ungewöhnlich groß, aber edel geformt, das glattgekämmte Haupthaar nicht allzu üppig und, wie Backen- und Schnurrbart, dunkelbraun; die leicht gebogene Nase

und die sanft hervortretenden Backenknochen hatten etwas vom edleren südslavischen Typus. Die Gesichtsfarbe war bleich und leise in südländisch gebräuntes Kolorit übergehend, die schmalen Lippen wenig aufgeworfen, das Kinn fleischig gewölbt. Die schöngebildete weiße Stirne war mehr breit als hoch; im sinnenden Vortrage zogen sich die dunkeln Brauen enge zusammen. Ueber dieser Stirne zuckte bisweilen in aufgeregten Augenblicken die besonders stark ausgebildete „Zornesader“ oder breitete sich bei tieferer Gedankenarbeit eine scharfgefurchte Falte; beide, sich kreuzend, schienen auch auf seiner Stirne das geheiligte Zeichen festzuhalten, welches unläugbar, oft zwar verschleiert, oft wieder verherrlicht, über allen seinen Geisteswerken schwebt und gerade ihn zum vorzüglich christlichen Dichter stempelt. In Momenten der Ruhe mahnte der Ausdruck des Gesichtes an manche jener leichenblassen, nur von der Meditation durchseelten Mönchsköpfe, welche die künstlerische Verzückung eines Zurbaran oder Murillo mit phantastisch kühnem Pinsel auf der Leinwand festzuhalten wußte. Darüber waltete bestimmend und gestaltend, wie ein allgewaltiges Wesen in der Höhe, das große dunkelbraune Auge voll Geist und Tiefsinn, oft in unheimlichem Feuer rollend, oft voll Weichheit und Schmelz; dieses Auge übte, wie kaum ein zweites, eine Gewalt, der man sich nicht zu entziehen vermochte, Ein imponirender Ernst umgab sein ganzes Auftreten und scheuchte die frivole und großthuende Geistesleerheit weit aus seiner Nähe; doch konnte er in einzelnen Stunden, beim Wein, mit Freunden, bei Ausflügen, besonders bei Tanz und Jagd im Alpenlande von einer Heiterkeit sein, die bei ihm doppelt überraschen mußte. In seinen Genüssen war er, wiewohl sehr wählerisch, im ganzen mäßig, nur die Vorliebe für Kaffee und Tabakrauch mag er übertrieben haben; letztere hat er in den Gedichten „Mein Türkenkopf“ (I, 215) und „der Hagestolz“ (I, 216) dichterisch zu veredeln gewußt. Sein Lieblingsgetränk war Weidlinger, jener Wein, welcher auf den Hängen des Dörfleins kocht, in dessen Kirchhofe jetzt seine eigene Asche ruht, als ob auch er, wie „der Greis“ in seinen Gedichten (I, 131), das stille Keimen des Pflanzenlebens vorgefühlt hätte, das sich einst um seinen Hügel in Reben erheben sollte. In der Regel schweigsam und wenig mittheilsam, liebte er das Gespräch mit Freunden, Austausch und Entwickelung der Ideen, Auseinandersetzung seiner Ansichten. Aber auch hier, wie bei seinem dichterischen Vorlesen, ließ er nur einen streng ausgewählten, seiner würdigen Kreis an sich herankommen. Bei solchen Anlässen sprach er fließend und warm, logisch klar und prägnant, in reinem dialektfreiem Deutsch, mit wohltönendem Organ, welches Kraft und Weichheit vereinigte; er war der Rede in vollem

Maße mächtig, das rechte passende Wort stand ihm immer zu Gebote; man kann sagen: er hat nie ein unbedeutendes oder müßiges, nie ein zweideutig lascives Wort gesprochen. Im Freundeskreis ersuchte er zunächst um einen „zusammenhängenden Diskurs," indem er sich das „desultorische Gerede" eifrigst verbat. Wie sein Wort war auch seine Handschrift, fest und klar, sauber und deutlich; die scharfen gleichmäßigen Lettern schienen ihre Kleinheit durch aufrechtere Haltung auszugleichen. Eigenthümlich war die Art des Vorlesens seiner Gedichte, die gerade durch seinen Vortrag einen ganz besonders mächtigen Reiz gewannen. In fast monotoner, aber wohltönender Weise, ohne declamatorisches Effectstreben, nur von kaum merklichen Schwingungen und Hebungen bezeichnet, rollte die Strömung seines Vortrags dahin, gleichsam wogenartig, wie das Pulsiren der nordischen Meere. Fast von Satz zu Satz oder doch in nahen Zwischenräumen folgten kurze Pausen, um die Melodie der Verse im Hörer ausklingen, den Gedanken nachwirken zu lassen. Während er so innehielt, las er mit geübtem Auge die Wirkung des Gelesenen, die „geschwiegene Kritik" vom Angesichte seines Publikums. Mangel an Aufmerksamkeit, oder auf Nebendinge gerichtete Aufmerksamkeit konnte ihn leicht verletzen und von Wiederholungen zurückschrecken. Wußte er gegen geistig oder social Höher- und Gleichgestellte durch sichere Haltung, edle Selbstachtung und männlichen Trotz, bisweilen auch durch sarkastische Kritik, die Würde seiner Stellung stolz zu wahren und jeden Schein der Unterordnung fernzuhalten, so war er zugleich höchst liebreich und entgegenkommend, fördernd und ermunternd gegen jüngere Talente, gegen erst werdende Größen. Unermüdlich in eingehenden Gesprächen, unerschöpflich in belehrenden Mittheilungen, widmete der sonst mit seiner Zeit so Karge solchen Jüngern oft die kostbarsten Stunden seines Tages. Aus früherer Zeit L. A. Frankl, aus späterer Ludwig v. Morajn (Löhner), Julius von der Traun (Dr. Schindler), Moritz Hartmann, Hermann Rollet, Eugen Obermayer, Dr. Const. Wurzbach (Dichter der „Parallelen") u. A. bewahrten jene Begegnungen in dankbar liebevoller Erinnerung. Einen musikalischen Freund, der durch geringen Erfolg an seinem Berufe zu zweifeln begann, ermunterte er mit dem schönen Worte: „Wenn du auch keine Großmacht, kein Kaiser oder König bist, so besitzest und regierst du doch ein selbständiges Reich, bist etwa Kurfürst oder Großherzog, kurz, bist eben auch ein Souverän!" Mit seinem eigenen Kunstberufe nahm er es sehr ernst und strenge; er füllte damit, ja, er zersprengte sein ganzes Dasein. Gustav Schwabs Ausspruch: „Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit" lautete aus Lenau's Munde in bezeichnender Version: „Die Kunst ist Sorge und viel

Arbeit.“ Wohlwollen und Wahrheitsliebe waren Grundfesten seines Charakters. Wen er einmal Freund genannt, an dem hing er, ungeachtet scheinbarer Uebergehung, mit felsenfester Treue; nichts konnte ihn im Glauben an Jene wankend machen, in deren Seelentiefen er einmal einen befriedigten Blick gethan. Unversöhnlich und unnahbar auf immer blieb er dagegen Jenen, die sein erstes Wohlwollen durch eine Spur von Schlechtigkeit oder Gemeinheit getäuscht hatten. Selbst wo er fehlte und irrte, lag immer ein edler Trieb, ein großes und gutes Wollen zu Grunde. Auch ihn hatte der Frieden eines beruhigteren Erdenlebens angehaucht, als er sein schönes Lied: „der gute Gesell“ (I, 163) dichtete; auch er hatte sehnsuchtsvoll empfunden:

— „Daß ein Leben schön und glücklich nur,
Wenn es sich schmiegt an Gott und die Natur,“
(I, 171.)

er hatte ahnungsreich gefühlt:

„Ein Herz, das Lieb' und Sorge dicht umhegen,
Ist glücklich; und ein Herz auf stolzen Wegen,
Auf Irrfahrt großer Wünsche — herb verschmachtet“
(I, 154.)

— und doch ward er kein Glücklicher! Aber man klage nicht die Poesie als Urheberin seines Unglücks an, denn nicht ein Fluch ist sie, wohl aber ein Segen; nicht der Kainsstempel, sondern das leuchtende Gottesmal auf der Stirne des Begabten. Die schöne Landschaft wird für ein helleres schärferes Auge nicht minder schön sein; aber dem Blicke, der sich mit Vorliebe nur in die Schatten versenkt, wird sie nur ihr Dunkel zeigen. Des Dichters lebendigere Einbildungskraft, tiefere Empfindung, künstlerisch ordnender Verstand sind nicht Zeichen von Krankheit, sondern von erhöhter Gesundheit des Geistes. Nur die Störung ihres harmonischen Gleichgewichtes, das Hinzutreten anderer, außerhalb der Poesie gelegenen Bedingungen haben unter den Poeten so viele Unglückliche geschaffen; die Biographien so vieler Dichter liefern, wie diese Blätter, die Belege dafür. Nicht die Quelle ihrer Leiden, wohl aber das geschärftere Organ für dieselben entstammte der Poesie, welche im Gegensatze auch den Glücklicheren die geistigen Sinne zum Lebensgenusse erhöhte. Der größte Dichter Deutschlands war zugleich einer seiner glücklichsten Menschen; aber schönes Maßhalten und weises Selbstbeschränken, das dem größten wie dem bescheidensten Geiste selbstgegebenes Gesetz bleibe, galt auch ihm vor allem. Mit Trauer sehen wir oft gerade die edelsten opferfreudigsten Herzen, Lenau unter ihnen, dieses Gesetz als ein scheinbar selbstsüchtiges mißachten und beseitigen. Da wir das Leben eines

Nichtglücklichen schildern, lag es nahe, die Bedingungen des Glückes ins Auge zu fassen und den Gründen nachzuforschen, warum es gerade diesem uns so theuren Leben versagt blieb; wir dürfen aber nicht vergessen, daß das Unglück nur zu oft die Signatur des besseren, edleren und größeren Menschen ist. Nicht geschaffen, seinem vorwärts stürmenden Geiste, wie jener dichterische Weise, ein rettendes Halt! zuzurufen, oder, wie tausend und tausend Andere, an den Räthseln des Daseins mit den geschlossenen Augen der Entsagung vorüberzugehen, oder die starren Schranken des irdischen Wissens mit den Blumengewinden des Leichtsinns und der Selbsttäuschung zu verhängen, trat Lenau — wie damals auf den schwindelnden Höhen des Traunsteins — offenen Auges, muthig und kühn, vielleicht tollkühn, dicht an die Abgründe des Geistes und blickte dem Dämon der Tiefe, Aug' in Auge, starr und scharf in das unheimliche Antlitz. Doch dießmal griff der Tod wirklich herauf, bis an sein Herz. Was er von der finstern Stirne des Dämons gelesen, tönt in seinen Liedern fort; ewige Schmerzen der Menschheit hat er sänftigend in Wohllaut gekleidet; aber sein eigenes, schwindelfrei geglaubtes Auge mußte sich vor solchem Schauen verdunkeln.

Verschiedene Nationalitäten können auf Lenau als einen der Ihrigen Anspruch erheben; Herkunft und Name seiner Familie weisen auf slavische Voreltern, durch Geburt und erste Erziehung gehört er dem Magyarenlande, durch Bildung, Gesinnung und Herzenswahl dem Deutschthum an. Es hat sonach tiefliegende Wurzeln, daß sich sowohl in seinem persönlichen Charakter, als in dem seiner Schriften diese drei Nationalitäten abspiegeln. Das feurige Gefühl, der aristokratische Unabhängigkeitssinn, Waffenliebe und soldatischer Muth, die glühende, in orientalischer Bilderpracht schwelgende Phantasie, die Vorliebe für Kraftworte und Hyperbeln und ein Zug von Hochmuth lassen die magyarische Heimath nicht verkennen; die Neigung und Anlage zur Musik, der Sinn für patriarchalisch-demokratische Ursitte, die träumerische Passivität im Drucke äußerer Geschicke, die scheue Verschlossenheit und sanfte Melancholie neben Anflügen von Schlauheit und verschmitztem Trotze verrathen den Tropfen slavischen Blutes in seinen Adern; der strenge Rechtssinn, die tiefe Wahrheitsliebe, die ausdauernde Treue, das gründliche Wohlwollen, die Unermüdlichkeit des Geistes in religiös-philosophischer Spekulation, die Gründlichkeit und Vielseitigkeit im Wissen und Forschen, aber auch die Ungewandtheit in weltlich-praktischen Lebensfragen, die Versenkung in die Natur und deren sinnvolle Exegese und Symbolik, der Hang zu Schwärmerei und Beschaulichkeit, beurkunden entschieden den Deutschen. So sind auch in seiner Poesie die Stimmungen und

Grundideen, Motive und Tendenzen, kurz, das innere Leben durchaus deutsch; während Scenerie und Kolorit ihre originellen Umrisse und warmen Tinten den magyarischen Jugenderinnerungen des Dichters entnehmen, Rhythmus und Formenweichheit seiner Lieder aber nicht selten wie der einförmige Wohlklang eines auf Molltönen sich wiegenden slavischen Volksliedes uns gemahnen. Doch selbst aus diesen Beimischungen fremder Elemente, so sehr sie das Eigenthümliche der Erscheinung steigern, geht es überzeugend hervor, daß nur das minder Wesentliche, die leichten Schatten fremdländisch, das Wesentliche und die Vorzüge, Kern und Mark dieser Dichternatur aber ächt und gediegen deutsch sind.

Wenn wir zu dem Dichterbilde Lenau's in der Geschichte der Poesie nach Vorbildern, oder richtiger: nach Analogien suchen, so treten uns zunächst zwei Gestalten mit sprechenden Zügen der Aehnlichkeit und Verwandtschaft entgegen: der Deutsche Hölty und der Britte Byron. Hölty und Byron — welche Contraste, welche Distanzen! Daß Lenau, nicht in künstlich forcirten Sprüngen, sondern in organisch natürlicher Entwickelung, jene Gegensätze in sich zur Harmonie verschmolz, jene Entfernungen durch die expansive Kraft seines Talentes ausfüllte, gibt uns Zeugniß sowohl für den Reichthum, als für den Umfang seiner poetischen Natur. Zu Hölty, den unser Dichter mit einem elegischen Nachruf feierte („Am Grabe Hölty's" I, 69), stehen Lenau's Poesien aus der frühesten Periode, etwa wie sie in den ersten Auflagen der „Gedichte" gesammelt sind, in unverkennbar inniger Wahlverwandtschaft. Da ist derselbe hingebende Sinn für die Natur, dieselbe Weichheit des Gefühls, dieselbe Wehmuth der Grundstimmung, dieselbe Keuschheit und Melodie der Sprache; aber Lenau's Naturbetrachtung ist umfassender, frischer und tiefer, seine Empfindung reicher und lebhafter, seine Trauer gewaltiger und ergreifender, sein Ausdruck plastischer, farbenreicher und wohlklingender; Lenau erscheint als ein größerer, gereifterer, durch natürliche Anlage überlegener, im Fortschritte der Zeit entwickelter Hölty. Sobald aber in den späteren Phasen, namentlich in den größeren Dichtungen, andere bisher nur halbenthüllte Grundelemente der Lenau'schen Muse, der forschende Scharfsinn, der Freiheitsdrang, die Glaubenskämpfe, die philosophische Spekulation, die düstere Weltanschauung, die tiefere Weihe des Schmerzes, zur Entwickelung kamen, schwinden und erblassen die Berührungspunkte mit dem elegisch-idyllischen Hölty fast gänzlich. Dagegen machen sich sofort die Beziehungen zu Byron geltend; aber so zahlreich die Aehnlichkeiten, noch zahlreicher und namhafter sind die Contraste zwischen Beiden. Die negirende Skepsis, den stolzen Unabhängigkeitssinn,

die tiefe Melancholie und finstere Lebensansicht, das Schwelgen im Unheimlichen, Wilden, Gräßlichen, die großartige Naturanschauung haben Beide gemein; Beide waren großangelegte Individualitäten, daher bei Beiden die Subjektivität mächtig in den Vordergrund tritt; in Beiden wiegte, auch wo sie als Epiker oder Dramatiker auftraten, der Lyriker vor. Aber die Quellen jener Eigenschaften und deren Aeußerungen, wie grundverschieden! ebenso wie ihre Lebensstellungen. Auch Byron's Leben ist nicht frei von Mißgeschicken und Enttäuschungen, deren kein Dasein entbehrt; aber kein großes Unglück bezeichnet, kein mächtiger Schlag des Schicksals erschüttert, keine gewaltige Leidenschaft untergräbt dieses ursprünglich so hoffnungsreiche Leben. Wir sehen ab von Glanz und Reichthum der Geburt und Stellung, sie sind nicht das Glück; aber alle Bedingungen des edleren Behagens, alle Bahnen eines schönen Wirkens standen dem unabhängigen Lord offen; nur er selbst hat das Werk freundlicherer Horen zerstört, sein häusliches Glück hat er selbst zertrümmert oder als ein Hemmniß beseitigt. So sehen wir in Byron's Mißmuth viel eigenwillige Laune und klimatischen Spleen. Wie ganz anders Lenau! Wir sind nicht blind für die übergroße Pflege, die auch Lenau seinem Leid widmete, da er geflissentlich seine Seele „in Schmerz macerirte," aber wir sahen Lenau's Erdenlauf schon vor seiner Geburt gewissermaßen zu einer Leidensgeschichte prädestinirt. Lenau erscheint uns als ein wirklich Unglücklicher, Byron nur als ein Unzufriedener. Dieß bestimmt relativ auch den Werth und die Wirkung ihrer Schöpfungen; Lenau's Klagen werden uns darum zugleich erschüttern, während wir Byron's Klagen nur bewundern. Der Sinn für politische Freiheit war dem deutschen Dichter, dessen Wiege in dem freien Ungarn stand, ebenso wie dem Britten, schon durch die Geburtsstätte angeboren; er erweiterte und veredelte sich bei Lenau unter den kosmopolitischen Einflüssen deutscher Bildung. Byron's Freiheitssinn war praktischer, mit vorwiegend brittischer Lokalfärbung immer auf's Einzelne, auf die Geschicke bestimmter Völker gerichtet; Lenau's Freiheitsliebe war idealer, stets das große Ganze, die Loose der Menschheit in's Auge fassend; bei jenem überwiegen die materiellen, bei diesem die geistig-sittlichen Interessen. Noch größer ist die Verschiedenheit in den Stellungen Beider auf religiösem Gebiete. Byron hat mit den Glaubensfragen abgeschlossen, er betritt die christlichen Tempel als ein vom Voltaire'schen Geiste großgesäugter Freigeist, als ein Ungläubiger; Lenau als ein bedingt Glaubender, aber seinem Bekenntniß Mißtrauender, Unbefriedigter; Byron als Zerstörer, Lenau als Forscher; jener zertrümmert unter Blasphemien die für ihn sinnlosen Heiligthümer, dieser beseitigt mit

fast schonender Hand nur die ihm unbrauchbar gewordenen, an denen er die Heilighaltung durch Andere noch immer achtet. Byron hat weder Hoffnung noch Sehnsucht nach dem Ueberirdischen, nach Unsterblichkeit und einem bessern Jenseits; Lenau hat das tiefe Bedürfniß, die innigste Sehnsucht darnach, wenn gleich oft mit derselben Hoffnungslosigkeit. Byron ist Menschenverächter, Misanthrop, Lenau Philanthrop im besten Sinne des Wortes. Auf den Trümmern und Schädelstätten der historischen Vorzeit hat der Britte den Blick nach rückwärts, der Deutsche nach vorwärts gerichtet; Jenen begeistern sie zu Lobgesängen auf eine unwiederbringliche Vergangenheit, Diesem schärfen sie das Auge für die Gegenwart und Zukunft; Byron bestattet die Leichen mit Pomp auf dem Schlachtfelde, Lenau zieht darüber die Furchen für die neue Aussaat. Beide Dichter verdanken ihren herrlichen Naturschilderungen die größten Erfolge, aber ihr Verhältniß zur Natur ist ein sehr verschiedenes. In seinen Naturbildern malt Byron mit Virtuosenhand den blendenden Glanz, das bezaubernde Antlitz, die farbenprächtigen Gewande oder auch die wilden Schrecknisse ihrer äußern Erscheinung; Lenau belauscht ihr leisestes Athemholen, ihre verschwiegenen Geheimnisse, die Tiefen ihrer Seele. Byron sucht in ihr nach Contrasten, Lenau nach Symbolen. Auf Byron übt ihre Berührung eine beruhigende, besänftigende Wirkung, er gebraucht sie als schmerzstillendes Heilmittel, oder doch als betäubendes Opiat; auf Lenau wirkt sie oft verstimmend, niederdrückend und steigert in ihm das Gefühl der Krankheit und des Schmerzes; jenen lehrt sie vergessen, diesen spornt sie zu neuem Denken. Für Byron ist die Natur eine Befreierin, Erlöserin, für Lenau eine selber noch Unfreie, des Mittlers und Erlösers Bedürftige. Byron begibt sich in die Einsamkeit, um den Menschen, insbesondere seinen Landsleuten zu entfliehen; Lenau, um Gott zu suchen. „Die Einsamkeit ist die Mutter Gottes im Menschen," schrieb er einst aus dem alpenumschlossenen Neuberg an den Herausgeber dieser Blätter. Uebte die lebende Natur auf Byron, so übte die absterbende auf Lenau einen milderen, wohlthätigeren Einfluß; Jenen empört, diesen versöhnt der Tod, Diesen versöhnt der Tod, weil Jener in ihm den Untergang, die Vernichtung sieht, Dieser aber das Leidensende und den Friedensbeginn. Lenau studirt das Sterben in der ruhigen Miene einer Todtenmaske, Byron zeichnet die Verzerrung der Agonie und analysirt die Verwesung. Die meisten Schöpfungen Byron's theilen mit denen Lenau's, bei gemeinsamer Meisterschaft des Details, den oft gerügten Mangel an künstlerischer Composition und Rundung, das Fragmentarische der Form. Wir wollen keineswegs die dichterische Unmacht, Ganzes zu schaffen, mit der Beschönigung decken, die

Poesie sei berufen, nur Stückwerk zu bringen; aber wir möchten doch geltend machen, daß die noch mitten in ihren Bestrebungen begriffene, noch nicht abgeschlossene Poesie der Neuzeit der festen Grundlagen und durchgeklärten Anschauungen entbehrt, welche früheren Dichterperioden in ihren klassischen oder romantischen Elementen gegeben waren und künstlerischen Bildungen zu statten kamen. Dem Unfertigen, Vereinzelten und Unabgeschlossenen der ganzen Culturepoche entspricht das Aphoristisch-Rhapsodische der vorherrschenden Kunstform. Mag Byron an künstlerischer Begabung, so wie an Umfang und Mannigfaltigkeit des Talentes vielleicht überlegen sein; an Tiefe des Geistes, an Achtbarkeit der Richtung und Gesinnung steht Lenau ihm keineswegs nach; den Herzen wird dieser immer der Nähere bleiben. Seelenbefreundet mit Hölty, geistesverwandt mit Byron, behält Lenau's Muse noch immer so viel jenen beiden Fehlendes und Fremdes, so viel Eigenthümliches und Ursprüngliches, daß seine dichterische Erscheinung weder als eine Fortsetzung und Erweiterung, noch viel weniger als eine Nachbildung jener Beiden angesehen werden kann, sondern als selbständige Dichtergröße Anerkennung, als Lenau selbst seine Bedeutung und Geltung behalten muß.

Werden spätere Tage, wird der Griffel der Culturgeschichte einst unsere, der Mitlebenden, enthusiastische Vorliebe sich aneignen, unser Urtheil bestätigen? Wir hoffen es mit einigem Grund. Mag eine kältere, entfernter stehende Kritik Lenau's Dichtungen als Kunstwerken nur einen bedingten Werth zugestehen; auch wir vermissen darin die ruhige Objektivität und künstlerische Ganzheit, auch wir finden das Ueberwuchern einer Subjektivität, die jeden Gegenstand zuerst in ihr eigenes Dunkel taucht, bedenklich; aber wir wissen zugleich, daß nicht die tadellose Kunstform, sondern ein Höheres, die Gegenwart Ueberdauerndes, es war, was diesen Dichter seinen Zeitgenossen so überaus werth gemacht hat, und wir finden gerade in dieser künstlerisch nicht einzudämmenden Subjektivität, welche, je schärfer sie ausgeprägt ist, um so tiefer wirkt, die Bürgschaft der Dauer. Der Mensch in Lenau war größer als der Künstler; seine geistige Erscheinung hat etwas von biblischem Charakter. Wie jene heiligen Bücher nicht als Dichterwerke, was sie doch sind, ihre unvergängliche Bedeutung behaupten, so ist auch bei Lenau die gewählte Kunstform nur das Zufällige, das kostbare, aber enge und zerbrechliche Gefäß für ein Unermeßliches, Ewiges, für die sich offenbarende, große, wahrheitdurstige und schmerzengetränkte Seele. Der Raum, den diese Dichtergestalt in der Culturgeschichte unserer Tage einnahm, wird, da deren geistige Rüstung keinem Anderen paßt, unausfüllbar bleiben und wie eine lichtere Aethersäule

auch den Nachkommenden vorleuchten. Ihr Kämpfen und Leiden, ihr rein menschlicher Inhalt, bleibt unverloren. Wird die Nachwelt diesen vielleicht nicht so ganz verstehen, wie die Mitwelt, deren eigene Seele in ihm wiederhallt, so wird sie den Dichter doch lieben und ehren, wie wir, als einen der edelsten Märtyrer des ringenden Gedankens, als eines jener erhabenen Sühnopfer, welche, wie Heldenleichen einen Siegeszug, die großen Kampfstadien auf dem Bildungsgange der Menschheit bezeichnen. Sie wird, indem sie die Sühne versteht, nicht zugleich des Trostes so bedürfen, wie wir, die Näherstehenden, ihm wehmüthig Nachblickenden.

Gedichte.

Erstes Buch.

Sehnsucht.

An meine Rose.

Frohlocke, schöne junge Rose,
Dein Bild wird nicht verschwinden,
Wenn auch die Glut, die dauerlose,
Verweht in Abendwinden.

So süßer Duft, so helle Flamme
Kann nicht für irdisch gelten,
Du prangst am stolzen Rosenstamme,
Verpflanzt aus andern Welten;

Aus Büschen, wo die Götter gerne
Sich in die Schatten senken,
Wenn sie in heilig stiller Ferne
Der Menschen Glück bedenken.

Darum mich ein Hinübersehnen
Stets inniger umschmieget,
Je länger sich in meinen Thränen
Dein holdes Antlitz wieget.

O weilten wir in jenen Lüften,
Wo keine Schranke wehrte,
Daß ich mit deinen Zauberdüften
Die Ewigkeiten nährte! —

Hier nahn die Augenblicke, — schwinden
An dir vorüber immer,
Ein jeder eilt, dich noch zu finden
In deinem Jugendschimmer;

Und ich, wie sie, muß immer eilen
Mit allem meinem Lieben
An dir vorbei, darf nie verweilen,
Von Stürmen fortgetrieben.

Doch hat, du holde Wunderblume,
Mein Herz voll süßen Bebens
Dich mir gemalt zum Eigenthume
Ins Tiefste meines Lebens,

Wohin der Tod, der Ruhebringer,
Sich scheuen wird zu greifen,
Wenn endlich seine sanften Finger
Mein Welkes niederstreifen.

Reise-Empfindung.

Ich sah in bleicher Silbertracht
Die Birkenstämme prangen,
Als wäre dran aus heller Nacht
Das Mondlicht blieben hangen;

Und in dem zarten Birkenhain
Sah ich ein Häuschen blinken,
Das hob gleich an, zu sich hinein
Holdfreundlich mich zu winken.

Wie da im rothen Morgenstrahl
Die Fensterlein erglänzten;
Und wie so freudig Berg und Thal
Mit Rosen sich bekränzten!

Die Rebe auf zum Fenster klomm
Mit ihren goldnen Trauben;
Die Unschuld saß am Dache fromm
In stillen weißen Tauben.

Die Lerche sang und schwand dahin
Auf morgenfrohen Schwingen,
Daß mir der blaue Himmel schien
Ins Thal herabzusingen. —

Da meint' ich schon, das Fenster soll
Sich freundlich mir erschließen,
Und aus dem Rahmen liebevoll
Mein Liebchen mich begrüßen.

Du seligste der Phantasei'n!
Ach, wär' es mir beschieden,
Mit ihr zu leben hier allein
Im süßen Waldesfrieden!

Mit ihr im linden Frühlingshauch
Durch diesen Hain zu wallen,
Zu lauschen hier im Blüthenstrauch
Dem Lied der Nachtigallen;

Mit ihr zu schau'n im Herbsteswehn
Die welken Blätter fliegen,
Umrauscht vom schmerzlichen Vergehn,
Mich traut an sie zu schmiegen.

Wenn dann in rauher Winterzeit
Ein Lied mein Liebchen sänge,
Und aller Himmel Seligkeit
Mir in die Stube dränge! —

Ich wagt' es mich zu regen kaum
In meinem stillen Sinnen,
Besorgt, das Häuschen möcht', ein Traum,
Vor meinem Blick zerrinnen.

Doch sieh, da öffnet sich die Thür,
Der Zauber war geschwunden,
Es trat ein Jägersmann herfür
Mit nachgesprengten Hunden.

Er grüßte mich mit raschem Blick
Und streift' waldein gar heiter,
Ich gab ihm seinen Gruß zurück
Und traurig ging ich weiter.

Nach Süden.

Dort nach Süden zieht der Regen,
Winde brausen südenwärts,
Nach des Donners fernen Schlägen,
Dort nach Süden will mein Herz.

Dort im fernen Ungarlande
Freundlich schmuck ein Dörfchen steht,
Rings umrauscht von Waldesrande,
Mild von Segen rings umweht.

An des Dörfchens stillem Saume
Ist ein Hüttlein hingestellt,
Das in seinem schmalen Raume
Wahret meine Herzenswelt.

Bäume, die dem Wald entsprungen,
Sehnend nach dem Hüttlein sich,
Halten Dach und Wand umschlungen
Mit den Zweigen inniglich.

Aus dem Fenster blickt nun schweigend
Lilla nach dem Wald hinaus,
Ihr Gesichtchen traurig neigend,
Blickt sie nach dem Laubgebraus.

Und sie sieht's mit stillem Sinnen,
Und sie sieht es bang gerührt,
Wie die Wasser niederrinnen,
Wie der Wind das Laub entführt.

Lauter wogt der Bach und trüber,
Lauter wird der Lüfte Streit,
Hörbar rauscht die Zeit vorüber
An des Mädchens Einsamkeit.

Frage.

Mir hat noch deine Stimme nicht geklungen,
Ich sah nur erst dein holdes Angesicht,
Doch hat der Strom der Schönheit mich bezwungen,
Der hell von dir in meine Seele bricht.

Ins Tiefste ist er mächtig mir gedrungen,
Was dort bis nun gelebt, nun lebt es nicht,
Süß sterbend ward es von der Flut verschlungen;
Das ist der Liebe himmlisches Gericht!

O daß mein kühnes Hoffen, banges Zagen
Ein milder Spruch aus deinem Munde grüßte!
Die Wellen, die so laut mein Herz durchschlagen,

Wohin doch werden sie die Seele tragen?
An der Erhörung Paradieseskküste? —
In der Verstoßung trauervolle Wüste? —

Dein Bild.

Die Sonne sinkt, die Berge glühn,
Und aus des Abends Rosen
Seh' ich so schön dein Bild mir blühn,
[illegible]ern dem Hoffnungslosen.

Strahlt Hesperus dann hell und mild
Am blauen Himmelsbogen,
So hat mit ihm dein süßes Bild
Die Sternenflur bezogen.

Im mondbeglänzten Laube spielt
Der Abendwinde Säuseln;
Wie freudig um dein zitternd Bild
Des Baches Wellen kräuseln! —

Es braust der Wald, am Himmel ziehn
Des Sturmes Donnerflüge,
Da mal' ich in die Wetter hin,
O Mädchen, deine Züge.

Ich seh' die Blitze trunkenhaft
Um deine Züge schwanken,
Wie meiner tiefen Leidenschaft
Aufflammende Gedanken.

Vom Felsen stürzt die Gemse dort,
Enteilet mit den Winden;
So sprang von mir die Freude fort,
Und ist nicht mehr zu finden.

Da bin ich, weiß nicht selber wie,
An einen Abgrund kommen,
Der noch das Kind der Sonne nie
In seinen Schooß genommen.

Ich aber seh' aus seiner Nacht
Dein Bild so hold mir blinken,
Wie mir dein Antlitz nie gelacht; —
Will's mich hinunter winken? —

Ghasel.

Du schöne Stunde, warst mir hold, so hold, wie keine noch,
Ich seh' dein Angesicht erglühn im Rosenscheine noch;
So sah den Engel Gottes einst mit Wangen freudenroth
Im Paradiese lächelnd nahn der Mensch, der reine noch.
Du kamst mit ihr und flohst mit ihr, und seit ich euch verlor,
Versehnt' ich manchen trüben Tag in jenem Haine noch,
Und fragte klagend mein Geschick: „Bewahrst in deinem Schatz
So holde Stunde du für mich nicht eine, eine noch?"
Dort mocht' ich lauschen spät und früh: wohl flüstert's im Gezweig,
Doch immer schweigt noch mein Geschick — ich lausch' und weine noch.

Das Mondlicht.

Dein gedenkend irr' ich einsam
Diesen Strom entlang;
Könnten lauschen wir gemeinsam
Seinem Wellenklang!

Könnten wir zusammenschauen
In den Mond empor,
Der da drüben aus den Auen
Leise taucht hervor.

Freundlich streut er meinem Blicke
Aus dem Silberschein
Stromhinüber eine Brücke
Bis zum stillen Hain. —

Wo des Stromes frohe Wellen
Durch den Schimmer ziehn,
Seh' ich, wie hinab die schnellen
Unaufhaltsam fliehn.

Aber wo im schimmerlosen
Dunkel geht die Flut,
Ist sie nur ein dumpfes Tosen,
Das dem Auge ruht. —

Daß doch mein Geschick mir brächte
Einen Blick von dir!
Süßes Mondlicht meiner Nächte,
Mädchen, bist du mir!

Wenn nach dir ich oft vergebens
In die Nacht gesehn,
Scheint der dunkle Strom des Lebens
Trauernd still zu stehn;

Wenn du über seinen Wogen
Strahlest zauberhell,
Seh' ich sie dahingezogen,
Ach! nur allzuschnell!

Nächtliche Wanderung.

Die Nacht ist finster, schwül und bang,
Der Wind im Walde tost;
Ich wandre fort die Nacht entlang;
Und finde keinen Trost.

Und mir zur Seite, engelmild,
Und, ach! so schmerzlich traut,
Zieht mein Geleite hin, das Bild
Von meiner todten Braut.

Ihr bleiches Antlitz bittet mich,
Was mich ihr süßer Mund
So zärtlich bat und feierlich
In ihrer Sterbestund':

„Bezwinge fromm die Todeslust,
„Die dir im Auge starrt,
„Wenn man mich bald von deiner Brust
„Fortreißet und verscharrt!"

Da unten braust der wilde Bach,
Führt reichen, frischen Tod,
Die Wogen rufen laut mir nach:
„Komm, komm und trinke Tod!"

Das klingt so lieblich wie Musik,
Wird wo ein Paar getraut:
Doch zieht vom Sprunge mich zurück
Das Wort der todten Braut.

Stets finstrer wird der Wolkendrang,
Der Sturm im Walde brüllt,
Und ferne hebt sich Donnerklang,
Der immer stärker schwillt.

O schlängle dich, du Wetterstrahl,
Herab, ein Faden mir,
Der aus dem Labyrinth der Qual
Hinaus mich führt zu ihr!

Das Posthorn.

Still ist schon das ganze Dorf,
Alles schlafen gangen,
Auch die Vöglein im Gezweig,
Die so lieblich sangen.

Dort in seiner Einsamkeit
Kommt der Mond nun wieder,
Und er lächelt still und bleich
Seinen Gruß hernieder;

Nur der Bach, der nimmer ruht,
Hat ihn gleich vernommen,
Lächelt ihm den Gruß zurück,
Flüstert ihm: willkommen!

Mich auch findest du noch wach,
Lieber Mond, wie diesen,
Denn auf immer hat die Ruh'
Mich auch fortgewiesen.

Mich umschlingt kein holder Traum
Mit den Zauberfäden,
Hab' mit meinem Schmerze noch
Manches Wort zu reden. —

Ferne, leise hör' ich dort
Eines Posthorns Klänge,
Plötzlich wird mir um das Herz
Nun noch eins so enge.

Töne, Wandermelodei,
Durch die öden Straßen;
Wie so leicht einander doch
Menschen sich verlassen!

Lustig rollt der Wagen fort
Ueber Stein' und Brücken;
Stand nicht wer an seinem Schlag
Mit verweinten Blicken?

Mag er stehn! die Thräne kann
Nicht die Rosse halten;
Mag der rauhe Geißelschwung
Ihm die Seele spalten!

Schon verhallt des Hornes Klang
Ferne meinem Lauschen,
Und ich höre wieder nur
Hier das Bächlein rauschen.

Ich gedenke bang und schwer
Aller meiner Lieben,
Die in ferner Heimath mir
Sind zurückgeblieben;

Diese schöne Sommernacht
Muß vorübergehen,
Und mein Leben ohne sie
Einsamkeit verwehen.

Mahnend ruft die Mitternacht
Mir herab vom Thurme.
Ferne! denket mein! die Zeit
Eilt dahin im Sturme!

Unsre Gräber, denket mein!
Sind schon ungeduldig! —
Daß wir nicht beisammen sind,
Bin ich selber schuldig.

Bitte.

Weil' auf mir, du dunkles Auge,
Uebe deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht!

Nimm mit deinem Zauberdunkel
Diese Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für.

An die Ersehnte.

Umsonst! du bist auf immer mir verloren!
Laut rufend in den dunkeln Wald des Lebens,
Hat ohne Rast die Sehnsucht dich beschworen;
Ihr Ruf durchklang die Einsamkeit vergebens.

Tief ist mein Herz erkrankt an einer Ahnung,
Von der ich nimmer wohl genesen werde,
Es flüstert mir mein Herz die trübe Mahnung:
Noch ist sie nicht geboren dieser Erde!

Die Stunden, die mit frohen Wandersängen
Das Mädchen einst durchs Erdenthal geleiten,
Sie schlummern in der Zukunft Schattengängen
Bei ihrer Bürde noch von Seligkeiten;

Von Seligkeiten, die mit leichten Händen
Die wachen einst entgegenstreuen Allen,
An welche sie die schöne Gunst verschwenden,
Mit ihrer Königin vorbeizuwallen.

Die eine aber von den Schläferinnen
Wird locken sie zur Kühle von Cypressen,
Und führen sie, versenkt in stilles Sinnen,
An deinen Hügel, moosig und vergessen.

Dann irrt dein Geist um deine Asche bange,
Dann zittern Geist und Staub, sich zu vereinen;
Das Mädchen aber wird am Grabeshange,
Geheim ergriffen, stille stehn — und weinen.

Meine Braut.

An der duftverlornen Gränze
Jener Berge tanzen hold
Abendwolken ihre Tänze,
Leichtgeschürzt im Strahlengold.

Wenn ich nach den lichten Räumen
Jener Berg' hinübersehʼ,
Ueberschleicht es mich wie Träumen,
Faßt mein Herz ein dunkles Weh.

Und mir ist, als wohne drüben
Meine Braut und harr' in Schmerz,
Daß ich komme, sie zu lieben,
Eh' verblüht ist Wang' und Herz.

Plötzlich treibt ein wildes Sehnen
Nach den Bergen mich, zu ihr,
Fluchtverstreute Wonnethränen
Stürzen aus den Augen mir.

Doch die Berge sich verdunkeln,
Und die Wolken werden Nacht;
Nicht ein Sternlein seh' ich funkeln,
Und der Sturm ist aufgewacht;

Scheltend ruft er mir entgegen:
Heißer Narr, wohin? verzeuch!
Deine Braut heißt Qual, — den Segen
Spricht das Unglück über euch!

In der Wüste.

Ist's nicht eitel und vergebens,
Lieben Freunde, saget an!
Durch den Wüstensand des Lebens
Sich zu wühlen eine Bahn?

Streut auch unser Fuß im Staube
Spuren aus von seinem Lauf,
Gleich, wie Geier nach dem Raube,
Kommt ein Sturm und frißt sie auf.

Einsam und in Karawanen
Treibt es nach dem Land der Ruh',
Und es flattern tausend Fahnen
Hier und dort der Ferne zu.

Wir auch wandern vielverbündet
Nach der Räthselferne aus;
Doch der Strahl der Wüste zündet
Sehnsucht nach dem kühlen Haus;

Zündet heißer stets das Sehnen
In die Gruft aus diesem Land,
Wo, nie satt, nach unsern Thränen
Lechzt herauf der dürre Sand.

Schilflieder.

1.

Drüben geht die Sonne scheiden,
Und der müde Tag entschlief.
Niederhangen hier die Weiden
In den Teich, so still, so tief.

Und ich muß mein Liebstes meiden:
Quill, o Thräne, quill hervor!
Traurig säuseln hier die Weiden,
Und im Winde bebt das Rohr.

In mein stilles, tiefes Leiden
Strahlst du, Ferne! hell und mild,
Wie durch Binsen hier und Weiden
Strahlt des Abendsternes Bild.

2.

Trübe wird's, die Wolken jagen,
Und der Regen niederbricht,
Und die lauten Winde klagen:
„Teich, wo ist dein Sternenlicht?"

Suche den erloschnen Schimmer
Tief im aufgewühlten See.
Deine Liebe lächelt nimmer
Nieder in mein tiefes Weh!

3.

Auf geheimem Waldespfade
Schleich' ich gern im Abendschein
An das öde Schilfgestade,
Mädchen, und gedenke dein!

Wenn sich dann der Busch verdüstert,
Rauscht das Rohr geheimnißvoll,
Und es klaget und es flüstert;
Daß ich weinen, weinen soll.

Und ich mein', ich höre wehen
Leise deiner Stimme Klang,
Und im Weiher untergehen
Deinen lieblichen Gesang.

4.

Sonnenuntergang;
Schwarze Wolken ziehn,
O wie schwül und bang
Alle Winde fliehn!

Durch den Himmel wild
Jagen Blitze, bleich;
Ihr vergänglich Bild
Wandelt durch den Teich

Wie gewitterklar
Mein' ich dich zu sehn,
Und dein langes Haar
Frei im Sturme wehn!

5.

Auf dem Teich, dem regungslosen
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet!

Winternacht.

1.

Vor Kälte ist die Luft erstarrt,
Es kracht der Schnee von meinen Tritten,
Es dampft mein Hauch, es klirrt mein Bart;
Nur fort, nur immer fortgeschritten!

Wie feierlich die Gegend schweigt!
Der Mond bescheint die alten Fichten,
Die, sehnsuchtsvoll zum Tod geneigt,
Den Zweig zurück zur Erde richten.

Frost! friere mir ins Herz hinein,
Tief in das heißbewegte, wilde!
Daß einmal Ruh' mag drinnen sein,
Wie hier im nächtlichen Gefilde!

2.

Dort heult im tiefen Waldesraum
Ein Wolf; — wie's Kind aufweckt die Mutter,
Schreit er die Nacht aus ihrem Traum
Und heischt von ihr sein blutig Futter.

Nun brausen über Schnee und Eis
Die Winde fort mit tollem Jagen,
Als wollten sie sich rennen heiß:
Wach' auf, o Herz, zu wildem Klagen!

Laß deine Todten auferstehn,
Und deiner Qualen dunkle Horden!
Und laß sie mit den Stürmen gehn,
Dem rauhen Spielgesind' aus Norden!

Stumme Liebe.

Ließe doch ein hold Geschick
Mich in deinen Zaubernähen,
Mich in deinem Wonneblick
Still verglühen und vergehen;

Wie das fromme Lampenlicht
Sterbend glüht in stummer Wonne
Vor dem schönen Angesicht
Dieser himmlischen Madonne! —

Wandel der Sehnsucht.

Wie doch dünkte mir die Fahrt so lang,
O wie sehnt' ich mich zurück so bang
Aus der weiten, fremden Meereswüste
Nach der lieben, fernen Heimathküste.

Endlich winkte das ersehnte Land,
Jubelnd sprang ich an den theuern Strand
Und als wiedergrüne Jugendträume
Grüßten mich die heimathlichen Bäume

Hold, und süßverwandt, wie nie zuvor,
Klang das Lied der Vögel an mein Ohr:
Gerne, nach so schmerzlichem Vermissen,
Hätt' ich jeden Stein ans Herz gerissen.

Doch, da fand ich dich, und — todesschwank
Jede Freude dir zu Füßen sank,
Und mir ist im Herzen nur geblieben
Gränzenloses, hoffnungsloses Lieben.

O wie sehn' ich mich so bang hinaus
Wieder in das dumpfe Flutgebraus!
Möchte immer auf den wilden Meeren
Einsam nur mit deinem Bild verkehren!

Erinnerung.

Leichte Trübung.

Woher dies plötzliche Verstummen?
Und diese Wolke kummerschwer,
Die mir dein Angesicht vermummen,
Das erst so froh gestrahlt, woher?

„Siehst du den blauen Berg dort ragen,
Der Felsen in die Lüfte hebt,
An welchen selbst die Gemsen zagen,
Und der erschrockne Jäger bebt? —
Von seinem Gipfel schleudre du
Ein Steinchen spielend in die Tiefen:
Du störst der Lüfte schwanke Ruh',
Und Nebel steigen, die dort schliefen.

So warfst du, seine Kraft nicht ahnend:
Ein Wörtchen mir in meine Brust,
Ein Wörtchen, leise, aber mahnend,
Und sieh, nun stieg der trübe Wust
Von Nebelbildern alter Kränkung
Aus ihrer stillen Nachtversenkung."

Das todte Glück.

Leis' umrauscht von Himmelsquellen,
Süße Sehnsucht in der Brust,
Saß ich einst die mondeshellen
Nächte da in stiller Lust.

Jene Zeit wird nicht mehr kommen;
Himmelsquellen sind versiegt,
Und die Sehnsucht ist verklommen,
Und mein Glück im Grabe liegt.

Weib, du riefst in böser Stunde
Mit dem zauberischen Blick,
Mit dem wonnereichen Munde
Schmeichelnd hin zu dir mein Glück.

Und es kam, ein Kind, und schmiegte
Flehend sich in deinen Arm,
Der es mild umschlang und wiegte,
Als ein weicher Mutterarm.

Nun das Kind in Traumeswonnen,
Hingeschlummert, sich verlor,
Nahmst du still und kaltbesonnen
Deinen Todesdolch hervor.

Scharf geschliffen am Gesteine
Deines Herzens war der Stahl,
Und das Kind, um das ich weine,
Athmete zum letztenmal.

Und du stießest leicht und munter,
Wie ein Steinchen in den Bach,
In das Grab mein Glück hinunter,
Sahst ihm ruhig, lächelnd nach.

Der trübe Wanderer.

Am Strand des Lebens irr' ich, starre düster
Ins Todesmeer, umhüllt von Nebelflor;
Und immer wird der Strand des Lebens wüster,
Und höher schlägt die Flut an ihm empor.
O strömt, ihr Thränen, strömt! — Im Weiterirren
Seh' ich die längstverlornen Minnestunden,
Ein neckend Schattenvolk, vorüberschwirren,
Und neuer Schmerz durchglüht die alten Wunden.
Die Asche meiner Hoffnungen, die Kränze
Geliebter Todten flattern mir vorüber,
Gerissen in des Sturmes wilde Tänze,
Und immer wird's in meiner Seele trüber. —
Das Christuskreuz, vor dem in schönen Tagen
Ein Kind ich, selig betend, oft gekniet,
Es hängt hinab vom Strande nun, zerschlagen,
Darüber hin die Todeswelle zieht. —
Seltsame Stimmen mein' ich nun zu hören:
Bald kommt's, ein wirres Plaudern, meinem Lauschen
Meerüber her, bald tönt's in leisen Chören,
Dann wieder schweigt's, und nur die Wellen rauschen —
Ein ernster Freund, mein einziges Geleite,
Weist stumm hinunter in die dunkle Flut;
Stets enger drängt er sich an meine Seite:
Umarme mich, du stiller Todesmuth!

Unmuth.

Die Hoffnung, eine arge Dirne,
Verbuhlte mir den Augenblick,
Bestahl mit frecher Lügenstirne
Mein junges Leben um sein Glück.

Nun ist's vorüber; in den Tagen,
Als ihr Betrug ins Herz mir schnitt,
Hab' ich das süße Kind erschlagen,
Und mit dem Leben bin ich quitt.

Nicht mehr zum Lustschloß umgelogen,
Scheint mir die Erde, was sie ist:
Ein schwankes Zelt, das wir bezogen
— Tod habe Dank! — auf kurze Frist.

Zu lange noch dünkt mir das Brüten
Hier unter diesem schwanken Zelt!
Ergreif' es, Sturm, mit deinem Wüthen,
Und streu' die Lappen in die Welt!

Zu spät!

Schon hat der Lenz verblüht und ausgesungen!
Die holden Träume, seligen Gefühle
Erstarben in der bangen Sommerschwüle,
Mit der das Thatenleben angedrungen.

„Das Roß gespornt! die Wehre frisch geschwungen!"
So heißt es nun im heißen Kampfgewühle,
Bis mir der Sabbath fächelt seine Kühle,
Wann Müden mich der stille Tod umschlungen. —

Mir war's versagt, in jenen Blüthentagen,
O Mädchen meiner Sehnsucht, dich zu finden;
Es suchten dich vergebens meine Klagen! —

Noch taucht mir hier und dort aus Kampfeswogen
Dein Bild herauf, doch muß es wieder schwinden,
Bald hat die Brandung es hinabgezogen.

Vergangenheit.

Hesperus, der blasse Funken,
Blinkt und winkt uns traurig zu.
Wieder ist ein Tag gesunken
In die stille Todesruh';

Leichte Abendwölkchen schweben
Hin im sanften Mondenglanz,
Und aus bleichen Rosen weben
Sie dem todten Tag den Kranz.

Friedhof der entschlafnen Tage,
Schweigende Vergangenheit!
Du begräbst des Herzens Klage,
Ach, und seine Seligkeit!

An Fr. Kleyle. 1. XXII.

Vergib, vergib, Geliebter, dem Gesange,
Der deines Schmerzes leisen Schlummer stört,
Der die Erinnerungen, süße, bange,
Herauf aus ihrer stillen Gruft beschwört!

Gedenkst du noch des Abends, den die Götter
Auf uns herabgestreut aus milder Hand,
So blühend, leicht, wie junge Rosenblätter,
Denkst du des Abends noch am Leithastrand?

Im Haine sprang von Baum zu Baum die Röthe,
Sie wiegte sich auf Wipfeln, mischte froh
Sich in den Wellentanz, der zum Geflöte
Der Nachtigallen rasch vorüberfloh.

Wir aber schritten traulich durch die Schatten,
Und, süß geschwätzig, uns zur Seite ging
Die Hoffnung, sprach vom Himmel treuer Gatten,
Wies dir von Lottchens Hand den güldnen Ring.

Schon sah mein Blick, der in die Zukunft spähte,
In langen Reihen Wonnetage ziehn;
Schon baut' ich kühn mit leichtem Traumgeräthe
Mein früh zerfallnes Glück an deines hin. —

Sanft senkten sich in feierliches Schweigen
Die Züge der Natur, kein Lüftchen sprach,
Sie schien ihr göttlich Angesicht zu neigen,
Als sänne still sie einer Freude nach.

Die Sterne tauchten aus dem Aethermeere,
Der Weste Hauch erwachte nun im Hain,
Die Blume trank des Himmels leise Zähre,
Und selig irrten wir im Mondenschein. — —

Doch kommt ein Sturm jetzt über meine Saiten,
Reißt wild mir von der Leier jenen Tag,
Den schönen Tag mit allen Seligkeiten,
Pocht mir ans Herz mit rauhem Flügelschlag.

Herein! herein! du finsterer Geselle!
Du bist in meiner Brust kein neuer Gast;
Ich öffne dir die trümmervolle Zelle,
In welcher dein Geschlecht schon oft gerast!

Des Abends, Freund, gedenk' ich, jenes andern!
Ich seh' im winterlichen Dämmerlicht
Zur Kirche hin den langen Brautzug wandern,
Wo die Geliebte Treu' und Herz dir bricht.

Der Priester sprach den Segen ob dem Paare,
Mir schien ein Mordgewölb' das Heiligthum,
Ich sah die Hoffnung fallen am Altare,
Wie war die süße Schwätzerin so stumm! —

Beflügle dich, mein Lied, denn immer trüber,
Und thränenvoller stets wird deine Bahn;
O führe schnell den Freund mir da vorüber,
Wo ihn der Schauer nächtlichste umfahn!

Vorüber, Lied, am bretternen Geschirre,
Darein der Tod gepflanzt die Rose bleich;
Fort von der Stimmen kläglichem Gewirre,
Da dumpf vernagelnd dröhnt der Hammerstreich! —

Wir sind vorbei. Der Sturm lenkt sein Gefieder
Zum dunkeln Horste der Vergangenheit,
Und Wehmuth sinkt an meinen Busen wieder;
Die stille Freundin meiner Einsamkeit.

Einst und Jetzt!

„Möchte wieder in die Gegend,
„Wo ich einst so selig war,
„Wo ich lebte, wo ich träumte
„Meiner Jugend schönstes Jahr!“

Also sehnt' ich in der Ferne
Nach der Heimath mich zurück,
Wähnend, in der alten Gegend
Finde sich das alte Glück.

Endlich ward mir nun beschieden
Wiederkehr ins traute Thal;
Doch es ist dem Heimgekehrten
Nicht zu Muth wie dazumal.

Wie man grüßet alte Freunde,
Grüß' ich manchen lieben Ort;
Doch im Herzen wird so schwer mir,
Denn mein Liebstes ist ja fort.

Immer schleicht sich noch der Pfad hin
Durch das dunkle Waldrevier;
Doch er führt die Mutter Abends
Nimmermehr entgegen mir.

Mögen deine Grüße rauschen
Vom Gestein, du trauter Bach;
Doch der Freund ist mir verloren,
Der in dein Gemurmel sprach.

Baum, wo sind die Nachtigallen,
Die hier sangen einst so süß?
Und wo, Wiese, deine Blumen,
Die mir Rosa sinnend wies? —

Blumen fort und Nachtigallen,
Und das gute Mädchen auch!
Meine Jugend fort mit ihnen;
Alles wie ein Frühlingshauch!

Die Jugendträume. /. XXIII.

Der Jüngling weilt in einem Blüthengarten,
Und schaut mit Lust des Lebens Morgenroth;
Auf seinem Antlitz ruht ein schön Erwarten,
Die Welt ist Himmel ihm, der Mensch ein Gott.

Ein Morgenlüftchen streut ihm duft'ge Rosen
Mit leisem Finger in das Lockenhaar;
Sein Haupt umflattert mit vertrautem Kosen
Ein bunt Gevögel, singend wunderbar.

Seid stille, stille, daß die flücht'gen Gäste
Ihr nicht dem Jünglinge verscheucht; denn wißt:
Die Jugendträume sind es, wohl das beste,
Was ihm für diese Welt beschieden ist.

Doch, weh! ihm naht mit eisern schwerem Gange
Die Wirklichkeit, und fort auf ewig fliehn
Die Vögel, und dem Jüngling wird so bange,
Da er sie weiter sieht und weiter ziehn.

Die Felsenplatte.

Dort am stillen Klippenhange,
Wo der Wildbach niederschäumt,
Lehnt beim Sonnenuntergange
Einsam still ein Mann — und träumt.

Hingesenkt das gramesmatte
Angesicht, so früh verblüht,
Starrt er auf die Felsenplatte,
Die vom Abendrothe glüht.

Wie er also unabwendig
Starret auf den hellen Stein,
Werden plötzlich drauf lebendig
Seine lieben Phantasei'n.

Seiner Kindheit Spielgenossen
Tanzen lustig drüber hin
Mit der Unschuld süßen Possen,
Laden ein zu Spielen ihn.

Auch sein Mütterlein, die gute,
Wandelt lächelnd auf dem Stein,
Die so manches Jahr schon ruhte
In dem öden Todtenschrein.

Und nun sieht er unter ihnen
Klar sein eignes Jugendbild,
Mit den frohen Fremdlingsmienen
Auf der Erde Schmerzgefild.

Und er hört das laute Klopfen
In des Jünglings heißer Brust,
Sieht vom Aug' ihm niedertropfen
Thränen, selig, unbewußt;

Möchte mit dem Jüngling greinen,
Daß er traut' der holden Mähr;
Und auch wieder bitter weinen,
Daß er nicht der Jüngling mehr. —

Im Gebirge wird es dunkel,
Im Gebirge wird es Nacht,
Doch des Steines hell Gefunkel
Hat sich heller angefacht.

Aus dem Felsengrunde sprießen
Blumen auf mit süßem Hauch,
Und, die Stelle einzuschließen,
Säuselt rings ein Blüthenstrauch;

Aus dem schwanken Blüthengitter
Strahlt ein Mädchenangesicht,
Wie der Mond aus dem Geflitter
Leiser Silberwellen bricht.

Mit jungfräulichem Erröthen
Flüstert sie: „bin ewig dein!"
Und von allen Zweigen flöten
Nachtigallenlieder drein. —

Doch die Blumen jetzt verblassen,
Traurig schweigt der dürre Strauch,
Und der Jüngling steht verlassen,
Und der Jüngling welket auch. — —

Donner hallen in den Lüften,
Und im hellen Wetterstrahl,
Zu den Füßen des Vertieften,
Zuckt der Stein jetzt bleich und kahl.

Nebel.

Du trüber Nebel, hüllest mir
Das Thal mit seinem Fluß,
Den Berg mit seinem Waldrevier
Und jeden Sonnengruß.

Nimm fort in deine graue Nacht
Die Erde weit und breit!
Nimm fort, was mich so traurig macht,
Auch die Vergangenheit!

An meine Guitarre.

Guitarre, wie du hängst so traurig!
Die Saiten tönen nimmermehr,
Die längst zerrissnen wanken schaurig
Im Abendwinde hin und her.

Auch deine Saiten sind zerrissen,
Es schweigt dein süßer Liederklang,
Seit in des Busens Finsternissen
Mir jede frohe Saite sprang.

Mir sank der Freund voll Jugendblüthe
Hinunter in die Todesflut!
Die meiner Lieb' entgegenglühte,
Nun bei den kalten Todten ruht.

Doch will ich euch nun frisch besaiten,
Dich, meine Leier! dich, mein Herz!
Rückbannen die entfloh'nen Zeiten,
Die alte Lust, den alten Schmerz.

Hinaus ins Dunkel jener Eichen!
Dort findet sich der alte Lauf;
Dort stören wir die Liederleichen
Aus ihren stillen Gräbern auf.

Wenn erst die Lieder nur erwachen,
Dann ruft, dann zieht ihr lauter Chor
Die Lieben all' in meinen Nachen
Aus dunkler Todesflut empor.

Es klingt! — doch fliehn im scheuen Fluge
Die Töne auf von meiner Hand;
So eilt, verspätet, nach dem Zuge
Das Vöglein übers Haideland.

Jetzt bin ich meines Herzens Meister!
Nun rauscht wie einst der Sturmakkord!
Schon springen die versunknen Geister
Herauf, herauf an meinen Bord!

O du, mein Freund, so treu und bieder!
Wohl mir, du bist mir wieder nah!
Dein süßes Wort auch hör' ich wieder:
Mein holdes Mädchen, bist du da? —

Doch nein! mich höhnten finstre Mächte!
Wo ist der Freund? das blonde Kind?
Der Nebel reicht mir keine Rechte;
Durch blonde Disteln saust der Wind!

An einen Jugendfreund.

Des Lebens holder Zauber ging vorüber,
Ich klage, daß die Jugend mir verloren;
Doch Eines macht mir noch die Klage trüber:
Die Treue brach, die du mir einst geschworen.
Nicht meint' ich, daß vor uns das theure Erbe
Verblichner Jugend — ihre Freundschaft sterbe.

Du eiltest im Vergessen! ungeduldig
Warfst du dem Tod aus deiner Brust entgegen,
Was du nur allzubald dem herben schuldig,
Wenn's einmal aus ist mit des Herzens Schlägen.
Nicht wolltest du die Treu' im Busen halten
Bis an der Gruft gebieterisch Erkalten.

Wenn du tief schlummerst unter deinem Hügel,
Nichts mehr erfährst vom holden Lenzerwachen,

Wie laue Winde dann mit leichtem Flügel
Die Rosenglut am Strauch lebendig fachen,
Wie süß dann singen in den grünen Hallen
Von Rosenduft berauschte Nachtigallen:

Dann wäre früh genug der Freund vergessen,
Den du geliebt in deinen Jugendtagen,
Deß volles Herz gleich glühend, unermessen,
Dem Jugendideal und dir geschlagen.
Er hielt den Traum umarmet und dein Lieben,
Und Beides sah er mährchenhaft zerstieben.

Gleichwie Nachtlüfte wehn in Blüthenhagen,
Wehmüthig säuseln, doch kein Blatt entführen;
Wie Nachtigallen durch Gebüsche klagen,
Doch keine Rose je zu Tode rühren:
So sollte dieses Lied mit seinem Trauern
Durch deine reiche Freudenblüthe schauern.

Jedoch umsonst, daß ich dem Lied geböte,
Es will nicht ahmen leiser Lüfte Zittern
Und nicht im Hain das klagende Geflöte;
Sein rauher Klang will deine Freude schüttern.
Hat doch der Frost, der mir von dir gekommen,
Von meinem Herbstgrün auch viel fortgenommen.

Das muß die sanften Klagetöne schärfen,
Seh' ich den Freund, mir einst vor allen theuer,
Mein Herz in frohem Uebermuth verwerfen;
Und zünden muß des Stolzes zürnend Feuer.
Dieß Herz war oft von Gottes Flammen helle,
Nicht der Verwerfung Staub ist seine Stelle.

Ich kann es meiner Klage nicht verwehren,
Daß sie dich führe längstverlassne Pfade,
Und daß sie dich, vielleicht auch deine Zähren,
Zu einem trüben Abschiedsfeste lade;
Denn unsre Freundschaft will ich nun bestatten
Auf ewig in der Wehmuth tiefern Schatten.

Frühling.

Der Lenz.

Da kommt der Lenz, der schöne Junge,
Den Alles lieben muß,
Herein mit einem Freudensprunge
Und lächelt seinen Gruß;

Und schickt sich gleich mit frohem Necken
Zu all' den Streichen an,
Die er auch sonst dem alten Recken,
Dem Winter, angethan.

Er gibt sie frei, die Bächlein alle,
Wie auch der Alte schilt,
Die der in seiner Eisesfalle
So streng gefangen hielt.

Schon ziehn die Wellen flink von dannen
Mit Tänzen und Geschwätz,
Und spötteln über des Tyrannen
Zerronnenes Gesetz.

Den Jüngling freut es, wie die raschen
Hinlärmen durchs Gefild,
Und wie sie scherzend sich enthaschen
Sein aufgeblühtes Bild.

Froh lächelt seine Mutter Erde
Nach ihrem langen Harm;
Sie schlingt mit jubelnder Geberde
Das Söhnlein in den Arm.

In ihren Busen greift der Lose
Und zieht ihr schmeichelnd keck
Das sanfte Veilchen und die Rose
Hervor aus dem Versteck.

Und sein geschmeidiges Gesinde
Schickt er zu Berg und Thal;
„Sagt, daß ich da bin, meine Winde,
Den Freunden allzumal!“

Er zieht das Herz an Liebesketten
Rasch über manche Kluft,
Und schleudert seine Singraketen,
Die Lerchen, in die Luft.

Liebesfeier.

An ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche selig in die Luft;
Ein Jubelchor von Sängern schmettert
Im Walde voller Blüth' und Duft.

Da sind, so weit die Blicke gleiten,
Altäre festlich aufgebaut,
Und all' die tausend Herzen läuten
Zur Liebesfeier dringend laut.

Der Lenz hat Rosen angezündet
An Leuchtern von Smaragd im Dom;
Und jede Seele schwillt und mündet
Hinüber in den Opferstrom.

Der Gefangene.

Was trug er auch sein Haupt so frei, so stolz!
Wollt edler sich als seine Treiber fühlen!
„Der Hirsch" von Schleifer.

Der Frühling ist zu Berg und Thal gekommen,
Sein Freudenruf ist durch die Luft erklungen;
Kaum hat die Erd' im Schlafe ihn vernommen,
Hat sie vom Traume sich emporgerungen,
Der ihren Busen deckte schwer und kalt.
In alle Fernen ist der Ruf gedrungen
Mit freundlicher, süßlockender Gewalt,
Daß ihres Nests die Schwalbe nun gedenket,
Weit übers Meer zur trauten Hütte wallt,
Daß seinen Flug der Storch nun heimwärts lenket,
Verlassend schnell das Schilf im fernen Süden.
Die Blume blüht, der bunte Falter senket
Auf sie die Flügel hin, die wonnemüden;
Mit Blüthen haben sich geschmückt die Bäume,

Daß sie zu Lieb' und Sang die Sänger lüden;
Schon singt und bringt uns Paradiesesträume
Im Blüthenstrauche dort die Nachtigall;
Melodisch zieht der Bach durch Waldesräume,
Der Hirte flötet und der Wiederhall;
Zur grünen Alpe kehrt die Heerde wieder,
Weithin ertönt ihr froher Glockenschall.
Der Wildbach stürzt vom Klippenhange nieder,
Ein Freudenthränenstrom, dem Lenz entgegen;
Froh sonnen sich der Alpe Felsenglieder
Im warmen Schein, der Frühling klimmt verwegen
Zum Schneeberg auf und ruft ihn jubelnd wach:
Der schüttelt sich den Winter ab, den trägen,
Und schleudert ihm Lawinendonner nach.
Voll Sehnsucht harrt er schon der Alpenrose,
Der holden Freundin, die der Lenz versprach,
Die jährlich ihn beschleicht auf weichem Moose. —
So zieht der Lenz herum in allen Gauen,
Verschwendend rings die schönen Freudenloose.
Doch Einen weiß ich, der ihn darf nicht schauen,
Und nicht, was Gott durch ihn gesandt, genießen,
Weil finstre Kerkerwände ihn umgrauen,
Und rauhe Fesseln ehern ihn umschließen.
Nicht hört er Vogelsang im Walde tönen,
Nicht sieht er, wie so schön die Blumen sprießen.
Er hört nur seinen eignen Jammer stöhnen;
Für Nachtigallensang und Taubengirren
Hört er die Wand sein Klagen wiederhöhnen
Und, regt er sich, die Eisenkette klirren.
Kein Strahl des Frühlings konnte mit Erbarmen,
Ein milder Tröster, sich zu ihm verirren;
Er darf an Gottes Sonne nicht erwarmen;
Die Nacht allein, das schwarze Ungeheuer,
Hat man mit eingesperrt zu diesem Armen.
In seinem Herzen brennt ein wildes Feuer
Von Rache, Schmerz, von unverdienter Schande,
Von Sehnsucht nach so Manchem, was ihm theuer.
Oft springt er auf, gejagt vom innern Brande,
Er flucht, er sucht sein Schwert, er will hinaus:
Doch Hohngelächter rasseln seine Bande,
Und felsenfest verschlossen bleibt das Haus.
Ermattet sinkt er auf das faule Stroh,
Und bittrer Wehmuth weicht des Zornes Braus;
Dumpfschweigend sitzt er da, und starret so

Das schwarze Ungeheuer an, die Nacht.
Ob Stunde, Mond und Jahr vorüberfloh,
Er konnte dessen haben keine Acht;
Ihm wird in seiner dunkeln Haft die Zeit,
Die Glücklichen enteilt mit Sturmesmacht,
Zur gliederlosen, starren Ewigkeit.
Soll zählen er sie wohl nach seinen Thränen?
Und messen, wie sie noch vom Grabe weit,
Nach dem Unendlichen, nach seinem Sehnen? —
Er wird sein hart Geschick nicht überdauern,
Und hofft er dies, es ist ein eitles Wähnen;
Denn „sterben soll er in den Kerkermauern!“
So klangen seines Richters grause Worte,
Des Mannes ohne Mitleid und Bedauern.
Sein Flehen schlägt vergebens an die Pforte:
„Gib mir, o Gott, bevor das Herz mir bricht,
„Nur einen Schritt aus diesem Qualenorte,
„Nur noch ein Auge voll von deinem Licht!
„Dann laß mich sterben immerhin zur Stelle,
„Ich klage meiner Todesstunde nicht!
„Mag dann mein Leichnam auf der Kerkerschwelle,
„O Herr, an deinem Lichte noch sich sonnen!
„So wie der müde Wandrer an der Quelle,
„Schlaf ich an deinem süßen Strahlenbronnen,
„Und träume, was ich sterbend noch empfunden,
„O Freiheit! Freiheit! alle deine Wonnen!“ — —
Warum hat Der ein solches Loos gefunden? —
Er fleht umsonst, er hat zu viel verbrochen,
Hat sich des Allzukühnen unterwunden:
Hat Wahrheit dem Tyrannen laut gesprochen
Und ihm erzählt der Menschheit bangen Fluch;
Er hat gerüttelt an den blut'gen Jochen.
Darauf verhänget der Gesetze Buch
Den Tod — der Zwingherr hat es selbst geschrieben —
Ein jedes Blatt der Freiheit Leichentuch!
Und daß der Kühne lebend noch geblieben,
Dankt er allein des Herrschers milder Gnade;
Sie will zu schonen manchmal auch belieben,
Sie tödtet ihn nicht plötzlich und gerade. —
Der Thor! er wollte Menschenliebe wagen,
Und wußte doch, daß sie den Donner lade,
Der in die Nacht sein Haupt nun hingeschlagen. —
Unheimlich wird dem Mörder dann zu Muthe,
Bringt ihm ein Mahner aus vergangnen Tagen

Das Kleid des Todten mit der Spur vom Blute
Und hält ihm vor das bleiche Angesicht,
Was manches Jahr im Grabesdunkel ruhte.
Also behagt es dem Tyrannen nicht,
Daß es gewagt der edle, kühne Thor,
Mit ihm zu gehen zürnend ins Gericht,
Die blut'ge Wahrheit ihm zu halten vor,
Das Kleid, das einst die schöne Freiheit trug,
Als sie geführt den vollen Freudenchor,
Eh' des Tyrannen Faust sie frech erschlug. — —
Da weckt mich einer Quelle nahes Rauschen
Zurück vom nächtlichen Gedankenflug.
Ich seh' das schlanke Reh im Dickicht lauschen;
Nun schrickt es auf, und fort ist seine Spur.
Süß mahnt mich, meinen Schmerz um Lust zu tauschen
Mit Blüthen und Gesängen die Natur;
Doch kann ich's meiner Seele nimmer wehren,
Daß sie verfolge Trauerscenen nur,
Und sich statt Blumen sammle bittre Zähren,
Und in den Kerker dort zu Jenem wandre,
Dem Dulder, bis der Tod, sein heiß Begehren,
Aus einer Nacht ihn senket in die andre.

Asyl.

Hohe Klippen, ringsgeschlossen;
Wenig kümmerliche Föhren,
Trübe flüsternde Genossen,
Die hier keinen Vogel hören;

Nichts vom freudigen Gesang
In den schönen Frühlingszeiten;
Geiern wird es hier zu bange,
In so dunkeln Einsamkeiten.

Weiches Moos am Felsgesteine,
Schwellend scheint es zu begehren:
Komm, o Wolke, weine, weine
Mir zu die geheimen Zähren!

Winde hauchen hier so leise,
Räthselstimmen tiefer Trauer;
Hier und dort die Blumenwaise
Zittert still im Abendschauer.

Und kein Bach nach diesen Gründen
Darf mit seinem Rauschen kommen,
Darf der Welt verrathend künden,
Was er Stilles hier vernommen;

Denn die rauhen Felsen sorgen,
Daß noch eine Stätte bliebe,
Wo ausweinen kann verborgen
Eine unglückliche Liebe.

Trauer.

Blumen, Vögel, duftend, singend,
Seid doch nicht so ausgelassen,
Ungestüm ans Herz mir dringend;
Laßt allein mich ziehn die Straßen!

Vieles ist vorübergangen,
Seit wir uns zuletzt begegnet,
Und es hat von meinen Wangen
Meines Glückes Herbst geregnet.

Winter kam hereingeschlichen
In mein Herz, die Thränen starben,
Und schneeweiß sind mir verblichen
Alle grünen Hoffnungsfarben.

Blumen, Vögel, rings im Haine,
All' ihr frohen Bundsgenossen,
Mahnt mich nicht, daß ich alleine
Bin vom Frühling ausgeschlossen!

Frühlingsblick.

Durch den Wald, den dunkeln, geht
Holde Frühlingsmorgenstunde,
Durch den Wald vom Himmel weht
Eine leise Liebeskunde.

Selig lauscht der grüne Baum,
Und er taucht mit allen Zweigen
In den schönen Frühlingstraum,
In den vollen Lebensreigen.

Blüht ein Blümlein irgendwo,
Wird's vom hellen Thau getränket,
Das einsame zittert froh,
Daß der Himmel sein gedenket.

In geheimer Laubesnacht
Wird des Vogels Herz getroffen
Von der großen Liebesmacht,
Und er singt ein süßes Hoffen.

All das frohe Lenzgeschick
Nicht ein Wort des Himmels kündet;
Nur sein stummer, warmer Blick
Hat die Seligkeit entzündet;

Also in den Winterharm,
Der die Seele hielt bezwungen,
Ist ein Blick mir, still und warm,
Frühlingsmächtig eingedrungen.

Frühlingsgedränge.

Frühlingskinder im bunten Gedränge,
Flatternde Blüthen, duftende Hauche,
Schmachtende, jubelnde Liebesgesänge,
Stürzen ans Herz mir aus jedem Strauche.
Frühlingskinder mein Herz umschwärmen,
Flüstern hinein mit schmeichelnden Worten,
Rufen hinein mit trunkenem Lärmen,
Rütteln an längst verschlossenen Pforten.

Frühlingskinder, mein Herz umringend,
Was doch sucht ihr darin so dringend?
Hab' ich's verrathen euch jüngst im Traume,
Schlummernd unter dem Blüthenbaume?
Brachten euch Morgenwinde die Sage,
Daß ich im Herzen eingeschlossen
Euren lieblichen Spielgenossen,
Heimlich und selig — ihr Bildniß trage?

Liebe und Vermählung.

Erste Stimme.

Sieh dort den Berg mit seinem Wiesenhange,
Die Sonne hat verzehrend ihn durchglüht,
Und Strahl auf Strahl noch immer niedersprüht;
Wie sehnt er nach der Wolke sich so bange!

Dort schwebt sie schon in ihrem luft'gen Gange,
Auf deren Kuß die Blumenfreude blüht;
Wie flehend sich um ihre Neigung müht
Der Berg, daß sie sein Felsenarm umfange.

Sie kommt, sie naht, sie wird herniedersinken,
Er aber die Erquickungsreiche tief
Hinab in seinen heißen Busen trinken.

Und auferblühn in wonniger Beseelung
Wird, was an schönen Blüthen in ihm schlief,
Ein treues Bild der Liebe, der Vermählung!

Zweite Stimme.

Sieh hier den Bach, anbei die Waldesrose:
Sie mögen dir vom Lieben und Vermählen
Die wandelbaren, täuschungsvollen Loose
Getreuer viel, als Berg und Wolk', erzählen:

Die Rose lauscht ins liebliche Getose,
Umsungen von des Haines süßen Kehlen,
Und ihr zu Füßen weint der Ruhelose,
Der immer naht, ihr immer doch zu fehlen.

Ein schönes Spiel! so lang der Frühling säumt,
Die Rose hold zum Bach hinunter träumt,
So lang ihr Bild in seinen Wellen zittert.

Wenn Sommersgluten sie vom Strauche jagen,
Wenn sie vom Bache wird davon getragen,
Dann ist sie welk, der Zauber ist verwittert!

Der Baum der Erinnerung.

Ja, du bist es, blüthenreicher
Baum, das ist dein süßer Hauch!
Ich auch bin's, nur etwas bleicher,
Etwas trauriger wohl auch.

Hinter deinen Blüthenzweigen
Tönte Nachtigallenschlag,
Und die Holde war mein eigen,
Die an meinem Herzen lag.

Und wir meinten selig beide,
Und ich meint' es bis zur Stund',
Daß so herrlich du vor Freude
Blühtest über unsern Bund.

Treulos hat sie mich verlassen;
Doch du blühst wie dazumal,
Kannst dich freilich nicht befassen
Mit der fremden Liebesqual.

„Allzulieblich scheint die Sonne,
„Weht der linde Maienwind,
„Und das Blühen und die Wonne
„Allzubald vorüber sind!"

Mahnend säuseln mir die Lehre
Deine frohen Blüthen zu;
Doch ungläubig fließt die Zähre,
Und mein Herz verlor die Ruh'.

Frühlings Tod.

Warum, o Lüfte, flüstert ihr so bang?
Durch alle Haine weht die Trauerkunde,
Und störrisch klagt der trüben Welle Gang:
Das ist des holden Frühlings Todesstunde!

Der Himmel, finster und gewitterschwül,
Umhüllt sich tief, daß er sein Leid verhehle,
Und an des Lenzes grünem Sterbepfühl
Weint noch sein Kind, sein liebstes, Philomele.

Wenn so der Lenz frohlocket, schmerzlich ahnt
Das Herz sein Paradies, das uns verloren,
Und weil er uns zu laut daran gemahnt,
Mußt' ihn der heiße Sonnenpfeil durchbohren.

Der Himmel blitzt und Donnerwolken fliehn,
Die lauten Stürme durch die Haine tosen;
Doch lächelnd stirbt der holde Lenz dahin,
Sein Herzblut still verströmend, seine Rosen.

Herbst.

Herbstgefühl.

Mürrisch braust der Eichenwald,
Aller Himmel ist umzogen,
Und dem Wandrer, rauh und kalt,
Kommt der Herstwind nachgeflogen.

Wie der Wind zu Herbsteszeit
Mordend hinsaust in den Wäldern,
Weht mir die Vergangenheit
Von des Glückes Stoppelfeldern.

An den Bäumen, welk und matt,
Schwebt des Laubes letzte Neige
Niedertaumelt Blatt auf Blatt
Und verhüllt die Waldessteige;

Immer dichter fällt es, will
Mir den Reisepfad verderben,
Daß ich lieber halte still
Gleich am Orte hier zu sterben.

Herbstklage.

Holder Lenz, du bist dahin!
Nirgends, nirgends darfst du bleiben!
Wo ich sah dein frohes Blühn,
Braust des Herbstes banges Treiben.

Wie der Wind so traurig fuhr
Durch den Strauch, als ob er weine;
Sterbeseufzer der Natur
Schauern durch die welken Haine.

Wieder ist, wie bald! wie bald!
Mir ein Jahr dahingeschwunden.
Fragend rauscht es aus dem Wald:
„Hat dein Herz sein Glück gefunden?"

Waldesrauschen, wunderbar
Hast du mir das Herz getroffen!
Treulich bringt ein jedes Jahr
Welkes Laub und welkes Hoffen.

Scheiden.

Dahin sind Blüthen jetzt und Nachtigallen,
Und durch den kahlen, sangverlassnen Strauch
Weht nun des Herbstes einsam kühler Hauch;
Mein Glück ist mit dem Laube abgefallen!

Das ist der Hain, wo ich mit dir oft weilte,
Das ist der Büsche wonnigliche Haft,
Wo uns am Flehen süßer Leidenschaft
Unfesselbar die Zeit vorübereilte.

Du wanderst fort, du willst die Welt durchmessen;
Hier ist der Pfad, so schlangenkrumm und kalt,
Der dich, Geliebter, locket mit Gewalt,
Und fortführt in die Fremde, ins Vergessen! —

„Das Schiff bewegt mit seinem Riesendrange
Und stört empor die See aus glatter Ruh;
Doch ist es fort, schließt sich die Welle zu,
Gleichgültig wallt sie fort im alten Gange.

Siehst du von jenem Baum den Raben fliegen?
Von seinem Fortschwung wankt und bebt der Ast
Ein Weilchen noch, und kehrt zur alten Rast;
Und deine Klagen werden bald versiegen!"

Die Wurmlinger Kapelle.*

Luftig, wie ein leichter Kahn,
Auf des Hügels grüner Welle,
Schwebt sie lächelnd himmelan,
Dort die friedliche Kapelle.

Einst beim Sonnenuntergang
Schritt ich durch die öden Räume,
Priesterwort und Festgesang
Säuselten um mich wie Träume.

Und Maria's schönes Bild
Schien vom Altar sich zu senken,
Schien in Trauer, heilig mild,
Alter Tage zu gedenken.

Röthlich kommt der Morgenschein,
Und es kehrt der Abendschimmer
Treulich bei dem Bilde ein;
Doch die Menschen kommen nimmer.

Leise werd' ich hier umweht
Von geheimen, frohen Schauern,
Gleich als hätt' ein fromm Gebet
Sich verspätet in den Mauern.

Scheidend grüßet hell und klar
Noch die Sonn' in die Kapelle,
Und der Gräber stille Schaar
Liegt so traulich vor der Schwelle.

Freundlich schmiegt des Herbstes Ruh
Sich an die verlassnen Grüfte;
Dort, dem fernen Süden zu,
Wandern Vögel durch die Lüfte.

Alles schlummert, Alles schweigt,
Mancher Hügel ist versunken,
Und die Kreuze stehn geneigt
Auf den Gräbern — schlafestrunken.

Und der Baum im Abendwind
Läßt sein Laub zu Boden wallen,
Wie ein schlafergriffnes Kind
Läßt sein buntes Spielzeug fallen. —

* In Württemberg bei Tübingen.

Hier ist all mein Erdenleid
Wie ein trüber Duft zerflossen;
Süße Todesmüdigkeit
Hält die Seele hier umschlossen.

Sommerfäden.

Mädchen, sieh' am Wiesenhange,
Wo wir oft gewandelt sind,
Sommerfäden, leichte, lange,
Gaukeln hin im Abendwind.

Deine Worte, laut und munter,
Flattern in die kühle Luft;
Keines mehr, wie sonst, hinunter
In des Herzens Tiefe ruft.

Winter spinnet los' und leise
An der Fäden leichtem Flug,
Webt daran aus Schnee und Eise
Bald den Leichenüberzug.

Künden mir die Sommerfäden,
Daß der Sommer welk und alt,
Merk' ich es an deinen Reden,
Mädchen, daß dein Herz wird kalt!

Herbst.

Nun ist es Herbst, die Blätter fallen,
Den Wald durchbraust des Scheidens Weh
Den Lenz und seine Nachtigallen
Versäumt' ich auf der wüsten See.

Der Himmel schien so mild, so helle,
Verloren ging sein warmes Licht;
Es blühte nicht die Meereswelle,
Die rohen Winde sangen nicht.

Und mir verging die Jugend traurig,
Des Frühlings Wonne blieb versäumt;
Der Herbst durchweht mich trennungsschaurig,
Mein Herz dem Tod entgegenträumt.

Herbstentschluß.

Trübe Wolken, Herbstesluft,
Einsam wandl' ich meine Straßen,
Welkes Laub, kein Vogel ruft —
Ach, wie stille! wie verlassen!

Todeskühl der Winter naht;
Wo sind, Wälder, eure Wonnen?
Fluren, eurer vollen Saat
Goldne Wellen sind verronnen!

Es ist worden kühl und spät,
Nebel auf der Wiese weidet,
Durch die öden Haine weht
Heimweh; — Alles flieht und scheidet.

Herz, vernimmst du diesen Klang
Von den felsentstürzten Bächen?
Zeit gewesen wär' es lang,
Daß wir ernsthaft uns besprächen!

Herz, du hast dir selber oft
Wehgethan, und hast es Andern,
Weil du hast geliebt, gehofft;
Nun ist's aus, wir müssen wandern!

Auf die Reise will ich fest
Ein dich schließen und verwahren,
Draußen mag ein linder West
Oder Sturm vorüberfahren;

Daß wir unsern letzten Gang
Schweigsam wandeln und alleine,
Daß auf unsern Grabeshang
Niemand als der Regen weine!

Phantasieen.

Die Zweifler.

Zwei Freunde traten schweigend ein
In einen blüthenvollen Hain.
Die Sonne ließ den Strahl im Reigen
Erzittern auf den Erlenzweigen,
Und Leben, Lieben überall
Schien schwellend sich hervorzudrängen.
Aus Büschen ruft die Nachtigall
Hervor in schmerzlich süßen Klängen,
Als ob die Sängerin aus Eden
Den Tod sanft möchte überreden
Mit ihrem Liede zaubervoll,
Daß er den Lenz nicht rauben soll.
Die Freunde schwiegen, nur der Bach
In das Geflöte murmelnd sprach;
Viel Blumen standen bunt herum
Und wiegten ihre Häupter stumm,
In das geschwätzig muntre Rauschen
Des Baches froh hinabzulauschen,
Wie Kinder lauschen, frohgespannt,
Dem Wandrer, der von fernem Land,
Von schönen Wundern viel erzählt
Auf seiner Irrfahrt durch die Welt. —
O Nachtigall! du rufst vergebens
Um Dauer dieses Wonnelebens!
Bald glüht dein letztes Abendroth,
In seinem Durste wird der Tod
Hinweg dein süßes Lied auch trinken,
Du wirst vom stillen Aste sinken!
Ihr lieben Blümlein! trauet nicht
Dem Mährchen, das der Wandrer spricht;
Seht, seht, schon schwillt er brausend an,
Im Walde schon die Stürme nahn:
Der Donner kommt, und voller schwillt
Der Bach, der immer lauter brüllt;
Er faßt euch an, er reißt euch los
Aus eurer Mutter grünem Schooß!
Wie dort die Rosenstaude bebt,
Nun sich zu ihr der Wilde hebt!

Sie schwankt in ihrem Blüthenkleid,
Da sie der Strom frohlockend wiegt:
So wiegt der Bursche seine Maid,
Bevor mit ihr zum Tanz er fliegt. —
  Der eine von den Freunden sann
Hinunter in den Wogendrang,
Und seine Stimme nun begann
Zu tönen, ernst, wie Grabgesang:
Vergänglichkeit! wie rauschen deine Wellen
Dahin durchs Lebenslabyrinth so laut!
In deine Wirbel flüchten alle Quellen,
Kein Damm, kein Schutz sich dir entgegenbaut!
Es wächst dein Strom mit jeglicher Minute,
Stets lauter klagt der dumpfe Wellenschlag;
Doch wie die Flut auch unaufhaltsam flute,
Ist Mancher doch, der sie nicht hören mag.
Wenn auch die Wellen ihre Ufer fressen
Und du zum Meer hinwucherst, unermessen;
Doch stehn an deinem Ufer frohe Thoren,
In ihren Traum „Unsterblichkeit" verloren.
Am Ufer? — nein! es ist von deinem Bronnen
Tiefinnerst jede Creatur durchronnen;
Es braust in meines Herzens wildem Takt,
Vergänglichkeit, dein lauter Katarakt!
Wenn ich dem Strome zu entfliehen meine,
Aufblickend zu der Sterne hellem Scheine,
Aufsehnend mich mit zitterndem Verlangen,
Daß rettend meinen Geist sie einst empfangen:
Ich habe mich getäuscht! ich seh' erbleichen
Die Sterne selbst und zitternd rückwärts weichen;
Sie hören, wie die Woge braust, sie ahnen,
Daß sie nicht sicher sind auf ihren Bahnen;
Sie schauen, wie es wächst, das grause Meer,
Und fürchten wohl: — mir sagt's ihr zitternd Blinken —
Einst wird vom raschen Flug ihr strahlend Heer,
Ein müdes Schwalbenvolk, heruntersinken.
Dann brütet auf dem Ocean die Nacht,
Dann ist des Todes großes Werk vollbracht;
Dann stockt und starrt zu Eis die grause Flut,
Worin der Wunsch des finstern Gottes ruht;
Er wandelt auf der Fläche und ermißt,
Wie Alles nun so still, so dunkel ist;
Er lächelt dann voll selbstzufriedner Freude
In seine Welt, in seine Nacht hinein,

Und es erglänzt des Eises stille Haide
Nur noch von seines Lächelns Wiederschein! —
  Der Andre sprach: mir gilt es gleich,
Ob Leben, — Tod — im Schattenreich!
Strahlt jenseits auch ein mildes Licht,
So fehlt gewiß der Donner nicht,
Der, was das Licht in Liebe hegt,
Mit seinem Zorne niederschlägt.
Denn glauben kann ich nimmermehr,
Es habe sich das ganze Heer
Von Qualen, die gebar Natur,
Gelagert auf die Erde nur;
Daß sie von dieser Welt nicht wandern
Mit uns hinüber in die andern,
Die doch in unsrer Brust, voll Wunden,
So traute Herberg' stets gefunden. —
Solang dies Herz auf Erden schlug,
Hab' ich erlebt genug, genug,
Um ein Vergehen, ein Verschwinden —
Ein Loos der Sehnsucht werth zu finden.
Und schlaf' ich einst im Grab so tief,
Und tiefer, denn als Kind ich schlief,
So mag der Tod sich immerhin
Davor als Wächter stellen hin:
Er steht am stillen Grabverließ,
Ein Engel vor dem Paradies. —
Doch ist es anders mir beschlossen,
Soll droben neu mein Leben sprossen:
Werd' ich gelassen, ohne Zagen,
Auch meine Ewigkeit ertragen.

Glauben. Wissen. Handeln.

Ein allegorischer Traum.

Schon ist der Berge Purpurglut verglommen,
Und zitternd flieht des Tages letzter Strahl
Der Nacht schon aus dem Wege. Sei willkommen,
O Dunkelheit, im ernsten Eichenthal!
Hier zünd' ich Nachts mein Herz zum hellen Feuer
Des Schmerzes an und starre stumm hinein;
Und schwillt die Flamme, wird sie ungeheuer,
Ich steh' dabei und starre stumm hinein.

Gelockt vom Scheine, schwirren dann in Schaaren,
Wie Mücken auf der Lüfte lauer Flut,
Erinnerungen her aus fernen Jahren
Und werfen dürre Reiser in die Glut.
Sie singen mir, ums Feuer dicht gekauert,
Viel, längst verklungne Melodieen vor,
Wie einst gejubelt ich, und wie getrauert,
Und wie der Seele Frieden ich verlor.
Sie singen mir von meinen Jugendträumen,
Wie mir das Leben einst so hold, so traut,
Umsäuselt von Hesperiens Blüthenbäumen,
Entgegentrat als eine schöne Braut.
Ein Schleier hielt das Liebchen mir umschlungen,
Der geizig zwar mit meinen Blicken rang;
Doch mancher Reiz, der leichten Haft entsprungen,
Flog mir ans Herz, das ihm entgegendrang.
Die schöne Braut gab mir die Hand zur Reise,
Und selig schritten wir und rasch dahin;
Wir sahn am Himmel goldne Wolken ziehn,
Voreilend trat die Freude uns die Gleise.
Wir wallten durch des Glaubens Paradiese,
Wo jedes Lüftchen uns von Gott erzählt,
Wo uns von ihm jed' Blümchen auf der Wiese
Ein Liebeszeichen froh entgegenhält;
Wo die beschwingte Sehnsucht Philomele
Laut ruft und innig in die Mondennacht,
Daß ihre Schwester, die verwandte Seele,
Von ihrem Ruf in unsrer Brust erwacht,
Erwacht und Gottes süßen Namen singt
Und aus der Brust zu ihm hinüberdringt. —
Wo der Sturm, ein trunkener Sänger Gottes, dahin-
braust,
Mit fliegender Locke, mit rauschendem Nachtgewand,
Die Harfe schlagend, im feurigen Fluge dahinbraust
Durch Thal und Gebirg, durch Meer und Wüstensand.
Wie zwingt er die Donnerakkorde hervor aus den Saiten!
Wie sucht sein strahlender Blick nach Gott durch die
Weiten!
Ihn hören die Wogen des Meeres berauscht und springen
Vom schaukelnden Schooße des Schlummers zu Gott
empor,
Und taumeln entzückt in die Arme sich und singen:
„Allmächtiger Gott!“ im tausendstimmigen Chor;
Ihn hören die Berg', und seine gewaltigen Lieder,

Sie tönen von ihrem erschütterten Busen wieder;
Tief seufzen die Wälder und neigen ihr Angesicht,
Die Ufer fassen den Jubel der Ströme nicht;
Sehnsuchtergriffen, stürzen vom Fels sich herab
Die Tannen und suchen im Wonnetumult ihr Grab.
Des Sturmes Gesang durchtönt die glühende Wüste,
Der grimmige Leu, vom heiligen Klang umweht,
Läßt fahren die Beut', es schweigt sein blutig Gelüste,
Er flieht zur Höhl' und zittert sein Gebet.
Dem Menschen entstürzt der Thränen seliger Schwall,
Und lauter ruft im Busen die Nachtigall. —
Doch zogen fort wir aus dem Paradiese,
Wo jedes Lüftchen uns von Gott erzählt,
Wo uns von ihm jed' Blümchen auf der Wiese
Ein Liebeszeichen froh entgegenhält;
Wo eine Blum', aus allen Blumen ragend,
Prangt, hold umstrahlt vom ew'gen Morgenlicht,
Die schönste Liebesblüthe Gottes tragend,
Des todten Heilands lächelnd Angesicht.
Und in der Forschung Wälder trat, ein Thor, ich
Aus jenem gottbeseelten Paradies,
Und all' des Herzens fromme Lust verlor ich,
Seit ich des Glaubens treue Spur verließ.
Im Labyrinthe floß in kargen Tropfen
Durchs Laubgewölb' das Licht, Staubregen kaum;
Mich aber trieb mein Herz mit lautem Klopfen,
Zu suchen der Erkenntniß hohen Baum.
Scheu floh der Pfad die ungeweihten Tritte,
Entschlüpfend in des Dickichts wirre Nacht;
Doch hascht' ich ihn, bis in des Waldes Mitte
Vor mir aufragt' in wunderbarer Pracht
Der Baum, nach dem mein lautes Herz sich sehnte,
Deß Gliederbau sich rings in stolzem Drang
Unübersehbar in die Lüfte dehnte; —
Ich stand entzückt und lauscht' erwartungsbang:
Da hört' ich leise räthselhaftes Flüstern
Im dunkeln Laub, rasch flog von Ast zu Ast
Mein Blick empor und fragte jeden lüstern:
Trägst du vielleicht der Früchte süße Last?
Nun sah ich sie an hohen Zweigen blinken,
Und meine Seele seufzte heiß empor,
Der goldnen Frucht erquickend' Süß zu trinken;
Da sprach es aus der Blätternacht hervor:
„Wohl siehst du hier die goldnen Früchte ragen;

Doch zarte, schwanke Zweige halten sie,
„Die deines Leibes Schwere nicht ertragen,
„Drum klimme nicht, du pflückst die Früchte nie!"
Und trauernd wandt' ich meinen Schritt von dannen:
Rückfiel mein Blick auf meine liebe Braut,
Und meines Schmerzes erste Thränen rannen,
Als ich ins bleiche Antlitz ihr geschaut.
Am Fußgesträuch des Baumes blieb er hangen,
Der Schleier, der so lieblich sie umfangen,
Und ihr entsanken alle Reize, todt,
Wie, frostverhaucht, der Ros' ihr welkes Roth.
„Zurück, zurück, mein Liebchen, laß uns fliehen,"
— So rief ich, — „wo die Wunderblume blüht!
„Wir wollen fromm vor ihr im Staube knieen,
„Vielleicht, daß dort dein Auge wieder glüht,
„Daß, auferweckt von ihrem Wunderhauche,
„Die Schönheit frisch auf deiner Wange keimt,
„Die du verlorst am unheilvollen Strauche!"
Doch all' der Trost war leider nur geträumt;
Denn wie wir auch im Labyrinthe suchten,
Wir fanden nimmermehr den Weg zurück. — —
Als wir entronnen endlich jenen Schluchten,
Hob sich ein stolzer Bau vor unserm Blick,
Eintraten wir in eine weite Halle:
Da trieb in lautem Wirbel ohne Rast
Ein Menschenschwarm herum, Wettkämpfer alle,
Bewaffnet bunt, umflirrt von eitlem Glast.
Dort saß erhöht in einer Nische, schweigend,
Ein Weib, ehrwürdiger Gestalt, und schien,
Ihr Haupt hinab zur lauten Bühne neigend,
Zu lauschen dem entbrannten Kampfesmühn.
Schnell lief durchs wirre Volk ein Jubelklang,
Und, sieh'! ein Mann der Schlachten trat hervor,
Von Leichendunst hoch aufgebläht, und schwang
Zur Nische seinen Eichenkranz empor:
„Für dich, o Mutter, hab' ich ihn gebrochen,
„Und blutig bist, Germania, du gerochen!"
Doch hörte man die Frau kein Wörtchen sagen,
Als nähm' sie's hin mit ruhigem Behagen.
Dann trat begeistert auf und feierlich
Ein Sängerchor und sang zum Harfenspiele:
„Wie lieben wir, erhabne Mutter, dich!"
Doch diese schwieg, ob solches ihr gefiele.
Zur Nische streckten Viele noch die Arme,

Frohlockend: „Heil der großen Mutter, Heil!"
Und Zepter taucht', und Inful aus dem Schwarme,
Und klirrend tauchten Ketten auf und Beil.
Noch immer saß das Weib in stummer Spähe,
Da trat ich forschend zu in ihre Nähe;
Todt war sie, todt! — In ihrer Züge Schatten
Stand noch des Grames stille Siedelei,
Fort war die Seele zu den dunkeln Matten
Der Vorzeit, wo der Seelen heil'ge Drei
Nun irrt: die hohe Roma, stumm und düster,
Die schöne Hellas, bang mit Klaggeflüster,
Und, ihren Schwestern traulich sich vereinend,
Germania, die gute, leise weinend. — —
Das Schicksal ging nun finster mir vorüber,
Mit Majestät und Schrecken angethan,
Und winkte mir, zu wandern meine Bahn
Durch Haideland, verlassner stets und trüber.
Und dir, mein Leben, warf zur stillen Feier
Den Gram das Schicksal um dein Angesicht,
Von ihm gewoben dir zum zweiten Schleier,
Der fester sich um deine Züge flicht.
Erst wenn wir uns zu seligem Vergessen
Hinlegen in das traute, dunkle Grab,
Löst er von deinem Angesicht sich ab,
Und hängt sich an die säuselnden Cypressen.

Haidebilder.

Himmelstrauer.

Am Himmelsantlitz wandelt ein Gedanke,
Die düstre Wolke dort, so bang, so schwer;
Wie auf dem Lager sich der Seelenkranke,
Wirft sich der Strauch im Winde hin und her.

Vom Himmel tönt ein schwermuthmattes Grollen,
Die dunkle Wimper blinzet manches Mal,
— So blinzen Augen, wenn sie weinen wollen, —
Und aus der Wimper zuckt ein schwacher Strahl.

Nun schleichen aus dem Moore kühle Schauer
Und leise Nebel übers Haideland;
Der Himmel ließ, nachsinnend seiner Trauer,
Die Sonne läßig fallen aus der Hand.

Robert und der Invalide.

Robert.

Siehst unser Hüttlein du im Abend schimmern? —
Es lacht hinaus ins öde Haideland,
Als wohnt' in ihm das Glück, das uns entschwand,
Und nicht ein finstres Paar von Menschentrümmern.
Aus einer andern Zeit, der guten alten,
Als noch das Glück geruht in Hüttleins Schooß
Und reicher Segen das Gefild umfloß,
Hat es die heitre Miene sich erhalten.
Hier sah man einst in schönen Sommertagen
Die frommen Lämmer auf der Weide springen,
Hier hörte man die Hirtenflöte klingen,
Und im Getreide hell die Wachtel schlagen.
Hier zog der Pfad durch frische Wiesengründe,
Daß Abends er dem fröhlichen Gesellen
Den schnellsten Weg zu seinem Liebchen künde.
Nun wiegt kein Saatfeld seine goldnen Wellen,
Und Alles schläft in tiefer Haideruh';
Der Pfad hat nichts der Liebe mehr zu künden,
Schloß trauernd seine grünen Lippen zu;
Und rings umher Vergessen und Verschwinden.
Das Hüttlein nur mit seinem Lindenbaume
Ist nicht erwacht aus seinem holden Traume.
— Ihm gleicht die Erde jenseits unsrer Haide;
Ob längst das Glück aus ihren Armen floh,
Die Erde thut, wie einst, noch immer froh,
Und schmückt sich gerne mit dem Blüthenkleide;
Getreu der alten, schon gedankenlosen
Gewohnheit, trägt sie jährlich ihre Rosen. —
Hab' meine Lust, im Hüttlein dort zu hausen,
Es ist so leicht gezimmert, leicht bedacht;
Da hören recht wir's, wenn die Winde brausen,
Wenn unser Schätzel kommt, die Wetternacht.
Bin gerne dort in heitern Abendstunden,
Wenn schon der letzte Sonnenstrahl geschwunden;

Wenn hell zu Sternen Sterne sich gesellen,
Und unsre Hunde auf zum Monde bellen.
Weil sich der stille, blasse schleicht heran,
Als wollt' er diebisch unsrer Hütte nahn
Und uns mit seinen leisen Silberhänden
Den leichten Schlaf durchs Fensterlein entwenden. —
Freund! höre doch! wo wandert deine Seele,
Derweil ich hier von Hütt' und Mond erzähle?

Der Invalide.

Es bellen — sagtest du — zum Mondenschein
Die Hunde; — ja — den Hunden hätt' ich sollen,
Als einst der laute Ruf zur Schlacht erschollen,
Zum Futter werfen lieber vor mein Bein,
Als daß ich's im berauschten Sturmesflug
Zum blutgedrängten Opferherde trug.
Zum Opferherde trug ich's? — Herd der Küche
War jenes Leipzigfeld voll Flamm' und Rauch!
Zerrissne Glieder, Leichen, Donnerflüche,
Gebrochne Waisen-, Mutterherzen auch,
Das Schlachtgeflügel auch — vom bösen Wetter
Napoleon gejagt aus Frankreichs Auen: —
Das Alles ward vom Chor der Freiheitsretter
In ein Gericht zusammen dort gehauen,
Woran das Glück nun der Aristokraten
Sich schwelgend mästet, da zu ihrer Schmach
Im Lande ziehn verstümmelte Soldaten
Und betteln müssen um ein mildes Dach.
Man hat ein Glied vom Leibe mir gerissen,
Den schlechten Rest dem Hunger vorgeschmissen.
Das sind die Menschen ohne Dank nicht werth,
Daß ich für sie gezogen einst mein Schwert,
Daß ich, ein Bettelkrüppel, auf der Haide
Umhinke, deinen Bissen trag' im Magen,
Und decke meinen Leib mit deinem Kleide,
Bis diese dumpfe Trommel ausgeschlagen
Den Trauermarsch: das Herz da — stille steht,
Und den vergessnen Staub der Wind verweht! —

Robert.

Dich trösten wollen mag ein bittrer Spötter!
Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt,
Das bleibt auf ewig dir ins Mark gesenkt;
Hier steht das Unglück höher als die Götter!

Der Himmel mag vor deinen Gram sich lagern,
All' seine Götterkräfte laß erglühn,
Daß er die Seele dir von ihren Nagern
Rein schaffe und sie wieder mache blühn:
Wird er den Seelenwurm hinausbeschwören,
Will er nicht Seel' und Wurm zugleich zerstören?! —
Daß einen treuen Freund an mir du hast,
Bis sie mir einst im Dorfe drüben läuten,
Wenn sie mich tragen zur ersehnten Rast,
Das ist wohl wahr, doch hier kann's nichts bedeuten. —
Die Sonn' ist unter; — wie die Nebel flattern,
Vom Herbstwind aufgejagt aus dunklem Moor! —
So war der Abend, als mir Laura schwor!
Hörst du die Wildgans in den Lüften schnattern?
Das kündet Frost, mein Freund, und trübe Zeit! —
Schon wieder gaukelt da die böse Sippe
Von Nachtgestalten der Vergangenheit.
Nun mag ich fliehn durch Gräser und Gestrüppe,
Sie folgt mir stets, sie spottet stets mir nach:
„Du Thor, mit deinem fabelhaften Sehnen!
„Hast du's noch nicht ersäuft mit deinen Thränen?"
Und alle meine Wunden werden wach.
Wie Buben einen Narren durch die Straßen
Nicht ungeneckt hingehn und träumen lassen,
So folgt es höhnend mir durch diese Haide,
Und läßt nicht rasten mich von meinem Leide.

An die Wolke.

Zieh nicht so schnell vorüber
An dieser stillen Haide,
Zieh nicht so scheu vorüber
An meinem tiefen Leide,
Du Wolke in der Höh',
Steh still bei meinem Weh'!

O nimm auf deine Schwingen
Und trag' zu ihr die Kunde,
Wie Schmerz und Groll noch ringen,
Und bluten aus der Wunde,
Die mir mit ihrem Trug
Die Ungetreue schlug.

Und kommst auf deinen Wegen
Du an vor ihrem Hause,
So stürze dich als Regen
Herunter mit Gebrause,
Daß sie bei dunkler Nacht
Aus ihrem Traum erwacht.

Schlag' an die Fensterscheibe,
Und schlag' an ihre Thüre,
Und sei dem falschen Weibe
Ein Mahner an die Schwüre,
Die sie mir weinend sprach,
Und die sie lächelnd brach.

Und will sie das nicht hören,
So magst von deinem Sitze
Du, Donner, dich empören,
Dann rüttelt, all ihr Blitze,
Wenn ihr vorüberzieht,
An ihrem Augenlied!

Die Haideschenke.

Ich zog durchs weite Ungarland;
Mein Herz fand seine Freude,
Als Dorf und Busch und Baum verschwand
Auf einer stillen Haide.

Die Haide war so still, so leer,
Am Abendhimmel zogen
Die Wolken hin, gewitterschwer,
Und leise Blitze flogen.

Da hört' ich in der Ferne was,
In dunkler, meilenweiter;
Ich legte 's Ohr ans knappe Gras,
Mir war, als kämen Reiter.

Und als sie kamen näherwärts,
Begann der Grund zu zittern,
Stets bänger, wie ein zages Herz
Vor nahenden Gewittern.

Hertobte nun ein Pferdehauf,
Von Hirten angetrieben
Zu rastlos wildem Sturmeslauf
Mit lauten Geißelhieben.

Der Rappe peitscht den Grund geschwind
Zurück mit starken Hufen,
Wirft aus dem Wege sich den Wind,
Hört nicht sein scheltend Rufen.

Gezwungen ist in strenge Haft
Des Wildfangs tolles Jagen,
Denn klammernd herrscht des Reiters Kraft,
Um seinen Bauch geschlagen.

Sie flogen hin, woher mit Macht
Das Wetter kam gedrungen;
Verschwanden — ob die Wolkennacht
Mit einmal sie verschlungen.

Doch meint' ich nun und immer noch
Zu hören und zu sehen
Der Hufe donnerndes Gepoch,
Der Mähnen schwarzes Wehen.

Die Wolken schienen Rosse mir,
Die eilend sich vermengten,
Des Himmels hallendes Revier
Im Donnerlauf durchsprengten;

Der Sturm, ein wackrer Rosseknecht,
Sein muntres Liedel singend,
Daß sich die Heerde tummle recht,
Des Blitzes Geißel schwingend.

Schon rannten sich die Rosse heiß,
Matt war der Hufe Klopfen,
Und auf die Haide sank ihr Schweiß
In schweren Regentropfen.

Nun brach die Dämmerung herein,
Mir winkt von fernen Hügeln
Herüber weißer Wände Schein,
Die Schritte zu beflügeln.

Es schwieg der Sturm, das Wetter schwand;
Froh, daß es fortgezogen,
Sprang übers ganze Haideland
Der junge Regenbogen.

Die Hügel nahten allgemach;
Die Sonne wies im Sinken
Mir noch von Rohr das braune Dach,
Ließ hell die Fenster blinken.

Am Giebel tanzte wie berauscht
Des Weines grüner Zeiger,
Und als ich freudig hingelauscht,
Hört' ich Gesang und Geiger.

Bald kehrt' ich ein und setzte mich
Allein mit meinem Kruge;
An mir vorüber drehte sich
Der Tanz im raschen Fluge.

Die Dirnen waren frisch und jung
Und hatten schlanke Leiber,
Gar flink im Drehen, leicht im Sprung,
Die Bursche — waren Räuber.

Die Hände klatschten und im Takt
Hell klirrt des Spornes Eisen;
Das Lied frohlocket und es klagt
Schwermüthig kühne Weisen.

Ein Räuber singt: „Wir sind so frei,
So selig, meine Brüder!"
Am Jubeln seines Munds vorbei
Schleicht eine Thräne nieder.

Der Hauptmann sitzt, auf seinen Arm
Das braune Antlitz senkend,
Er scheint entrückt dem lauten Schwarm,
Wie an sein Schicksal denkend.

Das Feuer seiner Augen bricht
Hindurch die finstern Brauen,
Wie Nachts im Wald der Flamme Licht
Durch Büsche ist zu schauen.

Wächst aber Sang und Sporngeklirr
Nun kühner den Genossen,
Seh ich das leere Weingeschirr
Ihn kräftig niederstoßen.

Ein Mädel sitzt an seiner Seit',
Scheint ihn als Kind zu ehren,
Und gerne hier der Fröhlichkeit
Des Tanzes zu entbehren.

Auf ihren Reizen ruht sein Blick
Mit innigem Behagen,
Zugleich auf seines Kinds Geschick
Mit heimlichem Beklagen. —

Stets wilder in die Seelen geigt
Nun die Zigeunerbande,
Der Freude süßes Rasen steigt
Laut auf zum höchsten Brande.

Und selbst des Hauptmanns Angesicht
Hat Freude überkommen; —
Da dacht' ich an das Hochgericht,
Und ging hinaus, beklommen.

Die Haide war so still, so leer,
Am Himmel nur war Leben;
Ich sah der Sterne strahlend Heer,
Des Mondes Fülle schweben.

Der Hauptmann auch entschlich dem Haus;
Mit wachsamer Geberde
Rings horcht' er in die Nacht hinaus,
Dann horcht' er in die Erde,

Ob er nicht höre schon den Tritt
Ereilender Gefahren,
Ob leise nicht der Grund verrieth
Ansprengende Hußaren.

Er hörte nichts, da blieb er stehn,
Um in die hellen Sterne,
Um in den hellen Mond zu sehn,
Als möcht' er sagen gerne:

„O Mond im weißen Unschuldskleid!
„Ihr Sterne dort unzählig!
„In eurer stillen Sicherheit,
„Wie wandert ihr so selig!“

Er lauschte wieder — und er sprang
Und rief hinein zum Hause,
Und seiner Stimme Macht verschlang
Urplötzlich das Gebrause.

Und eh' das Herz mir dreimal schlug,
So saßen sie zu Pferde,
Und auf und davon im schnellsten Flug,
Daß rings erbebte die Erde.

Doch die Zigeuner blieben hier,
Die feurigen Gesellen,
Und spielten alte Lieder mir
Rakoczy's, des Rebellen.

Ahasver, der ewige Jude.

Ein Wäldchen rauscht auf weiter grüner Haide;
Hier lebt die Erde still und arm und trübe;
Das Wäldchen ist ihr einziges Geschmeide,
Daran ihr Herz noch hangen mag in Liebe,
Wie eine Wittwe, eine einsam arme,
Den Brautschmuck aufbewahrt, daß sie die Blicke,
Die thränenvollen, spät daran erquicke,
Wird sie zu bang erfaßt von ihrem Harme.
Rings um das Wäldchen Alles öd' und einsam;
Nicht Baum und Strauch, nur Wiesengrund zu seh'n
Bis an die Gränze, wo die Wolken gehn,
Wo Haid' und Himmel zweifelnd wird gemeinsam.
Strohhütten stehn umher zerstreut im Haine;
Hier hat ein traulich stilles Loos gefunden
Von Hirten eine friedliche Gemeine;
Doch ist kein Menschenleben ohne Wunden.
Die Linde säuselt, blüthenreich und hoch,
Sie Sonne geht im Westen still verloren,
Und auf den Blüthen, die sie jüngst geboren,
Verweilen ihre warmen Blicke noch;
Auch strahlen sie zum letzten Mal auf einen,
Um dessen Leiche dort die Hirten weinen.
Sie stellten seine Bahre an die Linde,
Als sollt' ihn einmal noch der Lenz begrüßen,
Der schon als Jüngling hat hinsterben müssen.
Die bleiche Mutter kniet an ihrem Kinde;
Mit Rosenkränzen schmücken ihn Jungfrauen,
Und Aller Blicke haften schmerzumflossen
Auf ihrem lieben, freundlichen Genossen,
Sein Bild sich recht ins treue Herz zu schauen.
Der Vater hält des Todten Flöt' und Stab,
Benetzend sie mit mancher heißen Zähre;
Dem Jüngling sollen folgen in sein Grab
Die schlichten Zeichen seiner Hirtenehre.
Im Ohr des Alten summen noch die Lieder,

Die dieser Flöte einst so froh entquollen,
Und die auf immer nun ihm schweigen sollen;
Das beugt ihm tiefer noch die Seele nieder. —

Wer aber kommt die Haide hergezogen,
Gejagt, so scheint's, von drängender Gewalt,
Das Haupt von greisen Locken wild umflogen,
Das tiefgefurchte Antlitz fahl und kalt?
Es ragt ins Leben ernst und schroff herein
Wie altes, längst verwittertes Gestein;
Vom Antlitz fließt herab der Bart so hell,
Wie düsterm Fels entstürzt der Silberquell.
Aus dunkler Höhle glüht des Auges Stern,
Als säh's auf dieser Erde nichts mehr gern.
Das Auge scheint mit seiner Glut zu sagen:
„Müßt' ich nicht leuchten dem unstäten Fuß,
„Ich hätte längst mit eklem Ueberdruß
„Vor dieser Welt die Thüre zugeschlagen!"
Der Wandrer ist der Jude Ahasver,
Der, fluchgetrieben, rastlos irrt umher.
Zur Bahre tritt er feierlich und leise,
Und spricht im bang erschrock'nen Hirtenkreise:
„So! betet still, daß ihr ihn nicht erweckt!
Hemmt eurer Thränen undankbare Flut!
Sein Schlaf ist gut, o dieser Schlaf ist gut!
Wenn er auch Thoren eures Gleichen schreckt.
O süßer Schlaf! o süßer Todesschlaf!
Könnt' ich mich rastend in die Grube schmiegen!
Könnt' ich, wie der, in deinen Armen liegen,
Den schon so früh dein milder Segen traf!
Den Staub nicht schütteln mehr vom müden Fuße!
Wie tief behaglich ist die Todesmuße!
Das Auge festverschlossen, ohne Thränen;
Die Brust so still, so flach und ohne Sehnen;
Die Lippen bleich, versunken, ohne Klage,
Verschwunden von der Stirn die bange Frage.
Wohl ihm! er starb in seinen Jugendtagen;
Er hat gar leicht, vom Schicksal liebgewonnen,
Die große Schuld des Schmerzes abgetragen,
Das Leben ihm umsonst Verrath gesponnen.
Sein Herz ist still; das meine! ohne Rast,
Pocht Tag und Nacht in ungeduld'ger Hast,
Auf daß es einmal endlich fertig werde,
Und seinen Sabbath find' in kühler Erde.

Es schläft der Mensch in seiner Mutter Hüften,
Dann eine Weile noch, mit Augen offen,
Irrt er, Schlafwandler, in den Morgenlüften
Und träumt ein buntes, himmlisch frohes Hoffen,
Bis plötzlich ihm ans Herz das Leben greift,
Den schönen Traum von trunk'ner Stirne streift,
Und ihn mit kalter Hand ins Wachen schüttelt,
Wie meine Hand hier Blüthen niederrüttelt.
Den hat die kalte Faust noch nicht erfaßt,
Er ist, unaufgeschreckt vom Traum, erblaßt;
Ich seh's an seinen ruhig schönen Zügen,
Die, selig lächelnd, fast den Tod verhehlen,
Und immer noch das Mährchen still erzählen,
Die Erde noch zum Paradiese lügen!"
Er rüttelt wieder Blüthen von den Zweigen,
Die niederflattern ihren Todesreigen:
„Noch immer, Erde, den uralten Tand
Von Blüthentreiben und zerstören, immer?
Verdrießt, Natur, das öde Spiel dich nimmer?
Ergreift nicht Schläfrigkeit die müde Hand?
Du gleichest mit dem wüsten Zeitvertreib
Im Dorfe drüben dem Zigeunerweib,
Die Karten schlägt, mit ihren bunten Bildern
Vergangnes wie Zukünftiges zu schildern,
Und, blöd begafft, belauscht, neugierigen Leuten,
Was sie gedacht, was sie geträumt, zu deuten.
Die Blätter werden aufgemengt und frisch
Gelegt in neuer Ordnung auf den Tisch,
Den Glauben äffend mit prophet'schen Spuren;
Doch immer sind's die nämlichen Figuren!
Ich schaute zu seit achtzehnhundert Jahren,
Die machtlos über mich dahingefahren. —
Laß dich umarmen, Tod, in dieser Leiche!
Mein Auge laben an der Wangen Bleiche!
Balsamisch rieselt ihre frische Kühle
Durch mein Gebein, durch meines Hirnes Schwüle." —
Derweil die Hirten jetzt den Sarg verschließen,
Starrt Ahasver auf's Crucifix der Decke,
Als ob er plötzlich, tiefgemahnt, erschrecke,
Aus seinem finstern Auge Thränen fließen:
„Hier ist sein Bildniß an den Sarg geheftet,
Der einst gekommen, schmachtend und entkräftet,
Der einst vor meiner Thür zusammenbrach,
Gebeugt vom Druck des Kreuzes und der Schmach,

Der mich um kurze Rast so bang beschwor;
Ich aber stieß ihn fort, verfluchter Thor!
Nun bin auch ich vom Fluche fortgestoßen,
Und alle Gräber sind vor mir verschlossen.
Ich stand, ein Bettler, weinend vor der Thüre
Der Elemente, flehte um den Tod;
Doch, ob ich auch den Hals mit Stricken schnüre,
Mein fester Leib erträgt des Odems Noth.
Das Feuer und die Flut, die todesreichen,
Versagten das ersehnte Todesglück;
Ich sah die scheue Flamme rückwärts weichen,
Mit Ekel spie die Welle mich zurück.
War ich geklettert auf die Felsenmauer,
Wo nichts gedeiht, als süßer Todesschauer,
Und rief ich weinend, wüthend abgrundwärts:
„O Mutter Erde, dein verlorner Sohn!
„Reiß' mich zerschmetternd an dein steinern Herz!"
Der Zug der Erdentiefe sprach mir Hohn,
Sanft senkten mich die fluchgestärkten Lüfte
Und lebend, rasend, irrt' ich durch die Klüfte.
„Tod!" rief ich, „Tod!" mich in die Erde krallend,
„Tod!" höhnte Klipp' an Klippe wiederhallend.
Zu Bette stieg ich lüstern mit der Pest;
Ich habe sie umsonst ans Herz gepreßt.
Der Tod, der in des Tigers Rachen glüht,
Der zierlich in der gift'gen Pflanze blüht,
Der schlängelnd auf dem Waldespfade kriecht,
Den Wandrer lauernd in die Ferse sticht,
Mich nahm er nicht!"
Da wandte sich der Jude von den Hirten,
Und weiter zog der Wandrer ohne Ruh,
Dem letzten Strahl der Abendsonne zu;
Ob seinem Haupt die Haidevögel schwirrten.
Und wie er fortschritt auf den öden Matten,
Zog weithingreifend sich sein Schattenstrich
Bis zu den Hirten; die bekreuzten sich,
Die Weiber schauderten an seinem Schatten.

Polenlieder.

In der Schenke.

Am Jahrestag der unglücklichen Polenrevolution.

Unsre Gläser klingen hell,
Freudig singen unsre Lieder;
Draußen schlägt der Nachtgesell
Sturm sein brausendes Gefieder,
Draußen hat die rauhe Zeit
Unsrer Schenke Thür verschneit.

Haut die Gläser an den Tisch!
Brüder, mit den rauhen Sohlen
Tanzt nun auch der Winter frisch
Auf den Gräbern edler Polen,
Wo verscharrt in Eis und Frost
Liegt der Freiheit letzter Trost.

Um die Heldenleichen dort
Rauft der Schnee sich mit den Raben,
Will vom Tageslichte fort
Tief die Schmach der Welt begraben;
Wohl die Leichen hüllt der Schnee,
Nicht das ungeheure Weh.

Wenn die Lerche wieder singt
Im verwaisten Trauerthale,
Wenn der Rose Knospe springt,
Aufgeküßt vom Sonnenstrahle;
Reißt der Lenz das Leichentuch
Auch vom eingescharrten Fluch.

Rasch aus Schnee und Eis hervor
Werden dann die Gräber tauchen;
Aus den Gräbern wird empor
Himmelwärts die Schande rauchen,
Und dem schwarzen Rauch der Schmach
Sprüht der Rache Flamme nach.

Der Maskenball.

Wirres Durcheinanderwallen
In den lichten Säulenhallen,
Der Trommeten hell Gedröhne
Und der Geigen tolle Lieder
Stürzen vom Gerüste nieder,
Als ein Wildbach froher Töne;
Von dem Strome leicht bezwungen
Wird der Gäste bunte Menge,
Wird vom seligen Gedränge
Rascher Tänze schnell verschlungen.
Blumen und Orangenbäume
Blühen, duften rings im Saale,
Mahnen, holde Frühlingsträume,
Mich an ferne Blüthenthale,
Wecken mit dem stillen Gruß
Mir ein banges Hinverlangen,
Hauchen ihren leisen Kuß
Schönen Mädchen an den Wangen.
Doch den Frohen, Ruhelosen
Weht nicht Sehnsucht in dem Hauche,
Sind ja selber junge Rosen,
Die entflogen ihrem Strauche,
Flatternd in geliebten Tänzen,
Dem Gewinde bald entbunden,
Bald zu anmuthvollen Kränzen
Von der Freude frisch gewunden;
Können sinnend nicht verweilen,
Müssen im Vergnügen eilen,
Denn des Welkens Klage naht.
Nie zu sühnender Verrath
An der Blüthe Augenblicken
Wäre jede trübe Säumniß. —

Seht, da schwebt mit trautem Nicken,
Ein süß neckendes Geheimniß,
Eine holde Maske her.
Ach, wer bist du? sage, wer? —
Lind und weich von heller Seide
Ist dein schlanker Leib umfangen,
Und vom amaranthnen Kleide
Leicht und lustig überhangen,
Und du strahlst im Glanz des Goldes,

Polenmädchen! wunderholdes!
Schalkhaft kühn dein Käppchen sitzt,
Trotzend auf so schöne Stelle;
Wie der Demantstern dir blitzt
Aus der Nacht der Lockenwelle!
Wie die Perlen dich umschmiegen,
Die dir froh am Halse liegen!
Deine Reize still zu ehren,
Haben sie sich dort vereinet;
Hat ein Gott dir Freudenzähren
An den schönen Hals geweinet? —
Doch betracht' ich dich genauer,
Weiß ich nicht, wie mir geschieht,
Rührst du mir das Herz zur Trauer,
Und die heitre Deutung flieht.
Mädchen, willst du in Symbolen:
Weißem Nacken, Perlenschnüren,
Uns das Trauerloos der Polen
Mahnend vor die Seele führen?
Zeigen uns im schönen Bilde
Thränenvolle Schneegefilde?
Ja, du kamst in dieses Haus,
Leise strafend uns zu tragen
In den schmerzvergeßnen Braus
Polens Glück aus alten Tagen,
Daß wir seinen Fall bedenken
Und in Wehmuth uns versenken. —
Abgewendet nun mit Schweigen
Schwindest du im dichten Reigen,
Wie Polonia's Herrlichkeit
Schwand im wilden Tanz der Zeit! —

Masken kommen, immer neue,
Hier ein Ritter mit der Dame,
Spricht von seinem Liebesgrame,
Und gelobt ihr seine Treue.

Dort im härenen Gewande,
Mit Sandal' und Muschelhut,
Wie entrückt in ferne Lande,
Ueber Berg und Meeresflut —
Steht ein Pilger: seine Träume
Säuseln ihm wie Palmenbäume
Zaubern ihn zum heil'gen Grabe,
Seines Glaubens liebster Habe. —

Seid willkommen mir, Matrosen!
Nehmt mich auf in eurem Schiffe!
Frisch hinaus ins Meeresstosen,
Durch die flutbeschäumten Riffe!
Ha! schon seh' ich Möven ziehn,
Wetterwolken seh' ich jagen,
Und die Stürme hör' ich schlagen;
Süße Heimath, fahre hin!
Nach der Freiheit Paradiesen
Nehmen wir den raschen Zug,
Wo in heil'gen Waldverliesen
Kein Tyrann sich Throne schlug.
Weihend mich mit stillem Beten,
Will den Urwald ich betreten,
Wandern will ich durch die Hallen,
Wo die Schauer Gottes wallen;
Wo in wunderbarer Pracht
Himmelwärts die Bäume dringen,
Brausend um die keusche Nacht
Ihre Riesenarme schlingen.
Dort will ich für meinen Kummer
Finden den ersehnten Schlummer;
Will vom Schicksal Kunde werben,
Daß es mir mag anvertrauen
In der Wälder tiefem Grauen,
Warum Polen mußte sterben.
Und der Antwort will ich lauschen
In der Vögel Melodeien,
In des Raubthiers wildem Schreien
Und im Niagararauschen.

Der Polenflüchtling.

Im quellenarmen Wüstensand
Arabischer Nomaden
Irrt, ohne Ziel und Vaterland,
Auf windverwehten Pfaden
Ein Polenheld und grollet still,
Daß noch sein Herz nicht brechen will.

Die Sonn' auf ihn heruntersprüht
Die heißen Mittagsbrände,

Von ihrem Flammenkusse glüht
Das Schwert an seiner Lende;
Will wecken ihm den tapfern Stahl
Zur Racheglut der Sonnenstrahl?

Sein Leib neigt sich dem Boden zu
Mit dürstendem Ermatten;
Er sänke gern zu kühler Ruh
In seinen eignen Schatten,
Der tränke gern vor dürrer Glut
Schier seine eigne Thränenflut.

Doch solche Qual sein Herz nicht merkt,
Weil's trägt ein tiefers Kränken.
Er schreitet fort, von Schmerz gestärkt,
Vom Schlachtenangedenken.
Manchmal sein Mund Kosziusko! ruft,
Und träumend haut er in die Luft.

Als nun der Abend Kühlung bringt,
Steht er an grüner Stelle:
Ein süßes Lied des Mitleids singt
Entgegen ihm die Quelle,
Und säuselnd weht das Gras ihn an:
O schlummre hier, du armer Mann!

Er sinkt, er schläft. Der fremde Baum
Einflüstert ihn gelinde
In einen schönen Heldentraum;
Die Wellen und die Winde
Umrauschen ihn wie Schlachtengang,
Umrauschen ihn wie Siegsgesang.

Dort kommt im Osten voll und klar
Herauf des Mondes Schimmern;
Von einer Beduinenschaar
Die blanken Säbel flimmern
Weithin im öden Mondrevier,
Der Wildniß nächtlich helle Zier.

Stets lauter tönt der Hufentanz
Von windverwandten Fliehern,
Die heißgejagt im Mondenglanz
Dem Quell entgegenwiehern.
Die Reiter rufen in die Nacht;
Doch nicht der Polenheld erwacht.

Sie lassen, frisch und froh gelaunt,
Die Ross' im Quelle trinken,
Und plötzlich schauen sie erstaunt
Ein Schwert im Grase blinken,
Und zitternd spielt das kühle Licht
Auf einem bleichen Angesicht.

Sie lagern um den Fremden stumm,
Ihn aufzuwecken bange:
Sie sehn der Narben Heiligthum.
Auf blasser Stirn und Wange;
Dem Wüstensohn zu Herzen geht
Des Unglücks stille Majestät.

Dem schlafversunknen Helden naht,
Mit Schritten gastlich leise,
Ein alter, finsterer Nomad,
Und Labetrunk und Speise,
Das Beste, das er ihm erlas,
Stellt er ihm heimlich vor ins Gras.

Nimmt wieder seine Stelle dann. —
Noch starrt die stumme Runde
Den Bleichen an, ob auch verrann
Der Nacht schon manche Stunde;
Bis aus dem Schlummer fährt empor
Der Mann, der's Vaterland verlor.

Da grüßen sie den Fremden mild,
Und singen ihm zu Ehre
Gesänge tief und schlachtenwild
Hinaus zur Wüstenleere.
Blutrache, nach der Väter Brauch,
Ist ihres Liedes heißer Hauch.

Wie faßt und schwingt sein Schwert der Held,
Der noch vom Traum berückte!
— Er steht auf Ostrolenka's Feld; —
Wie lauschet der Entzückte,
Vom stürmischen Gesang umweht!
Wie heiß sein Blick nach Feinden späht!

Doch nun der Pole schärfer lauscht,
Sind's fremde, fremde Töne;

Was ihn im Waffenglanz umrauscht,
Arabiens freie Söhne,
Auf die der Mond der Wüste scheint:
Da wirft er sich zur Erd' — und weint.

Oden.

Abendbilder.

1.

Friedlicher Abend senkt sich aufs Gefilde;
Sanft entschlummert Natur, um ihre Züge
Schwebt der Dämmrung zarte Verhüllung, und sie
Lächelt, die holde;

Lächelt, ein schlummernd Kind in Vaters Armen,
Der voll Liebe zu ihr sich neigt; sein göttlich
Auge weilt auf ihr, und es weht sein Odem
Ueber ihr Antlitz.

2.

Stille wird's im Walde; die lieben kleinen
Sänger prüfen schaukelnd den Ast, der durch die
Nacht dem neuen Fluge sie trägt, den neuen
Liedern entgegen.

Bald versinkt die Sonne; des Waldes Riesen
Heben höher sich in die Lüfte, um noch
Mit des Abends flüchtigen Rosen sich ihr
Haupt zu bekränzen.

Schon verstummt die Matte; den satten Rindern
Selten nur enthallt das Geglock am Halse,
Und es pflückt der wählende Zahn nur lässig
Dunklere Gräser.

Und dort blickt der schuldlose Hirt der Sonne
Sinnend nach; dem Sinnenden jetzt entfallen
Flöt' und Stab, es falten die Hände sich zum
Stillen Gebete.

Zuruf an meinen Geist.

Auf schwingt der Aar sich über dem Schlachtgefild,
Senkt bald herab sein Aug' auf die Leichen, bald
Zerreißend kühn den Wolkenvorhang,
Blickt er hinauf in die goldne Sonne.

So schwing' empor dich, Geist, und verweile jetzt
Beim Tode, jetzt durchdringe die Wolke, die
Den Sonnenstrahl der Auferstehung
Fallen nicht läßt in die offnen Gräber!

Sehnsucht nach Vergessen.

Lethe! brich die Fesseln des Ufers, gieße
Aus der Schattenwelt mir herüber deine
Welle, daß den Wunden der bangen Seel' ich
Trinke Genesung.

Frühling kommt mit Duft und Gesang und Liebe,
Will wie sonst mir sinken ans Herz; doch schlägt ihm
Nicht das Herz entgegen wie sonst. — O Lethe!
Sende die Welle!

Am Bette eines Kindes.

Wiege sie sanft, o Schlaf, die holde Kleine.
Durch die zarte Verhüllung deines Schleiers
Lächelt sie: so lächelt die Rose still durch
Abendgedüfte.

Wiege sie sanft, und lege deinem Bruder
Sie, dem ernsteren, leise in die Arme,
Ihm, durch dessen dichteren Schleier uns kein
Lächeln mehr schimmert!

Denn mit gezücktem Dolche harrt der Kummer
An der seligen Kindheit Pforte meines
Lieblings, wo der Friede sie scheidend küßt und
Schwindet auf immer.

An der Bahre der Geliebten.

Blaß und auf immer stumm, auf immer! liegst du
Hingestreckt, o Geliebte, auf der Bahre!
Deine Reize lockten den Tod, er kam, er
Hält dich umarmet!

Einst in der Kühlung leiser Abendwinde
Saßen wir am Gemurmel eines Baches,
Und ich sprach aus zitternder Seele dir: „Ich
Liebe dich ewig!“

Aber du neigtest sinnend nach den Wellen,
Nach den flüchtigen, tief dein schönes Antlitz,
Wie ergriffen von dem Geflüster dunkler
Stimmen der Zukunft.

Schmerzlich berührt von deinem Schweigen, frug ich,
Ob vernommen das Wort du meiner Seele,
Und du nicktest hold; doch es dünkte mir dein
Nicken zu wenig. —

Glühende Thränen stürzen mir vom Auge
Und sie pochen an deine kalte Stirne,
Ach, von der geflohen dahin das stille
Sinnen der Liebe.

Meine gebrochne Stimme ruft dir bange
Nach: „Ich liebe dich ewig!“ O wie selig
Wär' ich nun, antwortete meinem Schmerz dein
Leisestes Nicken!

Am Grabe Hölty's.

Hölty! dein Freund, der Frühling, ist gekommen!
Klagend irrt er im Haine, dich zu finden;
Doch umsonst! sein klagender Ruf verhallt in
Einsamen Schatten!

Nimmer entgegen tönen ihm die Lieder
Deiner zärtlichen schönen Seele, nimmer
Freust des ersten Veilchens du dich; des ersten
Taubengegirres!

Ach, an den Hügel sinkt er deines Grabes
Und umarmet ihn sehnsuchtsvoll: „Mein Sänger
Todt!" So klagt sein flüsternder Hauch dahin durch
Säuselnde Blumen.

Primula veris.

1.

Liebliche Blume,
Bist du so früh schon
Wiedergekommen?
Sei mir gegrüßet,
Primula veris!

Leiser denn alle
Blumen der Wiese
Hast du geschlummert;
Liebliche Blume,
Primula veris!

Dir nur vernehmbar
Lockte das erste
Sanfte Geflüster
Weckenden Frühlings,
Primula veris!

Mir auch im Herzen
Blühte vor Zeiten,
Schöner denn alle
Blumen der Liebe,
Primula veris!

2.

Liebliche Blume,
Primula veris!
Holde, dich nenn' ich
Blume des Glaubens.

Gläubig dem ersten
Winke des Himmels
Eilst du entgegen,
Oeffnest die Brust ihm.

Frühling ist kommen.
Mögen ihn Fröste,
Trübende Nebel
Wieder verhüllen;

Blume, du glaubst es,
Daß der ersehnte
Göttliche Frühling
Endlich gekommen,

Oeffnest die Brust ihm;
Aber es dringen
Lauernde Fröste
Tödtlich ins Herz dir.

Mag es verwelken!
Ging doch der Blume
Gläubige Seele
Nimmer verloren!

Reiseblätter.

I.

Wanderung im Gebirge.

Erinnerung.

Du warst mir ein gar trauter, lieber
Geselle, komm, du schöner Tag,
Zieh noch einmal an mir vorüber,
Daß ich mich deiner freuen mag!

Aufbruch.

Des Himmels frohes Antlitz brannte
Schon von des Tages erstem Kuß,
Und durch das Morgensternlein sandte
Die Nacht mir ihren Scheidegruß:

Da griff ich nach dem Wanderstabe,
Sprach meinem Wirthe: „Gott vergelt,
Die Ruhestatt, die milde Labe!"
Zog lustig weiter in die Welt.

Die Lerche.

Froh summte nach der süßen Beute
Die Biene hin am Wiesensteg;
Die Lerche aus den Lüften streute
Mir ihre Lieder auf den Weg.

Der Eichwald.

Ich trat in einen heilig düstern
Eichwald, da hört' ich leis' und lind
Ein Bächlein unter Blumen flüstern,
Wie das Gebet von einem Kind;

Und mich ergriff ein süßes Grauen,
Es rauscht' der Wald geheimnißvoll,
Als möcht' er mir was anvertrauen,
Das noch mein Herz nicht wissen soll;

Als möcht' er heimlich mir entdecken,
Was Gottes Liebe sinnt und will:
Doch schien er plötzlich zu erschrecken
Vor Gottes Näh' — und wurde still.

Der Hirte.

Schon zog vom Wald ich ferne wieder
Auf einer steilen Alpenwand;
Doch blickt' ich oft zu ihm hinnieder,
Bis mir sein letzter Wipfel schwand.

Da irrten Küh' am Wiesenhange;
Der Hirte unterm Kieferdach
Hing still bei ihrem Glockenklange
Dem Bilde seines Liebchens nach.

Einsamkeit.

Schon seh' ich Hirt' und Heerde nimmer,
Ein Lüftchen nur ist mein Geleit;
Der steile Pfad wird steiler immer,
Es wächst die wilde Einsamkeit.

Dort stürzt aus dunkler Felsenpforte
Der Quell mit einem bangen Schrei,
Enteilt dem grauenvollen Orte,
Hinab zum freundlich grünen Mai.

Verschwunden ist das letzte Leben,
Hier grünt kein Blatt, kein Vogel ruft,
Und selbst der Pfad scheint hier zu beben,
So zwischen Wand und Todeskluft.

Komm, Gottesläugner, Gott zu fühlen;
Dein Frevel wird auf diesem Rand
Den Todesabgrund tiefer wühlen,
Dir steiler thürmen diese Wand! —

Die Ferne.

Des Berges Gipfel war erschwungen,
Der trotzig in die Tiefe schaut;
Natur, von deinem Reiz durchdrungen,
Wie schlug mein Herz so frei, so laut!

Behaglich streckte dort das Land sich
In Ebnen aus, weit, endlos weit,
Mit Thürmen, Wald und Flur, und wand sich
Der Ströme Zier um's bunte Kleid;

Hier stieg es plötzlich und entschlossen
Empor, stets kühner himmelan,
Mit Eis und Schnee das Haupt umgossen,
Vertrat den Wolken ihre Bahn.

Bald hing mein Auge freudetrunken
Hier an den Felsen, schroff und wild;
Bald war die Seele still versunken
Dort in der Ferne Räthselbild.

Die dunkle Ferne sandte leise
Die Sehnsucht, ihre Schwester, mir,
Und rasch verfolgt' ich meine Reise
Den Berg hinab, zu ihr, zu ihr:

Wie manchen Zauber mag es geben
Den die Natur auch dort ersann;
Wie mancher Biedre mag dort leben,
Dem ich die Hand noch drücken kann!

Das Gewitter.

Noch immer lag ein tiefes Schweigen
Rings auf den Höh'n, doch plötzlich fuhr
Der Wind nun auf zum wilden Reigen,
Die sausende Gewitterspur.

Am Himmel eilt mit dumpfem Klange
Herauf der finstre Wolkenzug:
So nimmt der Zorn im heißen Drange
Den nächtlichen Gedankenflug.

Der Himmel donnert seinen Hader;
Auf seiner dunkeln Stirne glüht
Der Blitz hervor, die Zornesader,
Die Schrecken auf die Erde sprüht.

Der Regen stürzt in lauten Güssen;
Mit Bäumen, die der Sturm zerbrach,
Erbraust der Strom zu meinen Füßen; —
Doch schweigt der Donner allgemach.

Der Sturm läßt seine Flügel sinken,
Der Regen säuselt milde Ruh;
Da sah ich froh ein Hüttlein winken
Und eilte seiner Pforte zu.

Der Schlaf.

Ein Greis trat lächelnd mir entgegen,
Bot mir die Hand gedankenvoll,
Und hob sie dann empor zum Segen,
Der sanft vom Himmel niederquoll,

Und ich empfand es tief im Herzen,
Daß Zorn der Donner Gottes nicht;
Daß aus der Weste leichten Scherzen
Wie aus Gewittern Liebe spricht.

Und einen Labebecher trank ich,
Und schlich, wohin die Ruh mich rief,
Hinaus zur Scheune; müde sank ich
Hier in des Heues Duft — und schlief.

Was mich erfreut auf meinen Wegen,
Das träumt' ich nun im Schlafe nach;
Und träumend hört' ich, wie der Regen
Sanft niederträufelt' auf das Dach.

Süß träumt es sich in einer Scheune,
Wenn drauf der Regen leise klopft;
So mag sich's ruhn im Todtenschreine,
Auf den die Freundeszähre tropft.

Der Abend.

Die Wolken waren fortgezogen,
Die Sonne strahlt' im Untergang,
Und am Gebirg der Regenbogen,
Als ich von meinem Lager sprang.

Da griff ich nach dem Wanderstabe,
Sprach meinem Wirth ein herzlich Wort
Für Ruhestatt und milde Labe,
Und zog in stiller Dämmrung fort.

Die Heidelberger Ruine.

Freundlich grünen diese Hügel;
Heimlich rauscht es durch den Hain,
Spielen Laub und Mondenschein,
Weht des Todes leiser Flügel.

Wo nun Gras und Staude beben,
Hat in froher Kraft geblüht,
Ist zu Asche bald verglüht
Manches reiche Menschenleben.

Mag der Hügel noch so grünen;
Was dort die Ruine spricht
Mit verstörtem Angesicht,
Kann er nimmer doch versühnen.

Mit gleichgültiger Geberde
Spielt die Blum' in Farb' und Duft,
Wo an einer Menschengruft
Ihren Jubel treibt die Erde.

Kann mein Herz vor Groll nicht hüten:
Ob sie holde Düfte wehn
Und mit stillem Zauber sehn:
Kalt und roh sind diese Blüthen.

Ueber ihrer Schwestern Leichen,
Die der rauhe Nord erschlug,
Nehmen sie den Freudenzug;
Gibt der Lenz sein Siegeszeichen.

Der Natur bewegte Kräfte
Eilen fort im Kampfgewühl;
Fremd ist weiches Mitgefühl
Ihrem rüstigen Geschäfte. —

Unten braust der Fluß im Thale,
Und der Häuser bunte Reih'n,
Buntes Leben schließend ein,
Schimmern hell im Mondenstrahle.

Auf den Frohen, der genießet
Und die Freude hält im Arm;
Auf den Trüben, der in Harm
Welkt und Thränen viel vergießet;

Auf der Thaten kühnen Fechter —
Winkt hinab voll Bitterkeit
Die Ruine dort, der Zeit
Steinern stilles Hohngelächter.

Doch hier klagt noch eine Seele.
Sei gegrüßt in deinem Strauch!
Sende mir den bangen Hauch,
Wunderbare Philomele!

Wohl verstehst du die Ruine,
Und du klagst es tief und laut,
Daß durch all die Blüthen schaut
Eine kalte Todesmiene;

Folgst dem Lenz auf seinen Zügen;
Und zu warnen unser Herz
Vor der Täuschung bittrem Schmerz,
Straft ihn deine Stimme Lügen.

Doch — nun schweigst du, wie zu lauschen,
Ob in dieser Maiennacht
Heimlich nicht noch Andres wacht,
Als der Lüfte sanftes Rauschen.

Die der Tod hinweggenommen,
Die hier einst so glücklich war,
Der geschiednen Seelen Schaar,
Nachtigall, du hörst sie kommen;

Von den öden Schattenhaiden
Rief des Frühlings mächtig Wort
Sie zurück zum schönen Ort
Ihrer frühverlassnen Freuden.

An den vollen Blüthenzweigen
Zieht dahin der Geisterschwall,
Wo du lauschest, Nachtigall,
Halten sie den stillen Reigen;

Und sie streifen und sie drängen
— Dir nur träumerisch bewußt —
Deine weiche, warme Brust,
Rühren sie zu süßen Klängen.

Selber können sie nicht künden,
Seit der Leib im Leichentuch,
Ihren nächtlichen Besuch
Diesen treugeliebten Gründen.

Nun sie wieder müssen eilen
In das öde Schattenreich,
Rufest du so dringend weich
Ihnen nach, sie möchten weilen. —

Blüthen seh' ich niederschauern;
Die mein Klagen roh und kalt
Gegen die Gestorbnen schalt,
Jetzo muß ich sie bedauern;

Denn mich dünkt, ihr frohes Drängen,
Ist der Sehnsucht Weiterziehn,
Mit den Blüthen, die dahin,
Um so bälder sich zu mengen.

Hat die leichten Blüthenflocken
Hingeweht der Abendwind?
Ist des Frühlings zartes Kind
An dem Geisterzug erschrocken?

Die schöne Sennin.

1.

Du Alpenkind, wie mild und klar
Strahlt mir dein blaues Augenpaar!
Wohl ist in diesen Himmelsnähen
Ein stilles Wunder einst geschehen.
In deiner Lämmer frohem Kreise
Hinknietest du, zu beten leise,
In heller Frühlingsmorgenstunde;
Mit Kindesblicken, innig frommen,
War all dein Herz zu Gott geklommen:
Da sandte, freundlich dir begegnend,
Und deine fromme Seele segnend,
Ins holde Auge dir zurück
Der Himmel einen warmen Blick,
Der sich vertieft in seinen Schimmer,
Geblieben ist, und scheidet nimmer.
O Sennin, sterblich! scheidet nimmer? —

2,

Als du warst, ein holdes Kind,
Wonniglich geschlafen ein,
Trug die Mutter leis' und lind
Dich in jenen Blüthenhain.

Dort auf ihrem Schlummerbaum
Sangen Vöglein Abendsang,
Der in deinen Kindestraum
Sanft und lieblich schläfernd klang.

Und der Frühling nahte sich,
Grüßte dich mit lindem Hauch!
Freundlich segnend küßt' er dich,
Neigend seinen Rosenstrauch.

Seinen goldnen Abendschein
Goß er dir aufs weiche Haar,
Auf die Lilienwangen dein
Legt' er leis' ein Rosenpaar.

Und der Mutter Augenlicht
Froh an deinem Schlummer hing,
Sah, wie dir am Angesicht
Still das Rosenpaar zerging.

Und des Frühlings Abendglanz
Wuchs am Haupt dir lang und voll,
Der im goldnen Lockentanz
Auf den Busen niederquoll.

Sennin, o wie reizend blüht
Deine Wange rosenroth,
Drauf noch immer freudig glüht
Jener süße Rosentod!

Auf ein Faß zu Oehringen.

Ich stand, der höchste, grünste Baum,
Vor Zeiten froh im Waldesraum.
Mir galt der Sonne erster Kuß,
Ich brachte, war sie schon geschieden,
Dem Wanderer zum Abendfrieden
Von ihr noch einen Purpurgruß.
Da sah mich einst der Küfer ragen,
Der kam und hat mich schnell erschlagen.
Ade! Ade! du grüner Hain!
Du Sonnenstrahl und Mondenschein!
Du Vogelsang und Wetterklang,
Der freudig mir zur Wurzel drang!
Die Waldeslust ist nun herum,
Ich wandre nach Elysium.
Ihr Bruderbäume, folgt mir nach
In dieses himmlische Gemach;
O nehmt das Loos der Auserkornen
Von all den tausend Waldgebornen,
Das schöne Loos, das große Loos:
Tief in des Grundes kühlem Schooß
Ein Faß zu sein, ein Faß zu sein,
Nicht so ein still verlassner Schrein;
Ein Faß, dem lieben Wein ergeben,
Der Erde heil'ges Herzblut hüllend,
Ein Trunk das ganze lange Leben,
Den Zecher durch und durch erfüllend!
Komm, komm, bewegter Erdengast,
Und halte hier vergnügte Rast.
Mach' dir das Herz im Weine flott,
Schenk ein! trink aus! merkst du den Gott?

Braust dir der Geist durchs Innre hin,
Von dem ich selber trunken bin?
Er ist so feurig, süß und stark:
O schlürf ihn ein ins tiefste Mark! —
Nun Wandrer, wandre selig heiter,
Von Faß zu Faß forttrinkend, weiter!
Schon tauchen dir im Rosenlichte
Herauf gar liebliche Gesichte:
Manch theures längst verlornes Gut,
Die Träum' aus deinen Jugendjahren,
Sie kommen dir auf Weinesflut
Jetzt frisch und froh herangefahren.
Schenk ein! — du fühlst die alten Triebe
Zu kühner That hinaus! hinaus!
Du gibst den Kuß der ersten Liebe;
Schenk ein! du stehst im Vaterhaus.
Wohl dir! wohl dir! schon bist du trunken,
Und Gram und Sorgen all versunken;
Wir schützen dich, hier packt dich nicht
Ihr freches, quälendes Gezücht,
Wir stehen Faß an Faß zusammen,
Wir lassen unsre Waffen flammen;
Und heimlich hinter unsern Bäuchen
Muß dir die Zeit vorüberschleichen.
Schenk ein, schenk ein, nur immer zu!
Und hat der Gott dich ganz durchflossen,
Laß tragen dich von flinken Rossen
Nach dem Hesperien Friedrichsruh.
Dort schwanke unter grünen Bäumen
Mit deiner Last von Himmelsträumen,
Und lausche dort den Harmonieen,
Die durch den Zaubergarten fliehen.
Ein voller stürmischer Accord
Nimmt dich an seinen Geisterbord,
Irrt weit mit dir von hinnen, weit,
Hinaus ins Meer der Trunkenheit!

Der Postillon.

Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Wies' und Hain,
Jeder Pfad verlassen;
Niemand als der Mondenschein
Wachte auf der Straßen.

Leise nur das Lüftchen sprach,
Und es zog gelinder
Durch das stille Schlafgemach
All der Frühlingskinder.

Heimlich nur das Bächlein schlich,
Denn der Blüthen Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die stillen Räume.

Rauher war mein Postillon,
Ließ die Geißel knallen,
Ueber Berg und Thal davon
Frisch sein Horn erschallen.

Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durchs blühende Revier
Trabten mit Behagen.

Wald und Flur im schnellen Zug
Kaum gegrüßt — gemieden;
Und vorbei, wie Traumesflug,
Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raschen Wanderblick
Hielt zu ernstem Sinnen.

Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes stand
Hoch, in stummer Trauer.

Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber;
Und die Rosse hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber:

„Halten muß hier Roß und Rad!
Mag's Euch nicht gefährden;
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden!

Ein gar herzlieber Gesell!
Herr, 's ist ewig Schade!
Keiner blies das Horn so hell,
Wie mein Kamerade!

Hier ich immer halten muß,
Dem dort unterm Rasen
Zum getreuen Brudergruß
Sein Leiblied zu blasen!"

Und dem Kirchhof sandt' er zu
Frohe Wandersänge,
Daß es in die Grabesruh'
Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder,
Ob der todte Postillon
Stimmt' in seine Lieder. —

Weiter ging's durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel;
Lang mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

Die Rose der Erinnerung.

Als treulos ich das theure Land verließ,
Wo mir, wie nirgend sonst, die Freude blühte,
Mich selbst verstoßend aus dem Paradies
Voll Freundesliebe, holder Frauengüte;

Und als ich stand zum ernsten Scheidegruß,
An meiner Freuden maiengrünem Saume,
Als mir im Auge quoll der Thränenguß,
Wie warmer Regen nach dem Frühlingstraume:

Da bog sich mir zum Lebewohl herab
Der reichsten einer von den Blüthenzweigen,
Der freundlich mir noch eine Rose gab;
Mein Herz verstand sein liebevolles Schweigen.

„Nicht in den Staub, o Freund, hier weine hin,
Hier auf die weichen Blätter dieser Rose!"
Das war der stummen Gabe milder Sinn;
Und schmerzlich rasch folgt' ich dem Wanderloose.

In fremde Welten fuhr mich der Pilot,
Vom theuren Lande trennen mich nun Meere;
Und wie mir einst das Lebewohl gebot,
Netz' ich die Blume mit getreuer Zähre.

Der Rose inniglicher Duft entschwand,
Es ging die frische Farbenglut verbleichen;
Sie ruht so blaß und starr in meiner Hand,
Des Unverwelklichen ein welkes Zeichen.

Des Unverwelklichen? — sie rauscht so bang,
Will meine Hand die Rose wieder wecken;
Als wär' es ein prophetisch trüber Klang,
Hör' ich den Laut mit heimlichem Erschrecken.

O Rose, der Erinnerung geweiht!
Mir dünket deiner welken Blätter Rauschen
Ein leises Schreiten der Vergänglichkeit,
Hörbar geworden plötzlich meinem Lauschen!

Der Indianerzug.

1.

Wehklage hallt am Susquehanna-Ufer,
Der Wandrer fühlt sie tief sein Herz durchschneiden;
Wer sind die lauten, wildbewegten Rufer?
Indianer sind's, die von der Heimath scheiden.

Doch plötzlich ihre lauten Klagen stocken.
Der Häuptling naht mit heftig raschem Tritte,
Ein Greis von finstern Augen, bleichen Locken,
Und also tönt sein Wort in ihrer Mitte:

„Stets weiter drängen uns, als ihre Heerde,
Stets weiter, weiter, die verfluchten Weißen,
Die kommen sind, uns von der Muttererde
Und von den alten Göttern fortzureißen.

Mir ist es klar, ich seh's im Licht der Flamme,
Die mir das Herz verbrennt mit wildem Nagen:
Sie brachten uns das Heil am Kreuzesstamme,
Den Muth zur Rache an das Kreuz zu schlagen.

Den Wald, wo wir den Kindesschlaf genossen,
Verlassen wir, der uns sein Wild geboten;
Wo liebend wir ein theures Weib umschlossen;
Den Wald, wo wir begraben unsre Todten.

Naht ihr den Gräbern euch von euren Ahnen,
Sei still von euch die Hügelschaar beschlichen,
Die Todten nicht zu wecken und zu mahnen,
Daß wir von ihrem Glauben sind gewichen.

Der Hohn wird kommen, früher oder später,
Der gier'ge Pflug wird in die Gräber dringen;
Dann muß die heil'ge Asche unsrer Väter
Des tiefverhaßten Feindes Saaten düngen!" —

Nun feiern sie der Todten Angedenken;
Die Sonn' im Westen wandelt ihre Neige,
Die Gräber noch bestrahlend, und sie senken
Viel Thränen drauf und grüne Tannenzweige.

Da bricht die Wehmuth plötzlich ihre Hemmung,
Sie strömet laut und lauter in die Lüfte,
Schon braust des Schmerzes volle Ueberschwemmung
In wilden Klagen um die stillen Grüfte.

Nun wenden sich zur Wandrung die Vertriebnen,
Oft grüßend noch zurück mit finsterm Sehnen
Die theuren Hügel der Zurückgebliebnen,
Bestreuend ihre Bahn mit Flüchen, Thränen.

Wie sie vorüberwandern an den Bäumen,
Umarmend viele an die Stämme fallen,
Zum Scheidegruß den trauten Waldesräumen
Läßt jeder einmal noch die Flinte knallen. —

Der Flintenruf, der Ruf gerührter Kehlen
Ist an den Hügeln allgemach verrauschet,
Wo nur dem Klagehauch der Todtenseelen
Die Dämmerung, die stille, tiefe, lauschet.

2.

Viel Meilen schon sind sie dahingezogen;
Der Susquehanna treibt an ihrer Seite
Mit heimathlichem Rauschen seine Wogen,
Der treue Freund gab ihnen sein Geleite.

Den heißen Trieb, vom Feinde, dem verhaßten,
Fort, fort zu fliehn mit wilden Fluchesklängen,
Kann nur der müde Schlaf zu kurzem Rasten
Aus ihren Gliedern allgemach verdrängen.

Ihr Feuer brennt im Dunkel hoher Eichen;
Da ruhn die Gäste rings der Waldeswüste,
Da legt der Mann sich hin, dem Schlaf zu weichen,
Die Mutter ihren Säugling an die Brüste.

Schon sinkt das Feuer und die sommerschwülen
Nachtlüfte sich im Eichenlaub verfangen
Und frei durchs lange Haar der Weiber wühlen,
Die schlafend ihren Säugling überhangen.

Der graue Führer nur verbannt den Schlummer,
Und einer noch der Aeltesten von Stamme;
Die sprechen lange noch von ihrem Kummer,
Von Zeit zu Zeit nachschürend an der Flamme.

Sie schaun durchs dünnere Gedräng der Bäume
Zurück nach dem verlornen Mutterlande,
Und zürnend schaun sie dort die Himmelsräume
Rothglühend hell von einem Waldesbrande.

Und also spricht der Häuptling zum Gefährten:
„Siehst du sie morden dort in unsre Wälder?
Getrost in unsres Unglücks frische Fährten
Ziehn sie den Pflug für ihre Segensfelder.

Sie haben frech die Nacht vom Schlaf empöret,
Daß sie sich mit dem Flammenkleide schürzet:
Hoch brennt der Wald; vom Lager aufgestöret,
Das Wild verzweifelnd aus den Gluten stürzet.

Gewecket von des Wildes Wehgeheule,
Und von dem falschen Tageslicht betrogen,
Kommt, schwirrend rings heran mit trunkner Eile,
Der Vögel Schwarm in seinen Tod geflogen.

Gewiß, gewiß, mit ihren Saaten wuchern
Die Wünsche auch, die sie darunter streuen
Von ihren unversöhnlichen Verfluchern;
Es wird sie noch an spätem Tag gereuen!“

Noch starren die Betrübten, Tieferbosten
Hinüber nach des Brandes rothem Scheine,
Als der zerfließt im Morgenroth von Osten,
Und schon die Wipfel glühn im Eichenhaine.

Die drei Indianer.

Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter,
Schmettert manche Rieseneich' in Splitter,
Uebertönt des Niagara Stimme,
Und mit seiner Blitze Flammenruthen
Peitscht er schneller die beschäumten Fluten,
Daß sie stürzen mit empörtem Grimme.

Indianer stehn am lauten Strande,
Lauschen nach dem wilden Wogenbrande,
Nach des Waldes bangem Sterbgestöhne;
Greis der eine, mit ergrautem Haare,
Aufrecht überragend seine Jahre,
Die zwei andern seine starken Söhne.

Seine Söhne jetzt der Greis betrachtet,
Und sein Blick sich dunkler jetzt umnachtet
Als die Wolken, die den Himmel schwärzen,
Und sein Aug' versendet wildre Blitze
Als das Wetter durch die Wolkenritze,
Und er spricht aus tiefempörtem Herzen:

„Fluch den Weißen! ihren letzten Spuren!
Jeder Welle Fluch, worauf sie fuhren,
Der einst, Bettler, unsern Strand erklettert!
Fluch dem Windhauch, dienstbar ihrem Schiffe!
Hundert Flüche jedem Felsenriffe,
Das sie nicht hat in den Grund geschmettert!

Täglich übers Meer in wilder Eile
Fliegen ihre Schiffe, gift'ge Pfeile,
Treffen unsre Küste mit Verderben.
Nichts hat uns die Räuberbrut gelassen,
Als im Herzen tödtlich bittres Hassen:
Kommt, ihr Kinder, kommt, wir wollen sterben!"

Also sprach der Alte, und sie schneiden
Ihren Nachen von den Uferweiden,
Drauf sie nach des Stromes Mitte ringen;
Und nun werfen sie weithin die Ruder,
Armverschlungen Vater, Sohn und Bruder
Stimmen an, ihr Sterbelied zu singen.

Laut ununterbrochne Donner krachen,
Blitze flattern um den Todesnachen,

Ihn umtaumeln Möven sturmesmunter;
Und die Männer kommen festentschlossen
Singend schon dem Falle zugeschossen,
Stürzen jetzt den Katarakt hinunter.

Reiseblätter.

II.

Der Urwald.

Es ist ein Land voll träumerischem Trug,
Auf das die Freiheit im Vorüberflug
Bezaubernd ihren Schatten fallen läßt,
Und das ihn hält in tausend Bildern fest;
Wohin das Unglück flüchtet ferneher,
Und das Verbrechen zittert übers Meer;
Das Land, bei dessen lockendem Verheißen
Die Hoffnung oft vom Sterbelager sprang
Und ihr Panier durch alle Stürme schwang,
Um es am fremden Strande zu zerreißen,
Und dort den zweifach bittern Tod zu haben;
Die Heimath hätte weicher sie begraben! —
In jenem Lande bin ich einst geritten
Den Weg, der einen finstern Wald durchschnitten;
Die Sonne war geneigt im Untergang,
Nur leise strich der Wind, kein Vogel sang.
Da stieg ich ab, mein Roß am Quell zu tränken,
Mich in den Blick der Wildniß zu versenken.
Vermildernd schien das helle Abendroth
Auf dieses Urwalds grauenvolle Stätte,
Wo ungestört das Leben mit dem Tod
Jahrtausend lang gekämpft die ernste Wette.
Umsonst das Leben hier zu grünen sucht,
Erdrücket von des Todes Ueberwucht,
Denn endlich hat der Tod, der starke Zwinger,
Die Faust geballt, das Leben eingeschlossen,
Es sucht umsonst, hier, dort hervorzusprossen
Durch Moderstämme, dürre Todesfinger.

Wohin, o Tod, wirst du das Pflanzenleben
In deiner starken Faust, und meines heben?
Wirst du sie öffnen? wird sie ewig schließen?
So frug ich bange zweifelnd und empfand
Im Wind das Fächeln schon der Todeshand,
Und fühlt' es kühler schon im Herzen fließen.
Und lange lag ich auf des Waldes Grund,
Das Haupt gedrückt ins alte, tiefe Laub,
Und starrte, trauriger Gedanken Raub,
Dem Weltgeheimniß in den finstern Schlund.
Wo sind die Blüthen, die den Wald umschlangen,
Wo sind die Vögel, die hier lustig sangen?
Nun ist der Wald verlassen und verdorrt,
Längst sind die Blüthen und die Vögel fort.
So sind vielleicht gar bald auch mir verblüht
Die schönen Ahnungsblumen im Gemüth;
Und ist der Wuchs des Lebens mir verdorrt,
Sind auch die Vögel, meine Lieder, fort;
Dann bin ich still und todt, wie dieser Baum,
Der Seele Frühling war, wie seiner — Traum.
Als einst der Baum, der nun in Staub verwittert,
So sehnsuchtsvoll empor zum Lichte drang
Und seine Arme ihm entgegen rang,
Als nach dem Himmel jedes Blatt gezittert,
Und als er seinen süßen Frühlingsduft
Beseelend strömte weithin in die Luft —
Schien nicht sein schönes Leben werth der Dauer,
Und starb es hin, ist's minder werth der Trauer,
Als mein Gedanke, der sich ewig wähnt?
Als meine Sehnsucht, die nach Gott sich sehnt? —
So lag ich auf dem Grunde schwer beklommen,
Dem Tode nah, wie nie zuvor, gekommen;
Bis ich die dürren Blätter rauschen hörte,
Und mich der Huftritt meines Rosses störte;
Es schritt heran zu mir, als wollt' es mahnen
Mich an die Dämmerung und unsre Bahnen;
Ich aber rief: ist's auch der Mühe werth,
Noch einmal zu beschreiten dich, mein Pferd?
Es blickt' mich an mit stiller Lebenslust,
Die wärmend mir gedrungen in die Brust,
Und ruhebringend wie mit Zaubermacht.
Und auf den tief einsamen Waldeswegen
Ritt ich getrost der nächsten Nacht entgegen,
Und der geheimnißvollen Todesnacht.

An einen Baum.

Du Baum, so morsch und lebensarm,
So ausgehöhlt, sei mir gegrüßt;
Wie doch dein froher Bienenschwarm
Die Todeswunde dir versüßt!

Sie wandern fort im raschen Zug,
Sie kehren summend wieder heim
Und bringen dir im Freudenflug
Von fernen Blumen Honigseim.

O Baum, du mahnst mein Herz so schwer
An einen lieben alten Mann;
Gott gebe, kehr' ich übers Meer,
Daß ich ihn noch umarmen kann!

Baum, wie du morsch und abgedorrt,
Doch Honig birgt dein altes Reis,
So birgt der Weisheit süßen Hort
In seiner Brust der morsche Greis.

Und seine muntre Bienenschaar,
Gedanken fliegen aus und ein
Und bringen Honig süß und klar,
Die reiche Beut' auf Wies' und Hain;

Oft locket sie von hinnen weit,
Zu Blumen, die kein Herbst uns raubt,
Der Frühlingshauch der Ewigkeit;
Dann senkt er still sein edles Haupt.

Verschiedene Deutung.

I.

Sieh, wie des Niagara Wellen
Im Donnerfall zu Staub zerschellen,
Und wie sie, sprühend nun zerflogen,
Empfangen goldne Sonnenstrahlen
Und auf den Abgrund lieblich malen
Den farbenreichen Regenbogen.
O Freund, auch wir sind trübe Wellen,
Und unser Ich, es muß zerschellen,
Nur stäubend in die Luft zergangen,
Wird es das Irislicht empfangen.

II.

„Trüb, farblos waren diese Fluten,
So lang sie noch im Strome wallten;
Sie mußten vielfach sich zerspalten,
Daß sie aufblühn in Farbengluten.
Nun fliegt ein jeder Tropfen einsam,
Ein armes Ich, doch strahlen sie
Im hellen Himmelslicht gemeinsam
Des Bogens Farbenharmonie."

Niagara.

Klar und wie die Jugend heiter,
Und wie murmelnd süßen Traum,
Zieht der Niagara weiter
An des Urwalds grünem Saum;

Zieht dahin im sanften Flusse,
Daß er noch des Waldes Pracht
Wiederstrahlt mit froher Muße,
Und die Sterne stiller Nacht.

Also sanft die Wellen gleiten,
Daß der Wandrer ungestört
Und erstaunt die meilenweiten
Katarakte rauschen hört.

Wo des Niagara Bahnen
Näher ziehn dem Katarakt,
Hat den Strom ein wildes Ahnen
Plötzlich seines Falls gepackt.

Erd' und Himmels unbekümmert
Eilt er jetzt im tollen Zug,
Hat ihr schönes Bild zertrümmert,
Das er erst so freundlich trug.

Die Stromschnellen stürzen, schießen,
Donnern fort im wilden Drang,
Wie von Sehnsucht hingerissen
Nach dem großen Untergang.

Den der Wandrer fern vernommen,
Niagara's tiefen Fall
Hört er nicht, herangekommen,
Weil zu laut der Wogenschall.

Und so mag vergebens lauschen,
Wer dem Sturze näher geht;
Doch die Zukunft hörte rauschen
In der Ferne der Prophet.

Das Blockhaus.

Müdgeritten auf langer Tagesreise
Durch die hohen Wälder der Republik,
Führte zu einem Gastwirth mein Geschick;
Der empfing mich kalt, auf freundliche Weise,
Sprach gelassen, mit ungekrümmtem Rücken:
„Guten Abend!“ und bot mir seine Hand,
Gleichsam guten Empfangs ein leblos Pfand,
Denn er rührte sie nicht, die meine zu drücken.
Lesen konnt' ich in seinen festen Zügen
Seinen lang und treu bewahrten Entschluß:
Auch mit keinem Fingerdrucke zu lügen;
Sicher und wohl ward mir bei seinem Gruß.
Wenig eilte der Mann, mich zu bedienen,
Doch nicht fand ich die Kost so dürr und mager
Wie sein Wort, ich sollte bei ihm ein Lager
Finden, weicher und wärmer als seine Mienen.
Winter war's, ich starrte vom Urwaldfroste;
Als ich eintrat in die geheizte Stube,
Sprang mit Fragen heran des Farmers Bube,
Was von meinem Gepäck dies, jenes koste?
Emsig am Tisch sah ich die Weiber schalten;
Und es wurde die Mahlzeit rasch gehalten.
Später schwatzten die männlichen Hausgenossen
Am Kamin, die scharfe Cigarr' im Munde,
Von Geschäft und Betrieb, bis eine Stunde
Mir in traulicher Langweil' hingeflossen.
Hörbar vor Allen sprach des Hauses Vater,
Als ein vielerfahrner Lenker und Rather,
Wechselnd raucht' er und sprach, und Aller Augen
Hingen an seinen Lippen, der Alte schien
Aus dem Cigarrenstumpf Erfindung zu saugen;
Schweigend ließ ich die Reden vorüberziehn.
Endlich gewann der Schlaf den stillen Sieg
Und sie gingen zu Bett; ich blieb allein,
Trank noch eine Flasche vom lieben Rhein,

Als das englische Thalergelispel schwieg.
Und zur weitgewanderten deutschen Flasche
Holt' ich den Uhland aus meiner Satteltasche.
Ferne der Heimath, tiefst im fremden Wald,
Las ich mir laut den herrlichen „Held Harald.“
Eichenstämme warf ich ins lustige Feuer,
Mir die Stube zu hellen und zu wärmen,
Denn die Elfen Haralds sind nicht geheuer,
Lockend hört' ich sie schon im Walde schwärmen.
Aber mit einmal war die Freude geschwunden,
Und mir wollte der Rheinwein nicht mehr munden.
„Uhland! wie steht's mit der Freiheit daheim?“ die Frage
Sandt' ich über Wälder und Meer ihm zu.
Plötzlich erwachte der Sturm aus stiller Ruh,
Und im Walde hört' ich die Antwortklage:
Krachend stürzten draußen die nacktgeschälten
Eichen nieder zu Boden, die frühentseelten,
Und im Sturme, immer lauter und bänger,
Hört' ich grollen der Freiheit herrlichen Sänger:
„Wie sich der Sturm bricht heulend am festen Gebäude,
„Bricht sich Völkerschmerz an Despotenfreude,
„Sucht umsonst zu rütteln die festverstockte,
„Die aus Freiheitsbäumen zusammengeblockte!“
Traurig war mir da und finster zu Muth,
Scheiter und Scheiter warf ich in die Glut;
Mir erschien die bewegte Menschengeschichte
In des Kummers zweifelflackerndem Lichte.
„Diese Stämme verbrennen hier am Herde,
Auf ein kurzes Stündlein mich warm zu halten,
Der ich bald doch werde müssen erkalten,
Der ich selber zu Asche sinken werde.
Gibt es vielleicht gar keine Einsamkeit?
Bin ich selber nur ein verbrennend Scheit?
Und wie ich mich wärme am Eichenstamme,
Wärmt sich vielleicht ein unsichtbarer Gast
Heimlich an meiner zehrenden Lebensflamme,
Schürend und fachend meine Gedankenhast?“
Also führt' ich mit mir ein wirres Plaudern;
(Hoffnungsloser Kummer ist ein Phantast),
Und ich blickte mich um — und mußte schaudern.

Meeresstille.

Sturm mit seinen Donnerschlägen
Kann mir nicht wie du
So das tiefste Herz bewegen,
Tiefe Meeresruh!

Du allein nur konntest lehren
Uns den schönen Wahn
Seliger Musik der Sphären,
Stiller Ocean,

Nächtlich Meer, nun ist dein Schweigen
So tief ungestört,
Daß die Seele wohl ihr eigen
Träumen klingen hört;

Daß, im Schutz geschlossnen Mundes,
Doch mein Herz erschrickt,
Das Geheimniß heil'gen Bundes
Fester an sich drückt.

Sturmesmythe.

Stumm und regungslos in sich verschlossen
Ruht die tiefe See dahingegossen,
Sendet ihren Gruß dem Strande nicht;
Ihre Wellenpulse sind versunken,
Ungespüret glühn die Abendfunken,
Wie auf einem Todtenangesicht.

Nicht ein Blatt am Strande wagt zu rauschen,
Wie betroffen stehn die Bäume, lauschen,
Ob kein Lüftchen, keine Welle wacht?
Und die Sonne ist hinabgeschieden,
Hüllend breitet um den Todesfrieden
Schleier nun auf Schleier stille Nacht.

Plötzlich auf am Horizonte tauchen
Dunkle Wolken, die herüberhauchen
Schwer, in stürmischer Beklommenheit;
Eilig kommen sie heraufgefahren,
Haben sich in angstverworrnen Schaaren
Um die stumme Schläferin gereiht.

Und sie neigen sich herab und fragen:
„Lebst du noch?“ in lauten Donnerklagen,
Und sie weinen aus ihr banges Weh.
Zitternd leuchten sie mit scheuem Grauen
Auf das stille Bett herab und schauen,
Ob die alte Mutter todt, die See?

Nein, sie lebt! sie lebt! der Töchter Kummer
Hat sie aufgestört aus ihrem Schlummer,
Und sie springt vom Lager hoch empor:
Mutter — Kinder — brausend sich umschlingen
Und tanzen freudenwild und singen
Ihrer Lieb' ein Lied im Sturmeschor.

Wandrer und Wind.

Herbstwind, o sei willkommen!
Fünf Tage lag das Meer
So still, so bang beklommen,
Kein Lüftchen zog daher.

O Wind, nach deinem Rauschen
Sehnt' ich mich auf der See,
Wie einst mein Jägerlauschen
Im Wald nach Hirsch und Reh.

Wie geht es meinen Wäldern
Am frischen Neckarfluß?
Den heimathlichen Feldern?
Bringst du mir keinen Gruß?

„Entlaubt hab' ich die Wälder
„Im raschen Wanderzug,
„Nahm durch die Stoppelfelder
„Den ungehemmten Flug.

„Nun ich durch Feld und Auen
„Mein Wanderliedlein pfiff,
„Komm' ich nach euch zu schauen
„Im Emigrantenschiff.

„Weil alter Liebesbande
„Das Schifflein müd und matt,
„Jag' ich's vom Mutterstrande
„Dahin, ein welkes Blatt!“

Das Wiedersehen.

Du heimathliches Thal,
Mir wird so wohl und wehe,
Daß ich dich nun einmal
Ersehntes! wiedersehe.

Weinberg, sei mir gegrüßt!
Noch grünen deine Reben,
Womit du oft versüßt
Ein herbes Menschenleben;

Viel Herbste schwanden dir,
Die deine Trauben reiften,
Und die vom Herzen mir
So manche Hoffnung streiften.

Noch kenn' ich jeden Baum,
Wo ich vor so viel Jahren
Gehegt den Jugendtraum,
Der scheu dahingefahren.

Noch kenn' ich jedes Haus;
Doch andre Menschen schreiten
Geschäftig ein und aus,
Als wie zu meinen Zeiten.

Ich frage dort und hier
Nach einem Freund mit Zagen
Und Furcht, ich könnte schier
Nach einem Todten fragen.

Es ist nur noch der Ort,
Wo wir gefreut uns haben,
Die Lieben all' sind fort,
Verreiset, und begraben.

Drum bleib' ich hier nicht lang,
Mich fühlend zu verlassen,
Und thu' auch keinen Gang
Bei Tag mehr durch die Straßen.

Erst wenn es worden Nacht
Und schläft des Tags Gebrause,
Schleich' ich heran mich sacht
Zu manchem Freundeshause.

Die süße Träumerei
Such' ich dann festzuhalten,
Als ob doch Alles sei
Geblieben hier beim Alten.

Zum Fenster dann empor
Blick' ich und lausch' und grüße,
Ob mich, den ich verlor,
Der Freund erblicken müsse;

Ich lausch' und scheide nicht,
Bis ich zu schauen meine
Sein liebes Angesicht
Im wirren Mondenscheine.

Die Sennin.

Schöne Sennin, noch einmal
Singe deinen Ruf ins Thal,
Daß die frohe Felsensprache
Deinem hellen Ruf erwache.

Horch, o Mädchen, wie dein Sang
In die Brust von Bergen drang
Wie dein Wort die Felsenseelen
Freudig fort und fort erzählen!

Aber einst, wie Alles flieht,
Scheidest du mit deinem Lied,
Wenn dich Liebe fortbewogen,
Oder dich der Tod entzogen.

Und verlassen werden stehn,
Traurig stumm herübersehn
Dort die grauen Felsenzinnen
Und auf deine Lieder sinnen.

See und Wasserfall.

Die Felsen, schroff und wild,
Der See, die Waldumnachtung,
Sind dir ein stilles Bild
Tiefsinniger Betrachtung.

Und dort, mit Donnerhall
Hineilend zwischen Steinen,
Läßt dir der Wasserfall
Die kühne That erscheinen.

Du sollst, gleich jenem Teich,
Betrachtend dich verschließen;
Dann kühn, dem Bache gleich,
Zur That hinunterschießen.

Herbstgefühl.

Der Buchenwald ist herbstlich schon geröthet,
So wie ein Kranker, der sich neigt zum Sterben,
Wenn flüchtig noch sich seine Wangen färben;
Doch Rosen sind's, wobei kein Lied mehr flötet.

Das Bächlein zieht und rieselt, kaum zu hören,
Das Thal hinab und seine Wellen gleiten
Wie durch das Sterbgemach die Freunde schreiten,
Den letzten Traum des Lebens nicht zu stören.

Ein trüber Wandrer findet hier Genossen,
Es ist Natur, der auch die Freuden schwanden,
Mit seiner ganzen Schwermuth einverstanden,
Er ist in ihre Klagen eingeschlossen.

Ein Herbstabend.

Es weht der Wind so kühl, entlaubend rings die Aeste,
Er ruft zum Wald hinein: Gut' Nacht, ihr Erdengäste!

Am Hügel strahlt der Mond, die grauen Wolken jagen
Schnell übers Thal hinaus, wo alle Wälder klagen.

Das Bächlein schleicht hinab, von abgestorbnen Hainen
Trägt es die Blätter fort mit halberstricktem Weinen.

Nie hört' ich einen Quell so leise traurig klingend,
Die Weid' am Ufer steht, die weichen Aeste ringend.

Und eines todten Freunds gedenkend lausch' ich nieder
Zum Quell, der murmelt stets: wir sehen uns nicht
wieder!

Horch! plötzlich in der Luft ein schnatterndes Geplauder:
Wildgänse auf der Flucht vor winterlichem Schauder.

Sie jagen hinter sich den Herbst mit raschen Flügeln,
Sie lassen scheu zurück das Sterben auf den Hügeln.

Wo sind sie? ha! wie schnell sie dort vorüberstreichen
Am hellen Mond, und jetzt unsichtbar schon entweichen;

Ihr ahnungsvoller Laut läßt sich noch immer hören,
Dem Wandrer in der Brust die Wehmuth aufzustören.

Südwärts die Vögel ziehn mit eiligem Geschwätze;
Doch auch den Süden deckt der Tod mit seinem Netze.

Natur das Ew'ge schaut in unruhvollen Träumen,
Fährt auf und will entfliehn den todverfallnen Räumen.

Der abgeriss'ne Ruf, womit Zugvögel schweben,
Ist Aufschrei wilden Traums von einem ew'gen Leben.

Ich höre sie nicht mehr, schon sind sie weit von hinnen;
Die Zweifel in der Brust den Nachtgesang beginnen:

Ists Erdenleben Schein? — ist es die umgekehrte
Fata Morgana nur, des Ew'gen Spielgefährte?

Warum denn aber wird dem Erdenleben bange,
Wenn es ein Schein nur ist, vor seinem Untergange?

Ist solche Bängniß nur von dem, was wird bestehen,
Ein Wiederglanz, daß auch sein Bild nicht will vergehen?

Dieß Bangen auch nur Schein? — so schwärmen die Gedanken,
Wie dort durchs öde Thal die Herbstesnebel schwanken.

Atlantica.

Die Seejungfrauen.

Freundlich wehn die Abendwinde,
Schimmern Mond und Sterne;
Und das Schiff, so leicht und linde,
Trägt mich nach der Ferne.

Fried' und Liebe, hold verbunden,
Schweben auf der Tiefe,
Ob der Tod mit seinen Wunden
Nun auf immer schliefe.

Sinnend starr' ich nach dem hellen,
Gränzenlosen Meere,
Nach des Mondes und der Wellen
Heimlichem Verkehre;

Plötzlich seh' ich rasche Wogen
Aus der Tiefe springen,
Die da kommen hergezogen,
Einen Gruß zu bringen.

Ist's ein Gruß von Tiefverbannten
An die Sternenlichter?
Gilt das Grüßen dem verwandten
Ahnungsvollen Dichter?

Tiefewärts mit süßem Zwange
Zieht es mich zu schauen,
Mit geheimnißvollem Drange
Zu den Seejungfrauen.

Ja, von euch, ihr Räthselhaften,
Kam dies volle Rauschen,
Dran die Seele sehnend haften
Muß und niederlauschen.

Ward euch ahnend eine Kunde
Im Korallenhage,
Daß ein warmes Herz zur Stunde
Euch vorüberschlage?

Glücklich die Piloten waren,
Denen ihr erschienen
Mit den schönen, wunderbaren
Lieblich fremden Mienen!

Könnt' ich tauchen nieder, nieder
Bis in eure Nähen!
Könnt' ich eurer schlanken Glieder
Leisen Wandel sehen!

Sehen euch den Reigen üben,
Schwesterlich verschlungen,
Schweigend in den ewig trüben
Meeresdämmerungen!

Meeresstille.

Stille! — jedes Lüftchen schweiget,
Jede Welle sank in Ruh,
Und die matte Sonne neiget
Sich dem Untergange zu.

Ob die Wolke ihn belüde
Allzutrübe, allzuschwer,
Leget sich der Himmel müde
Nieder auf das weiche Meer.

Und vergessend seiner Bahnen,
Seines Zieles, noch so weit!
Ruht das Schiff mit schlaffen Fahnen
In der tiefen Einsamkeit.

Daß den Weg ein Vogel nähme,
Meinem Aug' ein holder Fund!
Daß doch nur ein Fischlein käme,
Fröhlich tauchend aus dem Grund!

Doch kein Fisch, der sich erhübe,
Und kein Vogel kommen will.
Ist es unten auch so trübe?
Ist es unten auch so still? —

Wie mich oft in grünen Hainen
Ueberrascht ein dunkles Weh,
Muß ich nun auch plötzlich weinen,
Weiß nicht wie? — hier auf der See.

Trägt Natur auf allen Wegen
Einen großen, ew'gen Schmerz,
Den sie mir als Muttersegen
Heimlich strömet in das Herz?

O, dann ist es keine Lüge,
Daß im Schooß der Wellennacht
In verborgener Genüge
Ein Geschlecht von Menschen wacht.

Dort auch darf der Freund nicht fehlen
Wie im hellen Sonnentag,
Dem Natur ihr Leid erzählen,
Der mit ihr empfinden mag.

Doch geheim ist seine Stelle,
Und Geheimniß, was er fühlt,
Dem die Thränen an der Quelle
Schon das Meer von dannen spült.

Seemorgen.

Der Morgen frisch, die Winde gut,
Die Sonne glüht so helle,
Und brausend geht es durch die Flut,
Wie wandern wir so schnelle!

Die Wogen stürzen sich heran;
Doch wie sie auch sich bäumen,
Dem Schiff sich werfend in die Bahn,
In toller Mühe schäumen:

Das Schiff, voll froher Wanderlust,
Zieht fort unaufzuhalten,
Und mächtig wird von seiner Brust
Der Wogendrang gespalten;

Gewirkt von goldner Strahlenhand
Aus dem Gesprüh der Wogen,
Kommt ihm zur Seit' ein Irisband
Hellflatternd nachgeflogen.

So weit nach Land mein Auge schweift,
Seh' ich die Flut sich dehnen,
Die uferlose; mich ergreift
Ein ungeduldig Sehnen.

Daß ich so lang euch meiden muß,
Berg, Wiese, Laub und Blüthe! —
Da lächelt seinen Morgengruß
Ein Kind aus der Kajüte.

Wo fremd die Luft, das Himmelslicht,
Im kalten Wogenlärme,
Wie wohl thut Menschenangesicht
Mit seiner stillen Wärme!

An mein Vaterland.

Wie fern, wie fern, o Vaterland,
Bist du mir nun zurück!
Dein liebes Angesicht verschwand
Mir, wie mein Jugendglück!

Ich steh' allein, und denk' an dich,
Ich schau' ins Meer hinaus,
Und meine Träume mengen sich
Ins nächtliche Gebraus.

Und lausch' ich recht hinab zur Flut,
Ergreift mich Freude schier:
Da wird so heimisch mir zu Muth,
Als hört' ich was von dir.

Mir ist, ich hör' im Winde gehn
Dein heilig Eichenlaub,
Wo die Gedanken still verwehn
Den süßen Stundenraub.

Im ungestümen Wogendrang
Braust mir dein Felsenbach,
Mit dumpfem, vorwurfsvollem Klang
Ruft er dem Freunde nach.

Und deiner Heerden Glockenschall
Zu mir herüberzieht,
Und leise der verlorne Hall
Von deinem Alpenlied.

Der Vogel im Gezweige singt,
Wehmüthig rauscht der Hain,
Und jedes Blatt am Baume klingt
Und ruft: gedenke mein! —

Als ich am fremden Gränzefluß
Still stand auf deinem Saum,
Als ich zum trüben Scheidegruß
Umfing den letzten Baum,

Und meine Zähre trennungsscheu
In seine Rinde lief:
Gelobt' ich dir die ew'ge Treu
In meinem Herzen tief.

Nun denk' ich dein, so sehnsuchtschwer,
Wo manches Herz mir hold,
Und ströme dir ins dunkle Meer
Den warmen Thränensold! —

Der Schiffsjunge.

1.

Das wilde, schäumende Roß,
Gejagt von der Sporen scharfem Stoß,
Auf krumm gewundener Reiterbahn
Mit seitwärts geneigtem Leibe stürmt:
So fliegt, wie die Flut sich senkt und thürmt,
Das Schiff die Wellen hinab, hinan,
Vom mächtigen Seitenwinde gefaßt,
Mit tief bordüber geneigtem Mast.

Es braust das Meer, es kracht und stöhnt
Des beladnen Fahrzeugs schwere Wucht
Auf seiner rastlos eiligen Flucht;
Der Matrosen freudiges Hurrah! tönt.
Der Steuermann am Ruder steht,
Das Rad mit gewaltigen Armen dreht,
Stets blickend scharf aufs zitternde Schwanken
Der Boussole mit mancherlei frohen Gedanken:
Er überzählt sein Geldchen im Stillen;
Schon hört er am Strande die Fiedel klingen,
Wo blühende, lustige Dirnen springen,
Die gerne dem Seemann sind zu Willen.

Vergnügt, die Heimath wiederzusehn,
Am Verdeck frisch auf und nieder geht
Waghaltenden Schritts der Capitän,
Und lächelnd empor in die Segel späht,
Die voll ihm schwellen zur Augenlabe
Von des Windes köstlicher, flüchtiger Habe.

Dort klettert ein Junge gar flink und heiter
Die Sprossen hinauf der schwankenden Leiter;
Schon hat er erreicht in munterer Hast
Die höchsten Segel am stolzen Mast:
Den Lüftefänger, den Wolkenraser,
Den Mondespflücker, den Sternengraser:

Da bricht das morsche Tau entzwei,
Woran er geschwebt, — ein banger Schrei —
Er stürzt hinunter ins Meer,
Und über ihn stürzen die Wellen her.

Umsonst, Matrosen, ist euer Bemühn
Den Jüngling zu retten, er ist dahin!
Wie hungernde Bestien stürzen die Wellen
Dem Opfer entgegen, sie schnauben und bellen;
Schon hat ihn die eine wüthend verschlungen,
Und über sie kommen die andern gesprungen,
Die um die Gierige neidisch schwärmen
Mit schäumendem Rachen und wildem Lärmen.

Die Sonne wiederum zu Himmel steigt,
Da ruhn die Winde, jede Welle schweigt,
Und traurig steht der feiernde Matrose,
Nachdenkend seinem wandelbaren Loose.
Klar blickt der alte Mörder Ocean
Dem Himmel zu, als hätt' er nichts gethan.

2.

Aus des Frühlings warmen, weichen Armen
Riß das schnelle Unglück ohn' Erbarmen
Ihn hinunter in das tiefe Meer.
Ueber ihm und seinen Jugendträumen
Seht ihr nun die kalten Wogen schäumen;
Seine Heimath grüßt er nimmermehr.

Oder hat der Frühling eine Kunde
Senden wollen nach dem kühlen Grunde,
Als er diesen Jüngling fallen ließ?
Sammeln sich um ihn die Seejungfrauen,
Froherstaunt, in der Korallenauen
Stillem, trübe dämmerndem Verließ?

Flechten sie schon freudig und erschrocken,
Schöner Fremdling, in die nassen Locken
Muscheln dir zum weißen Rosenkranz?
Werden sie in ihren Felsenriffen
Nicht von dunkler Sehnsucht schon ergriffen
Nach des Erdenfrühlings heiterm Glanz?

Leben und Traum.

Die Werbung.

Rings im Kreise lauscht die Menge
Bärtiger Magyaren froh;
Aus dem Kreise rauschen Klänge:
Was ergreifen die mich so? —
Tiefgebräunt vom Sonnenbrande,
Rothgeglüht von Weinesglut,
Spielt da die Zigeunerbande
Und empört das Heldenblut.
„Laß die Geige wilder singen!
„Wilder schlag' das Zimbal du!“
Ruft der Werber und es klingen
Seine Sporen hell dazu.
Der Zigeuner hört's, und voller
Wölkt sein Mund der Pfeife Dampf,
Lauter immer, immer toller
Braust der Instrumente Kampf,
Braust die alte Heldenweise,
Die vor Zeiten wohl mit Macht
Frische Knaben, welke Greise
Hinzog in die Türkenschlacht.
Wie des Werbers Augen glühn!
Und wie all die Säbelnarben,
Ehrenröslein purpurfarben,
Ihm auf Wang' und Stirne blühn!
Klirrend glänzt das Schwert in Funken,
Das sich oft in Blute wusch;
Auf dem Csako, freudetrunken,
Taumelt ihm der Federbusch. —
Aus der bunten Menge ragen
Einen Jüngling, stark und hoch,
Sieht der Werber mit Behagen:
„Wärest du ein Reiter doch!“
Ruft er aus mit lichtern Augen,
„Solcher Wuchs und solche Kraft
„Würden dem Husaren taugen;
„Komm und trinke Brüderschaft!“
Und es schwingt der Freudigrasche
Jenem zu die volle Flasche.

Doch der Jüngling hört es schweigend,
In die Schatten der Gedanken,
Die ihn bang und süß umranken,
Still sein schönes Antlitz neigend.
Ihn bewegt das edle Sehnen,
Wie der Ahn ein Held zu sein;
Doch berieseln warme Thränen
Seiner Wangen Rosenschein.
Außer denen, die da rauschen
In Musik, in Werberswort,
Scheint er Klängen noch zu lauschen,
Hergeweht aus fernem Ort.
„Komm zurück in meine Arme!"
Fleht sein Mütterlein so bang;
Und die Braut in ihrem Harme
Fleht: „O säume nimmer lang!"
Und er sieht das Hüttchen trauern,
Das ihn hegte mit den Seinen;
Hört davor die Linde schauern,
Und den Bach vorüberweinen. —
Pochst du lauter nach den Bahnen
Kühner Thaten, junges Herz?
Oder zieht das süße Mahnen
Dich der Liebe heimathwärts?
Also steht er unentschlossen,
Während dort Geworbne schon
Ziehn ins Feld auf flinken Rossen,
Lustig mit Trommetenton;
„Komm in unsre Reiterschaaren!"
Fällt der Werber jubelnd ein,
„Schönes Leben des Husaren,
„Das ist Leben, das allein!" —
Jünglings Augen flammen heller,
Seine Pulse jagen schneller. — —
Plötzlich zeigt sich jetzt im Kreise
Eine finstere Gestalt,
Tiefen Ernstes, schreitet leise,
Und beim Werber macht sie Halt,
Und sie flüstert ihm so dringend
Ein geheimes Wort ins Ohr,
Daß er, hoch den Säbel schwingend,
Wie begeistert loht empor.
Und der Dämon schwebt zur Bande,
Facht den Eifer der Musik

Mächtig an zum stärksten Brande,
Mit Geraun und Geisterblick.
Aus des Basses Sturmgewittern,
Mit unendlich süßem Sehnen,
Mit der Stimmen weichem Zittern,
Singen Geigen, Grabsirenen.
Und der Finstre schwebt enteilend
Durch der Lauscher dichte Reihe,
Nur am Jüngling noch verweilend
Wie mit einem Blick der Weihe. —
Bald im ungestümen Werben
Wird der Liebe Klagelaut,
Wird das Bild der Heimath sterben;
Arme Mutter! arme Braut!
In des Jünglings letztes Wanken
Bricht des Werbers rauhes Zanken,
Lacht des Werbers bittrer Hohn:
„Bist wohl auch kein Heldensohn!
„Bist kein echter Ungarjunge!
„Feiges Herz! so fahre hin!"
Seht! er stürzt mit raschem Sprunge —
Zorn und Scham der Wange Glühn —
Hin zum Werber, von der Rechten
Schallt der Handschlag in den Lüften,
Und er gürtet, kühn zum Fechten,
Schnell das Schwert sich um die Hüften. —
Wie beim Sonnenuntergange
Hier und dort vom Saatgefild
Still waldeinwärts schleicht das Wild:
Also von der Ungarn Wange
Flüchtet in den Bart herab
Still die scheue Männerzähre.
Ahnen sie des Jünglings Ehre?
Ahnen sie sein frühes Grab?

Der Schifferknecht.

Am Boden auf dem Rohrgeflecht,
Vom harten Glück verstoßen,
Da ruht der arme Schifferknecht
Mit seinen müden Rossen.

Es haust bei Tag und Nacht am Strand
Der Herd- und Hüttenlose,
Und ihm gedeiht im Ufersand
Wohl keine Freudenrose.

Die Nacht ist kühl, es braust der Wind,
Still blickt der Mond hernieder;
Die Donau murmelt ihrem Kind
Gewohnte Schlummerlieder.

Sein Schlaf ist süß, er schlürft ihn ein
In starken, tiefen Zügen;
Berauschet ihn, ihr Phantasein,
Aus euren Zauberkrügen!

Laßt wandeln ihn am Wiesenhang
Im goldnen Morgenscheine,
Und ihm ertöne Vogelsang
Im aufgeblühten Haine!

Gebt ihm ein Häuschen, still und traut,
Umrankt von grünen Bäumen,
Und eine schöne junge Braut
Gebt ihm in seinen Träumen!

Beim Hüttchen auf der Abendbank,
Da sitzen selig beide;
Heimkehrt mit frohem Glockenklang
Die Heerde von der Weide.

Nun hört er nicht der Pferde Huf,
Und nicht die Geißel knallen,
Hört nicht der Schiffer langen Ruf
Im fernen Wald verhallen.

Er sieht nicht, wie vom Strand hinab
Den armen Kameraden
Sammt seinem Roß ins Wellengrab
Fortreißt der arge Faden. *

Marie und Wilhelm.

Im Abendschein am Fenster saß
Allein mit ihrem Harme
Marie, das Antlitz, welk und blaß,
Gesenkt auf ihre Arme.

* Faden, das Hauptseil, woran die Donauschiffe gezogen werden.

So saß das Mädchen still und sann,
Sann nach den alten Zeiten,
Und manche heiße Thräne rann
Den schönen alten Zeiten:

Als sie im trauten Hüttlein noch
Bei lieben Eltern wohnte,
Und süßer Gottesfriede noch
Der reinen Seele lohnte;

Als sie so fromm zur Kirche ging,
Und ihre Wange glühte,
Wenn jedes Aug' im Dorfe hing
An ihrer Jugendblüthe;

Als sie am lauten Erlenbach
Dem Wilhelm, freudetrunken,
Das erste Wort der Liebe sprach
Und ihm ans Herz gesunken;

Und er sie nannte „süße Braut!" —
„Das Alles ist vorüber!"
So dachte sie und schluchzte laut,
Ihr Herz ward immer trüber:

„Es kam der Feind in Sturmeslauf
Mit grimmen Todesstreichen;
Das Hüttlein sank, ein Aschenhauf,
Die Eltern, wunde Leichen.

Die Eltern todt! Er in die Welt!
Die Thräne rann vergebens,
Ich in die Nacht hinausgestellt
Des unbekannten Lebens!" —

Da glänzt ein milder Strahl daher
Im hoffnungslosen Dunkel,
Ein böses Irrlicht, lockend sehr
Mit lieblichem Gefunkel:

„„Laß ab zu klagen, Kind, laß ab!
Komm, folge deinem Sterne!
Die Eltern kühlt und heilt das Grab,
Den Bräutigam die Ferne!

Bald sollst du als beglückte Frau
Genesen aller Leiden;
Komm, folge mir zur Liebesau
Voll ewig grüner Freuden!""

Ich wischte mit treuloser Hand
Die Thränen von der Wange,
Und ging — und ging — das Irrlicht schwand
Am furchtbar steilen Hange!

Nun ist mein Herz so grabesdumpf
Verlassen wie die Wüste,
Seit in den bodenlosen Sumpf
Gesunken ich der Lüste!"

Marie blickt in die Nacht hinein
Aus ihrem stillen Zimmer;
Schon ist am Himmel Sternenschein
Und sanfter Mondenschimmer.

Im Garten ruft die Nachtigall,
Sie scheint in bangen Weisen
Zu klagen um des Mädchens Fall,
Die Unschuld süß zu preisen.

Und leise kommt der Abendwind,
Der ihren Locken schmeichelt,
Als wollt' er trösten, ihr gelind
Die bleiche Wange streichelt.

Geh fort, o West, vom Mädchen geh!
Laß ruhn den welken Flieder!
Du thust ihr mit den Blüthen weh,
Die du auf sie streust nieder! — —

Da öffnet sich das Kämmerlein:
Es ruft ein Mann: „Maria!"
Die Freude stoßt ihn wild herein:
„O meine Braut Maria!

Ich habe nun mein Glück erjagt,
Mich durch die Welt getrieben;
Hab' viel gelitten, viel gewagt,
Und bin dir treu geblieben!

Wenn schier mein Herz vor Leide brach
An lieblos fremdem Orte,
So dacht' ich an den Erlenbach,
Ich dacht' an deine Worte!"

Er preßt sie selig an das Herz;
Sie aber muß sich wenden,
Sie hüllt, zerknickt von ihrem Schmerz,
Das Antlitz mit den Händen.

Und leichenblaß und zitternd bricht
Sie hin zu seinen Füßen;
Er weint, er deckt ihr Angesicht
Mit feurig bangen Küssen.

„Mir nicht den Kuß! bin sein nicht werth;
Tief sank ich ins Verderben!
Bin treulos, Wilhelm, und entehrt!
Zieh fort, und laß mich sterben!“ —

Wie also sie zu Wilhelm sprach,
Da schied er, schwer beklommen,
Ging still hinaus zum Erlenbach,
Der ihn mit fortgenommen.

Begräbniß einer alten Bettlerin.

Vier Männer dort, im schwarzen Kleid,
Die tragen auf der Bahre,
Lastträger, ohne Lust und Leid,
Des Todes kalte Waare.

Sie eilen mit dem todten Leib
Hinaus zum Ort der Ruhe.
Schlaf wohl, du armes Bettelweib,
In deiner morschen Truhe!

Dir folgt kein Mensch zum Glockenklang
Mit weinenden Geberden;
Die Noth nur blieb dir treu, so lang
Von dir noch was auf Erden.

Dir gab der Menschen schnöder Geiz
Ein Leichentuch, zerfetzet,
Hat ein verstümmelt Christuskreuz
Dir auf den Sarg gesetzet;

Doch kränkt dich nicht der bittre Spott
In deinem tiefen Frieden,
Daß man selbst einen schlechtern Gott
Dir auf den Weg beschieden.

Einst blühtest du im Jugendglanz,
Vom ganzen Dorf gepriesen
Die schönste Maid am Erntetanz,
Dort unten auf der Wiesen.

Folgt keiner dir der Bursche nach,
Die dort mit dir gesprungen?
Wo längst die muntre Fiedel brach,
Die dort so hell geklungen!

Die Waldkapelle.

1.

Der dunkle Wald umrauscht den Wiesengrund,
Gar düster liegt der graue Berg dahinter;
Das dürre Laub, der Windhauch gibt es kund,
Geschritten kommt allmählig schon der Winter.

Die Sonne ging, umhüllt von Wolken dicht,
Unfreundlich, ohne Scheideblick von hinnen,
Und die Natur verstummt, im Dämmerlicht
Schwermüthig ihrem Tode nachzusinnen.

Dort, wo die Eiche rauscht am Bergesfuß,
Wo bang vorüberklagt des Baches Welle,
Dort winket, wie aus alter Zeit ein Gruß,
Die längst verlassne, stille Waldkapelle.

Wo sind sie, deren Lied aus deinem Schooß,
O Kirchlein, einst zu Gott emporgeflogen,
Vergessend all ihr trübes Erdenloos? —
Wo sind sie? — ihrem Liede nachgezogen!

2.

Horch! plötzlich stört ein Ruf die Einsamkeit:
Klang's nicht aus der Kapelle öden Mauern?
Wer ist es, der so wunderlich dort schreit,
Daß mich's unheimlich faßt mit kaltem Schauern?!

„Herr Gott! wir loben dich — ha, ha, ha, ha!“
Nun schweigt er still, der grause Gottverächter,
Und donnernd ruft er nun: „Allelujah!“
Und überdonnernd folgt sein Hohngelächter.

Da stürzt er mir vorbei, voll scheuer Hast,
Das wirre Haar von bleicher Wange streifend,
Die Augen wild bewegt und ohne Rast,
Irrlichter, in der Nacht des Wahnsinns schweifend.

Er eilt waldein, von seinem Tritte rauscht
Das dürre Laub im dunkeln Eichenhaine;
Wie sinnend bleibt er plötzlich stehn und lauscht,
Und leise hör' ich's nun, als ob er weine.

Mitleidig rauscht ihr ihm — o rauschet nur!
Den Trost: „Vergänglichkeit!“ ihr welken Blätter!
O locket seine Seele auf die Spur
Des milden Todes, nennt ihm seinen Retter! —

Zur sanften Wehmuth lichtet sich das Thal,
Da kommt der Mond zum stillen Abschiedsfeste;
Es will sein Silberschimmer noch einmal
Sich schmiegen an des Sommers karge Reste.

Wie schwach ist schon der Eiche fahles Laub!
Den leichten Mondstrahl kann es nicht mehr tragen,
Es bricht und zittert unter ihm in Staub,
Und läßt die kahlen Aeste traurig ragen. —

Da steht der Irre, bleich und stumm, den Blick,
Das bittre Lächeln auf den Mond gerichtet;
Es prallt das Mondlicht scheu von ihm zurück,
Und scheu der Wind an ihm vorüberflüchtet.

Starrt so des Wahnsinns Auge wild hinauf
Zum stillen, klaren, ewiggleichen Frieden,
Mit dem die Sterne wandeln ihren Lauf:
Ein Anblick ist's der traurigsten hienieden. —

Was hat, o Schicksal, dieser Mensch gethan,
Daß mit des Wahnsinns bangen Finsternissen
Du ihm verschüttet hast die Lebensbahn,
Aus seiner Seele seinen Gott gerissen?

3.

Er hat geliebt! — Vor langer, trüber Zeit,
Da ging er einst, ein fröhlicher Geselle,
Mit seinem Lieb durch diese Einsamkeit,
Und kam mit ihr zur stillen Waldkapelle.

Sie traten ein, sie knieten hin; da glomm
Durchs Fenster hell herein die Abendröthe;
Er betete mit ihr so selig fromm,
Und draußen sang des Hirten weiche Flöte.

Da hob die Hand sie schnell und feierlich
Und sprach, so schien's, mit tiefbewegter Stimme:
„Lieb' ich nicht warm und treu und ewig dich,
So strafe mich der Herr mit seinem Grimme!"

Und heller glomm der helle Abendstrahl,
So wie sein Herz, sich ewig ihr zu weihen;
Und draußen klang im stillen Waldesthal
Des Hirten Lied wie Himmelsmelodeien.

Wie bald, wie bald, daß ihn ihr Herz vergißt!
Daß ihr ein Andrer schon des falschen Eides
Das letzte Wort von falscher Lippe küßt,
Sie mit dem Glanze schmückt des Brautgeschmeides!

Und all ihr Leben, Freudentaumel nur,
Den noch kein flüchtig Leid ihr jemals störte,
Zieht, unverfolgt von ihrem falschen Schwur,
Und frech am Gott vorüber, der ihn hörte. —

Das war's, o Schicksal, was der Mensch gethan,
Daß mit des Wahnsinns bangen Finsternissen
Du ihm verschüttet hast die Lebensbahn,
Aus seiner Seele seinen Gott gerissen!

Drum flucht er nun empor mit wildem Spott,
Gequält von seinem Schmerz, an jener Stelle,
Wo er so selig einst gekniet vor Gott,
Drum irrt er, wie gebannt, um die Kapelle.

Der Raubschütz.

Nach einer Sage.

Der alte Müller Jakob sitzt
Allein beim Glase Wein.
Schwarzmitternacht, nur manchmal blitzt
Ein Wetterstrahl herein.
Das Mühlrad saust, es braust der Wind;
Doch schlafen ruhig Weib und Kind.

Der Alte thut manch raschen Zug;
Er denkt an Zeit und Tod.
Wie draußen jagt des Sturmes Flug,
So jagen Lust und Noth,

Die längst begrabnen, neuerwacht,
Ihm durch die Brust in dieser Nacht.

Die Thür geht auf, er fährt empor:
Wer kommt zu solcher Stund?
Ein Waidmann mit dem Feuerrohr,
Mit seinem Stöberhund,
Hahnfeder, Gemsbart auf dem Hut,
Das grüne Wamms befleckt mit Blut.

Der Müller starrt, zurückgebeugt,
Dem Jäger ins Gesicht,
Sein Haar entsetzt zu Berge fleugt,
Sein Blut zum Herzen kriecht:
Der Raubschütz ist's, der wilde Kurd,
Der jüngst im Wald erschossen wurd'.

Der finstre Jäger an die Wand
Auf Jakobs Büchse winkt;
Der preßt sein Glas in zager Hand,
Daß es zu Scherben springt;
Gehorchend nimmt er sein Gewehr,
Und schleicht dem Grausen hinterher.

Sie streifen in den Wald hinaus,
Nach süßem Wildesraub;
Stets lauter wird der Winde Braus,
Der Pfade dürres Laub.
Der Jäger ruft voll heißer Gier:
„Komm, Bruder, jagen, jagen wir!"

Sie ziehn fort fort im finstern Wald
Durch Strupp und Strom gar frisch;
Das Wild schrickt auf, die Büchse knallt,
Der Stöbrer im Gebüsch
Rauscht mit arbeitendem Geruch,
Der Jäger ruft: such, Hundel, such!

Doch an des Walds geheimstem Ort,
Auf seinem liebsten Stand,
Wo jüngst die Kugel ihn durchbohrt
Aus meuchlerischer Hand,
Da bleibt er stehn und donnert: „Schau:
Hier schoß er mich wie eine Sau!"

Es ächzt der Wald im Sturm verzagt,
Vom Monde jetzt erhellt;

Der kühn gewordne Müller fragt:
Was ist's in jener Welt?
Da murmelt trüben Angesichts
Der Jägersmann: „Es ist halt nichts!"

Warnung im Traume.

In üppig lauter Residenz
Verschwelgt mit reicher Habe
Ein Jüngling seinen Lebenslenz;
Die Eltern ruhn im Grabe.

Die Mutter lag am Sterbepfühl
Mit matten Herzensschlägen,
Sie legte blaß und todeskühl
Die Händ' ihm auf zum Segen.

Und sie verschwendet noch im Schmerz
Der Kräfte letzten Glimmer,
Daß nun das Kind ihr treues Herz
Verlassen soll auf immer.

Der Mutterliebe ew'ge Macht
Hält sie dem Sohn vereinet,
Wie mildes Mondlicht in der Nacht
Des Wandrers Pfad bescheinet.

Umschwebt sie auch im Geisterflug
Still segnend den Bedrohten,
Gewaltig ist der Sinnenzug,
Und kraftlos sind die Todten.

Sie sah, wie's letzte Röslein sich
Von seiner Wange stehle,
Und wie die Unschuld ihm verblich,
Die Rose seiner Seele.

Sie sah den Sohn die Sinnengier
Stets fesselnder umgarnen;
Ein Trost nur war geblieben ihr:
In Träumen ihn zu warnen.

Nach einem wildverbrausten Tag,
Verbuhlet und vertrunken,
Der Jüngling auf dem Bette lag,
Dem Schlafe heimgesunken.

Da träumt ihm, daß er Abends irrt
Durch volkbelebte Straßen,
Wo manche Dirne lockend kirrt
Zu lüsternem Umfassen.

Schon wandelt der Laternenmann
Von Pfahl zu Pfahl und zündet
Dem Laster seine Sterne an,
Das hier sich sucht und findet.

Der Jüngling sieht ein lockend Weib
An ihm vorübergleiten,
Um deren üppig schlanken Leib
Sich Licht und Dunkel streiten.

Das Licht ihm wenig nur erhellt,
Die Lust nach dem zu wecken,
Was ihm das Dunkel vorenthält
Mit reizend schlauem Necken.

Er will den Reizen sein zu Gast,
Sie laden ihn so dringend,
Er eilt ihr nach, der Schritte Hast
Je mehr und mehr beschwingend.

Doch wie er nach der Dirne setz',
Er kann sie nicht erreichen,
Er sieht die Dunkle weiter stets,
Und lockender entweichen.

Sie gleichet einem Nebelbild
Mit leisem, fernem Winken;
Sein Blick dem Sonnstrahl heiß und wild,
Den Nebel aufzutrinken.

Schon haben sie im raschen Zug
Die wache Stadt verlassen,
Und schon durchkreuzt ihr schneller Flug
Der Vorstadt öde Straßen.

Nur hier und dort ein Licht noch brennt
Bei Todten oder Kranken;
Und fort und fort die Dirne rennt,
Er nach mit gier'gem Zanken:

„Was rennst du, Tolle, so geschwind?
Wo steht dein süßes Lager?"
Da pfeift ums Ohr ein kalter Wind
Dem ungestümen Frager.

„Halt an, halt an die tolle Flucht!
Ich will dich fürstlich zahlen!“
Also der Jüngling fleht und flucht,
Schwerkrank an Wollustqualen.

Nun ist kein Haus zu schauen mehr;
Mit argbetroffnen Blicken
Sieht er nur Gräber rings umher,
Und ernste Kreuze nicken.

Da wend't sie sich im Mondenlicht,
Zu seiner Qualgenesung:
Mit grauverwischtem Angesicht
Umarmt ihn — die Verwesung. —

Doch fuhr er kaum vom Schlummer auf,
Hat er den Traum versungen,
Und hat der wüste Lebenslauf
Ihn wiederum verschlungen.

Bald ward des Traumes kalte Braut
Am schweigenden Altare
Dem Jüngling wirklich angetraut,
An seiner Todtenbahre.

Vermischte Gedichte.

Die Thränen.

Thränen, euch, ihr trauten, lieben,
Bring' ich diesen Dankgesang!
Seid ja auch nicht ausgeblieben,
Wenn mein Herz im Liede klang;

Schlichet die bekannten Gleise
Still herab, als wolltet ihr
Meinen Schmerz behorchen leise,
Und das Lied quoll sanfter mir.

Wenn der Dolch im Busen wühlte,
Tief vom Unglück eingebohrt,
Kam der Trost von euch und spülte
Linde die Verzweiflung fort.

O flieht keinen Wildumdrohten
Von Orkan und Wetterschein!
Naht ihm, naht ihm, Friedensboten,
Laßt den Armen nicht allein!

Ist die Nacht vorbei, so fehle
Ihm doch eure Treue nicht,
Und die Traufe seiner Seele
Netze mild sein Angesicht

Mit der Wehmuth süßen Tropfen,
Daß sein Herz, war's auch gequält,
Nie verlerne doch zu klopfen
Dieser schönen Gotteswelt. —

Nicht nur, wo der Herzensnager
Gram wühlt, habt ihr euern Lauf,
Auch wo Lust und Reiselager
Schlägt in einem Busen auf:

Ha, wie wogt das Festgetümmel
In dem engen Kämmerlein,
Wenn der ganze reiche Himmel
Ueberfüllend will hinein!

Und die Thränen seh' ich blinken
Auf der Wang' im Freudenglast,
Und sie zittern und sie winken
Alle Welt herein zu Gast. —

Als ich einst am Sterbebette
Eines lieben Freundes stand,
Und der Tod die Freudenkette
Kalt uns aus den Händen wand,

Weint' ich ihm die letzte Oelung
Und — schon lag er still und bleich;
Doch in seines Auges Höhlung
War noch eine Thräne weich;

War so heilig anzuschauen,
Wies die Sehnsucht himmelan,
Wie der Engel, den die Frauen
Einst am Grabe Jesu sahn.

In der Krankheit.

1.

Nacht umschweigt mein Krankenlager;
An der morschen Diele nur
Reget sich der kleine Nager,
Und es pickt die Pendeluhr,
Die eintönig mich bedeutet.
Wie das Leben weiter schreitet.

Ueber trübe, heitre Stellen
Schreitet's unaufhaltsam hin,
Wie des Stromes rasche Wellen
Blum' und Dorn vorüberziehn.
Immer senkt die Bahn sich jäher,
Kommt der Schritt dem Tode näher.

Mir auch senkt sie sich, und schaurig
Weht es aus der Niederung;
Und, noch Jüngling, hör' ich traurig,
Wie aus banger Dämmerung
Meines Herzens matten Schlägen
Rauscht die Todesflut entgegen.

2.

Einsamkeit! mein stilles Weinen
Rinnt so heiß in deinen Schooß;
Doch du schweigst und hast nicht einen
Seufzer für mein trübes Loos!
Legen schon die Jugendjahre
Abgeblüht mich auf die Bahre,
Wird kein Auge feuchten sich?
Wird kein Busen banger schlagen,
Wenn sie mich zu Grabe tragen?
Liebt kein Herz auf Erden mich?
Heißer strömt es von der Wange:
Keines, keines! fühl' ich bange.

An die Melancholie.

Du geleitest mich durch's Leben,
Sinnende Melancholie!
Mag mein Stern sich strahlend heben,
Mag er sinken — weichest nie!

Führst mich oft in Felsenklüfte,
Wo der Adler einsam haust,
Tannen starren in die Lüfte,
Und der Waldstrom donnernd braust.

Meiner Todten dann gedenk' ich,
Wild hervor die Thräne bricht
Und an deinen Busen senk' ich
Mein umnachtet Angesicht.

Einem Freunde ins Stammbuch.

Rüstig wandelst du fort die Alpenpfade der Edlen,
Wo die reinere Luft Busen und Stirne dir kühlt;
Pflückest vom Felsengeklipp, vom schmalen Rande des Abgrunds
Duftende Blumen und schlingst sie zum harmonischen Kranz,
Ihn zu tragen, ein Opfer, zum Hochaltare der Menschheit,
Ach, um welchen es stets stiller und einsamer wird.
Traurig flüstern auf ihm die Kränze der wenigen Edlen,
Todtenkränze nunmehr schöner verblichener Zeit.
Aber du wandle hinan getrost, und wäre dein Leben
Auch nur Feier des Tods schöner verblichener Zeit.
Kommt auf deinen Pfaden dir einst der Donner entgegen,
Dräuend im nächtlichen Flug, fahren Orkane dich an:
Freund, dann flattre dies Blatt vor deinen Blicken im Sturme,
Und es rausche dir zu: „Denke des liebenden Freunds!"

Vergänglichkeit.

Vom Berge schaut hinaus ins tiefe Schweigen
Der mondbeseelten schönen Sommernacht
Die Burgruine; und in Tannenzweigen
Hinseufzt ein Lüftchen, das allein bewacht
Die trümmervolle Einsamkeit,
Den bangen Laut: „Vergänglichkeit!“

„Vergänglichkeit!“ mahnt mich im stillen Thale
Die ernste Schaar bekreuzter Hügel dort,
Wo dauernder der Schmerz in Todtenmale,
Als in verlassne Herzen sich gebohrt;
Bei Sterbetages Wiederkehr
Befeuchtet sich kein Auge mehr.

Der wechselnden Gefühle Traumgestalten
Durchrauschen äffend unser Herz; es sucht
Vergebens seinen Himmel festzuhalten,
Und fortgerissen in die rasche Flucht
Wird auch der Jammer; und der Hauch
Der sanften Wehmuth schwindet auch.

Horch' ich hinab in meines Busens Tiefen,
„Vergänglichkeit!“ klagt's hier auch meinem Ohr,
Wo längst der Kindheit Freudenkläng' entschliefen,
Der Liebe Zauberlied sich still verlor;
Wo bald in jenen Seufzer bang
Hinstirbt der letzte frohe Klang.

Zögerung.

Beschritten schon von seinem Reiter,
Rafft auf der Weide noch das Roß
Die letzten Halme, will nicht weiter,
Bis ihm der Sporen scharfer Stoß
Gewaltig in die Seiten dringt
Und es im Sturm von dannen zwingt.

Und fühlt der Mensch mit bleichem Beben
Den Tod ihm sitzen am Genick,
So klammert sich sein Fuß ans Leben,
Er bettelt um den Augenblick,
Bis rauh der Tod die Geißel schwingt
Und ihn mit Macht von dannen zwingt.

An eine Dame in Trauer.

Vom Grabe deines treuen Mannes
Ist noch die Schaufel feucht;
O Weib, o nichts von einem Weibe!
Dein Aug' ist nicht mehr feucht?

Hinab! zuchtloses Blut der Wangen!
Ins Herz, du Schandeborn!
Kann dich des Gatten Tod nicht jagen,
So jage dich mein Zorn.

Das Thränenschild, den Flor herunter,
Mit dem du dich behängt!
In dieser Kneipe wird die Thräne,
Die edle, nicht geschenkt.

Einem Knaben.

Was trauerst du, mein schöner Junge?
Du Armer, sprich, was weinst du so?
Daß treulos dir im raschen Schwunge
Dein liebes Vögelein entfloh?

Du blickest bald in deiner Trauer
Hinüber dort nach jenem Baum,
Bald wieder nach dem leeren Bauer
Blickst du in deinem Kindestraum.

Du legst so schlaff die kleinen Hände
An deines Lieblings ödes Haus,
Und prüfest rings die Sprossenwände
Und fragst: „wie kam er nur hinaus?“

An jenem Baume hörst du singen
Den Fernen, den dein Herz verlor,
Und unaufhaltsam eilig dringen
Die heißen Thränen dir hervor.

Gib acht, gib acht, o lieber Knabe,
Daß du nicht dastehst trauernd einst,
Und um die beste, schönste Habe
Des Menschenlebens bitter weinst!

Daß du die Hand, die sturmerprobte,
Nicht legst, ein Mann, an deine Brust,
Darin so mancher Schmerz dir tobte,
Dir säuselte so manche Lust;

Daß du die Hand mit wildem Krampfe
Nicht drückest deinem Busen ein,
Aus dem die Unschuld dir im Kampfe
Entflohn, das scheue Vögelein.

Dann hörst du flüstern ihre leisen
Gesänge aus der Ferne her;
Neigst hin dich nach den süßen Weißen:
Das Vöglein aber kehrt nicht mehr! —

Abschied.

Lied eines Auswandernden. vgl. XXIV.

Sei mir zum letztenmal gegrüßt,
Mein Vaterland, das, feige dumm,
Die Ferse dem Despoten küßt,
Und seinem Wink gehorchet stumm.

Wohl schlief das Kind in deinem Arm;
Du gabst, was Knaben freuen kann;
Der Jüngling fand ein Liebchen warm;
Doch keine Freiheit fand der Mann.

Im Hochland streckt der Jäger sich
Zu Boden schnell, wenn Wildesschaar
Heran sich stürzet fürchterlich;
Dann schnaubt vorüber die Gefahr:

Mein Vaterland, so sinkst du hin;
Rauscht deines Herrschers Tritt heran,
Und lässest ihn vorüberziehn,
Und hältst den bangen Athem an. —

Fleug, Schiff, wie Wolken durch die Luft,
Hin, wo die Götterflamme brennt!
Meer, spüle mir hinweg die Kluft,
Die von der Freiheit noch mich trennt!

Du neue Welt, du freie Welt,
An deren blüthenreichem Strand
Die Flut der Tyrannei zerschellt,
Ich grüße dich, mein Vaterland!

Am Grabe eines Ministers.

Du fuhrst im goldnen Glückeswagen
Dahin den raschen Trott,
Von keuchenden Lüsten fortgetragen,
Und dünktest dir ein Gott!

Wie flogen des Pöbels Rabenschwärme
Dir aus dem Weg so bang,
Da sie hörten der Geißel wild Gelärme,
Der Redner Donnerklang!

Ein weinender Bettler, stand am Wege
Das arme Vaterland,
Und flehte dich an um milde Pflege
Mit aufgehobner Hand;

Doch wie auch klagte die bittre Klage,
Wie auch die Thräne rann:
Du triebst mit gellendem Geißelschlage
Vorüber dein Gespann! —

„Halt!" schlug nun eine grause Stimme
An dein entsetztes Ohr,
Es stürzt' ein Räuber mit Hohn und Grimme,
Der Tod, vom Wald hervor,

Und hieb die Stränge mit scharfem Schwerte
Vom Wagen, riß mit Macht
Dich fort, trotz Flehen und Angstgeberde,
In seine finstre Nacht.

Das Vaterland mit Lachen und Singen
Hält Wacht an deinem Grab,
Scheucht Thränen und Seufzer und Händeringen
Fort mit dem Bettelstab!

Der Indifferentist.

Ob du, ein Sokrates, den Schierlingsbecher
Aufs Wohl des Vaterlandes lächelnd trinkst;
Ob du, ein schnöder, teuflischer Verbrecher,
Vom Henkerbeil getroffen, fluchend sinkst;

Ob dein Genie sein Werk den raschen Zeiten
Geschleudert, ein Gebirg, in ihre Bahn,
Daß sie an seinem Fuß vorüberschreiten,
Und grauend seine Gipfel starren an;

Ob nichts dein langes Leben war hienieden,
Als für's Gewürm des Grabes eine Mast;
Ob du, der Menschheit Fesseln anzuschmieden,
Ein toller Held, die bange Welt durchrast:

Ist just so wichtig, als: ob nur im Kreise
Einförmig stets das Aufgußthierchen schwimmt,
Ob es vielleicht nach rechts die große Reise,
Vielleicht nach links im Tropfen unternimmt.

In das Stammbuch einer Künstlerin.

Erinnerung an einen Spaziergang.

Nach langem Wege durch die Sommerschwüle
Rauscht' uns ein Wald entgegen seinen Gruß,
Und übergoß die Luft mit süßer Kühle,
Die Blätternacht mit ihrem Labekuß.
Und wie wir aus den heißen, hellen Triften,
Wo mühend sich der Mensch dem Leben weiht,
Ins Waldgeheimniß weiter uns vertieften,
Und in den Schatten Gottes Einsamkeit; —
So flohen deine heiteren Gespräche
Fort von des Lebens wüstem, steilen Hang
Waldein, und wanden sich als klare Bäche
Durchs Labyrinth der Kunst mit leisem Klang.
Auf ihren Wellen bebten die Gestalten
Von all den Blumen, die ihr Lauf berührt;
Ich aber sah, nachhängend ihrem Walten,
Die froherstaunte Seele mir entführt.

Unmögliches.

Bevor mein Blick den Zauber noch getrunken,
Der, wie die Farbenpracht am Demant glüht,
Dich tausendfach, doch immer neu, umblüht,
Horcht' ich dem Freund, in Ahnungen versunken.
Wir sehn des Berges Haupt in Purpur prangen,
Wenn schon die Sonne sank und Dämmerung
Den Hain umflort: so strahlt Erinnerung
An dich, Geliebte, von des Freundes Wangen.
Begeistert taucht' er in des Busens Tiefen
Den Pinsel und er malte warm und mild
Dem sel'gen Horcher dein entzückend Bild,
Gefühle weckend, die seit lange schliefen.
Doch wie's dem Dichter nimmer will gelingen,
Des Busens Drang ins enge Wort zu zwingen,
Hinüber uns in seine Welt zu singen;
So hat der Freund vergebens dich gemalt,
Sie nicht erreicht, die göttliche Gestalt,
Und deiner Seele stille Allgewalt.

Einem Ehrsüchtigen.

Laß das Ringen nach der Ehre;
Lieber all dein heißes Streben
In den eignen Busen kehre,
Und du lebst ein schönres Leben.

Frage.

O Menschenherz, was ist dein Glück?
Ein räthselhaft geborner,
Und, kaum gegrüßt, verlorner,
Unwiederholter Augenblick!

Mein Stern.

Um meine wunde Brust geschlagen
Den Mantel der Melancholei!
Flog' ich, vom Lebenssturm getragen,
An dir, du Herrliche, vorbei.

Vom Himmel deiner Augen stiegen
Wie Engel Thränen niederwärts
An deinen holdgerührten Zügen,
Und priesen mir dein gutes Herz.

Und alle Welten um mich schwanden,
Mein Leben starrt' in seinem Lauf,
Im süßempörten Busen standen
Die alten Götter wieder auf.

Da riß der Sturm von dir mich nieder
Hinaus in seine wüste Nacht;
Doch strahlt nun Frieden auf mich nieder
Ein Stern mit ewig heller Pracht.

Denn, wie vom Tode schon umfangen,
Der Jüngling nach der holden Braut
Die Arme streckt mit Glutverlangen
Und sterbend ihr in's Auge schaut:

So griff nach deinem holden Bilde
Die Seele, schaut es ewig an,
Sieht nichts vom trüben Erdgefilde,
Fühlt nicht die Dornen ihrer Bahn.

Entriss' auch einst der Tod mir strenge,
Was mir das Leben Liebes gab;
Er nehm' es hin! doch Eines ränge —
Ich ränge kühn dein Bild ihm ab.

Der Selbstmord.

Scheitert unsre Brust an Klippen,
Hingeschellt von Sturmeswuth;
Trinkt mit aufgerissnen Lippen
Unsre Wunde Schmerzensflut;

Schöpft das Herz dann hastig bange
Aus der Brust den Thränenguß,
Weil es sonst, vom Wellendrange
Ueberströmt, versinken muß:

Dann wird auch der Sturm beschworen,
Helle wird die Finsterniß,
Es verkünden milde Horen
An der Brust den Wundenriß.

Aber ist das Herz ein zages,
Wenn die Brust die Woge trinkt,
Starrt es ob des Klippenschlages
Störrisch, müßig — und versinkt.

Ist's ein wildes, ungezäumtes,
Wird es im Tumulte scheu,
Todestrunken glüht und schäumt es,
Und zertrümmert sein Gebäu.

Wenn dann auch der Himmel heiter
Und mit lindem Hauche weht,
Sanft der Strom hinwiegt die Scheiter;
Für die Todten ist's zu spät.

Doch ihr Schifflein, hört, ihr andern!
Seid ihr auch dem Sturm entwischt,
Ruhig mögt ihr weiter wandern,
Aber nicht gehöhnt, gezischt:

„Wie der Nachen ward zertrümmert!
Wie das Herz im Strom ersoff!
Warst wohl auch zu leicht gezimmert!
Warst wohl auch aus schlechtem Stoff!"

Hütet euch, ihr andern, hütet!
Denkt an eurer Fahrten Rest;
Denn die Nacht der Zukunft brütet
Manchen Sturm im dunkeln Nest.

Reiterlied.

Wir streifen durchs Leben im schnellen Zug,
Ohne Rast wie die stürmische Welle;
Wir haschen die Frucht im Vorüberflug,
Und schlummern nicht ein an der Quelle;
Wir pflücken die Rose, wir saugen den Duft,
Und streuen sie dann in die flatternde Luft.

Der Friedliche sitzet und lauert bang,
Bis das Glück ihm poch' an die Thüre.
Noch späht er beim Sterbeglöckleinklang,
Ob das Glück an der Klinke nicht rühre;
Wohl rührt sich die Klink' und es tritt herein,
Erschrick nicht, du Armer — es ist Freund Hein!

Der Reiter verfolgt das entlaufende Glück,
Er faßt's an den fliegenden Locken
Und zwingt es zu sich auf den Sattel zurück,
Und umschlingt es mit wildem Frohlocken:
„Mußt reiten mit mir durch Nacht und Graus,
Durch Strom und Geklüft zum blutigen Strauß!"

Wir sprengen hinein in die laute Schlacht,
Es tanzen die wiehernden Rosse
Dahin, wo der Donner am stärksten kracht,
Weit voran dem trippelnden Trosse:
Dem Reiter kredenzt auf sein stürmisch Gebot
Den ersten, den feurigsten Trunk der Tod!

An J. Klemm.

O säume nicht, mit Wein, Gesang und Kosen
Dein Herz zu frischen! sieh, die Jugend flicht
In deinen Strauß schon ihre letzten Rosen,
Bald wendet sie das holde Angesicht,
Und flieht und schwindet tief und tiefer immer
Im Hain Vergangenheit — und kehret nimmer.

Dann gilt's, empor zur Lebenshöh' zu dringen,
Dann hörst du hinter dir im Blüthenthal
Das „Gaudeamus igitur!" verklingen,
Und deine Bahn wird glühend, schroff und kahl:
Am Strauße, den die Jugend dir gewunden,
Ist bald so Duft wie Farbenpracht verschwunden.

Doch wallst du einst zur Abendherberg nieder,
Tränkt kühler Thau den welken Blumenstrauß,
Dann blüht er neu mit Duft und Farbe wieder;
Du setzest müde dich vors stille Haus,
Spielst mit dem Strauß, dem Kinde schöner Zeiten,
Und schlummerst ein — die Blumen dir entgleiten.

Zuflucht.

Thut man Kindern was zu Leide,
Fliehn zur Mutter sie voll Schrecken,
Sich in ihrem Faltenkleide
Vor dem Quäler zu verstecken.

Weiche Herzen bleiben Kinder
All ihr Leben, und es falle
Ihnen auch das Loos gelinder,
Als den Herzen von Metalle.

Jagt sie Unglück, wie zum Fluche,
Fliehn sie bang und immer bänger,
Bis sie hinterm Leichentuche
Sich verbergen ihrem Dränger.

Der Greis.

Durch Blüthen winket der Abendstern,
Ein Lüftchen spielt im Gezweige;
Der Greis genießt im Garten so gern
Des Tages süße Neige.

Dort seine Enkel, sie jagen frisch
Im Grase hin und wieder;
Die Vöglein singen im Gebüsch
Nun ihre Schlummerlieder.

Es lieben Kinder und Vögelein,
— Die Glücklichsten auf Erden! —
Bevor sie Abends schlafen ein,
Noch einmal laut zu werden.

Da schlängelt der schnelle Kinderkreis
Sich blühend durch blühende Bäume,
Sie gaukeln um den stillen Greis
Wie selige Jugendträume.

Sein Auge folgt am Wiesenplan
Der Unschuld fröhlichen Streichen;
Da jauchzt ein Knabe zu ihm heran,
Ihm eine Blume zu reichen.

Der Alte nimmt sie lächelnd hin
Und streichelt den schönen Jungen!
Und will liebkosend ihn näher ziehn;
Der aber ist wieder entsprungen.

Und wie der Greis nun die Blume hält
Und ansieht immer genauer,
Ihn ernstes Sinnen überfällt,
Halb Freud' und milde Trauer.

Er hält die Blume so inniglich,
Die ihm das Kind erkoren,
Als hätte seine Seele sich
Ganz in die Blume verloren;

Als fühlt' er sich gar nah verwandt
Der Blume, erdentsprossen,
Als hätte die Blum' ihn leise genannt
Ihren lieben, trauten Genossen.

Schon spürt er im Innern keimen wohl
Das stille Pflanzenleben,
Das bald aus seinem Hügel soll
In Blumen sich erheben.

Der Unbeständige.

Daß ich dieß und das beginne,
Heute grad und morgen quer,
Gegen das, was heut ich minne,
Morgen richte Spieß und Speer:

Sollte das so sehr dich wundern,
Du *mein* consequenter Mann?
Keiner von den Erdenplundern
Lange mich behalten kann!

Heute bin ich zum Exempel
Ganz ein Metaphysikus;
Morgen schallt in Themis Tempel
Mein unstäter Menschenfuß.

Heute steh' ich Nachts am Giebel,
Suche Jungfrau, Stier und Bär;
Morgen les' ich in der Bibel,
Uebermorgen im Homer.

Blickt mein Geist im Wissensdrange
Durch ein Fenster in die Welt,
O dann paßt er auch nicht lange,
Sieht er drinnen nichts erhellt;

Und er guckt zu einem andern
In die finstre Welt hinein!
Muß von hier auch weiter wandern,
Nirgends auch nur Lampenschein!

Freilich, wenn du unabwendig
Starrest in dasselbe Loch,
Wird's vor deinem Blick lebendig,
Dein Ausharren lohnt sich doch;

Denn die Augen dir erlahmen,
Und Gespenster malen sich
In des Fensters leeren Rahmen:
Und man nennt den Weisen dich.

Abendheimkehr.

Sein Bündel Holz am Rücken bringt
Der Arme heimgetragen;
Der frohe Knecht die Geißel schwingt
Am erntevollen Wagen.

Die milchbeladne Heerde wiegt
Sich in die trauten Ställe;
Mit Scherz und Kuß zur Dirne fliegt
Der lustige Geselle.

Von Feld und Walde pfeift nach Haus
Der Jäger dort, der rasche;
Und Has' und Wachtel guckt heraus,
Zu prahlen, aus der Tasche.

Den Dichter sieht man aus der Nacht
Der Eichen selig schwanken;
Er taumelt fort mit seiner Tracht
Unsterblicher Gedanken.

Vanitas.

Eitles Trachten, eitles Ringen
Frißt dein bischen Leben auf,
Bis die Abendglocken klingen,
Still dann steht der tolle Lauf.

Gastlich bot dir auf der Reise
Die Natur ihr Heiligthum;
Doch du stäubtest fort im Gleise,
Sahst nach ihr dich gar nicht um.

Blüthenduft und Nachtigallen,
Mädchenkuß und Freundeswort
Riefen dich in ihre Hallen;
Doch du jagtest fort und fort.

Eine Thörin dir zur Seite
Trieb mit dir ein arges Spiel,
Wies dir stets ins graue Weite:
„Siehst du, Freund, dort glänzt das Ziel!"

War es Gold, war's Macht und Ehre,
Was sie schmeichelnd dir verhieß:
Täuschung war's nur der Hetäre,
Eitel Tand ist das und dieß.

Sieh! noch winkt sie dir ins Weite,
Und du wardst ein alter Knab!
Nun entschlüpft dir dein Geleite,
Und du stehst allein — am Grab.

Kannst nicht trocknen mehr die Stirne,
Da du mit dem Tode ringst;
Hörst nur ferne noch der Dirne
Hohngelächter — und versinkst!

Fragmente.

Der Jüngling.

Der Jüngling stoßt vom Strand im leichten Kahne,
Die Sehnsucht hat die Segel ihm gebreitet;
Wie rasch im Phantasieen-Oceane,
Von Westen fortgekost, dahin er gleitet!
Schon weht auf neuen Welten seine Fahne,
Wo selig er durch Paradiese schreitet
Und Blumen pflückt, wie nimmer sie geboren
Im reichsten Lenz die heimathlichen Horen.

„Willkommen, Jüngling, von der fernen Reise!"
Begrüßt ihn tückisch wieder nun das Leben,
Und kosend naht ein Weib, unmerklich leise
Der Liebe Gaukelmacht um ihn zu weben.
Sie hält ihn festgebannt in ihrem Kreise
Mit Seufzerformeln, heuchelndem Ergeben:
Froh schmückt er ihr mit seinen Traumesblüthen
Die Brust, um welche Todeslüfte brüten.

Der falsche Freund.

„O sei mein Freund!" so schallt's vom Heuchelmunde
Dem Falschen, der mit heimlichem Behagen
Den Vortheil überzählt von solchem Bunde;
Du traust ihm, und — schon hast du eingeschlagen,
Ein edler Thor! Naht einst die Wetterstunde,
So siehst den Schurken du mit bleichem Zagen
In seines Ichs bequeme Hütte springen,
Hinausgesperrt magst mit dem Sturm du ringen.

Die schlimme Jagd.

Das edle Wild der Freiheit scharf zu hetzen,
Durchstöbert eine finstre Jägerbande
Mit Blutgewehren, stillen Meuchelnetzen
Der Wälder Heiligthum im deutschen Lande.

Das Wild mag über Ström' und Klüfte setzen,
Und klettern mag's am steilen Klippenrande:
Der Waidruf schallt durch Felsen, Ström' und Klüfte,
Empört verschleudern ihn die deutschen Lüfte.

Der feile Dichter.

Die Muse muß zur Metze sich erniedern,
Der Dichter sendet sie zum Mäcenaten,
Und, frechgeschürzt, mit schaugestellten Gliedern,
Der Göttlichkeit vergessend, tief entrathen,
Umtanzt sie ihn mit schnöden Schmeichelliedern,
Liebäugelnd mit den blinkenden Ducaten.
Sie muß den Gott in ihm zum Schlaf bethören,
Das Thier zu wilder Glut und Flamm' empören.

Auf einen Professor philosophiae.

Seht ihr den Mann mit stäubender Perrücke?
Wie sprudelt ihm die hochgelahrte Kehle!
Seht, an der morschen Syllogismenkrücke
Hinkt Gott in seine Welt; die Menschenseele
Ist ewig, denn sie ist aus *einem* Stücke!
Und daß der Argumente keines fehle,
Hat er ein weises *ergo* noch gesprochen:
Der Mensch ist frei, die Fesseln sind gebrochen!

Theismus und Offenbarung.

Vom Saatenfeld die Lerche zieht
Froh himmelwärts mit ihrem Lied;
Die Stolze meidet Busch und Baum,
Der Blüthen schönen Frühlingstraum,
Durch deren säuselndes Gewimmel
Hereinblickt der *gebrochne* Himmel;
Sie sucht den vollen Morgenschein,
Sie will bei ihren Liederfesten
Dem Himmel auch von Blüthenästen
Entgegen nicht *gehalten* sein.

Doch sucht die holde Nachtigall
Der Blüthen heimliche Verwahrung;
Ihr weckt den süßern Liederschall
Der Liebe Frühlingsoffenbarung.

Abmahnung.

Laßt ab, laßt ab! bauwüthig rauhe Leute,
Und störet mir die liebe Stelle nimmer,
Wo spielend sich des Städtchens Jugend freute
In seines Glückes flücht'gem Morgenschimmer.

Hier spielten eure Väter, eure Ahnen;
Hier hat sie abgerufen einst das Leben
Auf seines Ernstes dornenvolle Bahnen;
O wollet euch der Stelle fromm begeben!

Wohl heilig ist zu achten solche Stätte,
Wo sich vom Ahn zum fernen Kind gewunden
Der Jugendspiele goldne Freudenkette,
Wo viele lebten ihre liebsten Stunden.

Doch wollt ihr bauen, bauet Kirchhofwände,
Daß man den Todten hier zu seinem Grabe,
Zugleich zur Stätte seiner Jugend sende,
Daß er sein Bestes hier beisammen habe!

Warnung und Wunsch.

Lebe nicht so schnell und stürmisch;
Sieh den holden Frühling prangen,
Höre seine Wonnelieder;
Ach, wie bleich sind deine Wangen!

Welkt die Rose, kehrt sie wieder;
Mit den lauen Frühlingswinden
Kehren auch die Nachtigallen;
Werden sie dich wiederfinden? —

„Könnt' ich leben also innig,
Feurig, rasch und ungebunden,
Wie das Leben jenes Blitzes,
Der dort im Gebirg verschwunden!"

Waldestrost.

Im Walde schleicht ein alter Mann,
Allein mit seinem Leid,
Er ist so ärmlich angethan
Mit einem Lodenkleid.

Er blickt so traurig um sich her,
An seinen Stab gelehnt;
Dem Manne ist's im Herzen schwer,
Wonach er wohl sich sehnt?

Den Bäumen nimmt der Herbst das Laub,
Der Tod im Walde tost,
Der Alte starret in den Staub,
Als sucht' er dort sich Trost.

Vom Dickicht rauscht vor ihn ein Reh,
Und hält, und will nicht fliehn,
Als wär's gerührt von seinem Weh,
Als wollt' es trösten ihn.

Schau tief dem Reh, du armer Mann,
In seinen Kindesblick,
Vielleicht der Blick dir lindern kann
Dein trauriges Geschick!

Der Unentbehrliche.

Könnt' ich tausendfach mich theilen,
Schnell mit allen Winden eilen,
Ueberall zugleich zu walten,
Wo's die Welt gilt zu gestalten!
Würden nicht durch meine Kräfte
Rasch gedeihn der Zeit Geschäfte?
Doch, so läßt mich mein Geschick
Schauen nur im Zeitungsblick;
Ohne mich in fernen Reichen
Die verlassnen Völker schleichen! —
Von den Sternen möcht' ich wissen,
Ob sie mich nicht schwer vermissen?

An Fräulein Charlotte von Bauer.

Bei Uebersendung meiner Gedichte.

Laß dich von dem bunten Häuflein
Meiner Herzenskinder grüßen!
Ist darunter auch ein Teuflein,
Schmiegt es sich zu deinen Füßen.
Wenige davon sind munter,
Und die meisten werden kommen
Ernst und mürrisch, Kopf vorunter;
Doch es fehlt auch nicht an frommen.
Aber wenn dir von dem Völklein
Hier die tollen und verwegnen,
Dort leichtfertige begegnen,
Wie verblas'ne Pfeifenwölklein;
Oder wenn dir meine Kleinen
Plötzlich oft zusammenschaudern,
Gar zu viel vom Tode plaudern,
Wenn sie dir im Hause weinen:
Greife mächtig ins Klavier,
Zauberin im Klangrevier,
All den Braus mit deinen Tönen
Mildmelodisch zu versöhnen.
Könnt' ich dann dich still belauschen,
Wie der Töne rasche Wellen
Unter deinen Fingern quellen
Und bewundernd dich umrauschen!

Schwärmer.

Diese Blumen ohne Duft und Farben,
Und von ihr, an deren Brust sie starben,
In den Staub geworfen und vergessen,
Magst du sie noch an die Lippen pressen?
Soll die Blüthe ihnen wiederkehren,
Daß du sie bethaust mit Liebeszähren?
Schwärmer, den ein welkes Blatt entzückt,
Das im Spiel ein schönes Kind zerknickt!

„Schwärmer! denkst du noch an jene Leiche?
O wie mochtest du die welke, bleiche

Ueberweinen und zur Lippe pressen!
War sie nicht verlassen und vergessen
Von der schönen Seel' in flücht'ger Eile,
Die damit gespielet kurze Weile?"

An einen Langweiligen.

Unnahbar sind die Mächte, unbezwingbar,
Die dir getreu, gleich Sklaven, schwerbejochten,
An deine Ferse, deinen Wink geflochten,
Zu mächtig schier, als daß sie mir besingbar.
Mein Saitenspiel auch darf nur zagend hoffen,
Von ihrem Sieg zu bleiben ungetroffen.

Doch Tyrannei ist Mutter der Empörung;
Drum wagt' ich einst mit lustigen Gesellen,
Gemacht, den Kater Cato selbst zu prellen
Um einen Schwank, — wir wagten die Verschwörung,
Uns in der Schenk' an deinen Tisch zu setzen,
Mit Scherz und Witz dich einmal scharf zu hetzen.

Weh uns! da quoll der Murmelbach der Rede
Hervor aus deines Kopfes finstrer Nacht,
Und unsre plänkelnde Vorpostenwacht,
Der Scherz, der Witz erlagen in der Fehde;
Von Wassergeistern ward der Witz umnebelt,
Von ihnen ward im Hui! der Scherz geknebelt.

Da trat, für uns zu Schmach und argem Spotte,
Die hohe Fürstin der Dämonenschaar,
Mit faulen Schritten, trägem Zottelhaar,
Es trat aus deines Hirnes Felsengrotte
Die Langeweile, griff uns ohne Gnade,
Des Murmelbaches gähnende Najade.

Stille Sicherheit.

Horch, wie still es wird im dunkeln Hain,
Mädchen, wir sind sicher und allein.

Still versäuselt hier am Wiesenhang
Schon der Abendglocke müder Klang.

Auf den Blumen, die sich dir verneigt,
Schlief das letzte Lüftchen ein und schweigt.

Sagen darf ich dir, wir sind allein,
Daß mein Herz ist ewig, ewig dein!

Waldgang.

Ich ging an deiner Seite
In einem Buchenhaine;
Ein störendes Geleite
Ließ nimmer uns alleine.

Und mußten wir zurücke
Ins Herz die Worte pressen,
Uns sagten unsre Blicke,
Daß wir uns nicht vergessen.

Und sehn wir uns nicht wieder
In diesem Erdenleben,
Dich werden meine Lieder
Verherrlichend umschweben.

Das Bächlein trieb hinunter
Der Wellen rasche Tänze,
Und rauschend flocht und bunter
Der Herbst der Wehmuth Kränze.

Doch aus des Walds Verdüstern,
Den Stimmen des Vergehens,
Hört' ich die Hoffnung flüstern
Des ew'gen Wiedersehens.

Scheideblick.

Als ein unergründlich Wonnemeer
Strahlte mir dein tiefer Seelenblick;
Scheiden mußt' ich ohne Wiederkehr,
Und ich habe scheidend all mein Glück
Still versenkt in dieses tiefe Meer.

Bestattung.

Schöner Jüngling, bist als Held gefallen;
Sieg und Ruhm in deiner letzten Stunde
Fächeln dir die heiße Todeswunde,
Draus die Seele muß von hinnen wallen.

An den Schultern narbenvolle Viere
Tragen dich auf deinen Grabeswegen,
Zu der Trommel trauerdumpfen Schlägen
Folgen finster deine Grenadiere.

Schöner Jüngling, dir am Grabe schallen
Ehrend die Kanonen ihr Geschmetter,
Wie im Walde sommerschwüle Wetter
Auf den todten Frühling niederhallen!

Lebewohl an Eugenie.

Lebewohl! ach jene Abendstunde,
Und mein Glück ist schnell verrauscht,
Wie das holde Wort aus deinem Munde,
Dem mein zitternd Herz gelauscht;
Wie der Wellen dunkle Sprachen,
Die umbrausten unsern Nachen.

Lebewohl! kein räuberisch Geschicke
Meinem Herzen rauben kann,
Wie in deinem seelentiefen Blicke
Auf mein Glück der Himmel sann.
Stund' und Welle rauschten nieder,
Und wir sehen uns nicht wieder!

Aus!

Ob jeder Freude seh' ich schweben
Den Geier bald, der sie bedroht;
Was ich geliebt, gesucht im Leben,
Es ist verloren oder todt.

Fort riß der Tod in seinem Grimme
Von meinem Glück die letzte Spur;
Das Menschenherz hat keine Stimme
Im finstern Rathe der Natur.

Ich will nicht länger thöricht haschen,
Nach trüber Fluten hellem Schaum,
Hab' aus den Augen mir gewaschen
Mit Thränen scharf den letzten Traum.

Vermischte Gedichte.

Neue Folge.

Laß mich ziehn!

Ich bin kein Freund von Sterbensehen;
Wenn deine Liebe soll vergehen,
So sterbe sie allein, ich will
Mit meiner sein allein und still.

Gedächtniß weiß getreu von Jahren
Die Liebeszeichen zu bewahren;
Wenn eins dir nach dem andern weicht,
Seh' ich, wie Tod dein Herz beschleicht.

Du merkst es nicht, viel ist geblieben;
O Gott! es war ein reiches Lieben!
Viel hat der Tod zu knicken doch,
Bis Alles aus; er knickt es noch.

Du merkst es nicht; mein sind die Schmerzen;
Doch leichter wird es deinem Herzen,
Da du von mir dich scheidest los,
Denn Lieben ist ein banges Loos.

Wie Tod sich mag mit Liebe messen,
Bei dir, die ich nicht kann vergessen,
Will ich's nicht schau'n, wenn ich's auch seh'
Im Schmerze, daß allein ich steh'.

Gut ist's, vor's Aug' die Hände schlagen,
Ist nicht ein Anblick zu ertragen;
O könnte so das Herz dem Licht
Entfliehn beim Anblick, der es bricht!

Ich glaub' es nicht, daß deiner Seele,
Der schönsten, ew'ge Liebe fehle;
Doch traur' ich, bis die Gruft mich deckt,
Daß meine Lieb' sie nicht geweckt.

Zweifel und Ruhe.

Der Mensch auf halbem Weg entschlief
Im Schatten eines alten Baumes,
In Banden eines süßen Traumes,
Schlief manche Wanderstunde tief.
Das Laub des Baumes rauschte mild
Und bat den Schlaf: o bleibe lang!
Zum Traume sprach der Vögel Sang:
O male fort dein buntes Bild;
Daß uns der Schläfer nicht erwache,
Er weile unter diesem Dache!

Da kam der Zweifel, ihn zu wecken;
Er klopft ihm auf die Schulter sacht
Und spricht: steh auf, bevor es Nacht,
Zum Ziele sind noch weite Strecken.
Ich bin dein Freund, ein rauher zwar,
Doch treu, und warne vor Gefahr.

Er führt ihn fort durch stille Haiden,
Wo Lust und Zier des Lebens scheiden,
Natur blüht abseit seinem Herzen,
Ihn fassen unversöhnte Schmerzen.
Wie sonst vom stillen Haideland
Der Wandrer Vögel scheucht empor,
So rauscht ihm an des Zweifels Hand
Von Fragen auf ein wilder Chor,
Die schreiend fort zur Ferne dringen,
Doch Antwort nicht zurück ihm bringen.
Dann wird es öder, stiller immer,
Dämm'rung versagt den letzten Schimmer;
Der Wandrer schreitet trüb und sacht
Mit seinem Führer durch die Nacht.

Doch wenn ihm auf dem Gang nicht graut,
Und wenn er kräftig horcht und schaut

In seines Herzens tiefsten Grund,
So wird ihm hier der Himmel kund.
Da unten strömt der ew'ge Quell,
Da klingt es hold, da strahlt es hell,
Er schaut den Brunnen und das Meer,
Und frägt nicht mehr: wohin? woher?

Mein Herz.

Schlaflose Nacht, der Regen rauscht,
Sehr wach ist mir das Herz und lauscht
Zurück bald nach vergangnen Zeiten,
Bald horcht es, wie die künft'gen schreiten.

O Herz, dein Lauschen ist nicht gut;
Sei ewig, Herz, und hochgemuth!
Da hinten ruft so manche Klage,
Und vorwärts zittert manche Frage.

Wohlan! was sterblich war, sei todt!
Naht Sturm! wohlan! — wie einst das Boot
Mit Christus Stürme nicht zerschellten,
So ruht in dir der Herr der Welten.

Lenz.

Die Bäume blühn,
Die Vöglein singen,
Die Wiesen bringen
Ihr erstes Grün.

Schier thut's mir leid,
Zu treten die Erden
Und ihr zu gefährden
Ihr neues Kleid.

Sie hat nicht Acht,
Ob Knospenspringen
Und Frühlingssingen
Mich traurig macht.

Das Kreuz.

Ich seh' ein Kreuz dort ohne Heiland ragen,
Als hätte dieses kalte Herbsteswetter,
Das stürmend von den Bäumen weht die Blätter,
Das Gottesbild vom Stamme fortgetragen.

Soll ich dafür den Gram, in tausend Zügen
Rings ausgebreitet, in ein Bildniß kleiden?
Soll die Natur ich, und ihr Todesleiden
Dort an des Kreuzes leere Stätte fügen?

Nüchterner Blick.

Im Grund begraben wird hier, dort gefunden
Vergangner Pflanzen steingewordne Spur,
Gebein von Thierart, die vorlängst entschwunden,
Die abgelegten Kleider der Natur.
Und wollt ihr dann in staunenden Gedanken
Die Gliedermassen euch zusammenfügen,
Sind's Riesen, überragend alle Schranken,
Ihr schaut Urwelt in großen Schreckenszügen.
Der Riese wandelt — und es bebt der Grund;
Er zürnt — sein Sturmesodem glüht und qualmt,
Von seinem Tritt wird jeder Feind zermalmt;
Wie freut ihr euch, daß todt der große Fund!
So dünkt euch schier des Mittelalters Glaube
Ein Ungethüm, das einst von Land zu Land
Verheerend zog, und von der Erde schwand;
Ihr wünscht dem Tode Glück zu seinem Raube.
Doch stehn, von allen Stürmen unerschüttert,
Die Münster da, der klugen Zeit ein Grauen,
Wie hohe Felsenkrippen anzuschauen,
Wo jenes Ungeheuer ward gefüttert.

Einem Autographensammler.

Fährtenkundig, kennt der schlaue
Jäger aus der Spur im Schnee
Von dem Hirsche, Wolf und Reh
Die verrätherische Klaue.

Ja! das Pedescript des Wildes
Gibt ihm auf dem weißen Grund
Auch des Thieres Größe kund
Im Contour des Klauenbildes.

Aus dem Schnitt der Fährtenränder
Weiß der Waidmann scharf genau,
Wer gewandelt durch die Au:
Spießer oder Sechzehnender.

Meinst du, Autographenheger,
Daß dein Blick in dieser Schrift
Spuren meines Geistes trifft,
Wie das Wild beschleicht der Jäger?

Der Räuber im Bakony. *

Der Eichenwald im Winde rauscht,
Im Schatten still der Räuber lauscht,
Ob nicht ein Wagen auf der Bahn
Fern rollt heran.

Der Räuber ist ein Schweinehirt,
Die Heerde grunzend wühlt und irrt
Im Wald herum, der Jäger steht
Am Baum und späht.

Er hält den Stock mit scharfem Beil
In brauner Faust, den Todeskeil:
Worauf der Hirt im Wurfe schnellt
Sein Beil, das fällt.

Wählt aus der Heerd' er sich ein Stück,
So fliegt die Hacke ins Genick,
Und lautlos sinkt der Eichelmast
Entseelter Gast.

Und ist's ein Mensch mit Geld und Gut,
So meint der Hirt: es ist sein Blut
Nicht anders, auch nur roth und warm,
Und ich bin arm.

* Wald in Ungarn.

Das Dilemma.

Er streckt dir sein Dilemma stracks entgegen;
Ist's eine Gabel, logisch mich zu spießen?
Sind's Arme zwei, die Wahrheit einzuschließen? —
So zweifelst du, verschüchtert und verlegen.

Mich aber mahnt der Zweizack dieses Weisen
An eine Fahrt auf mondbestrahlten Bahnen;
Ein Fuhrwerk war's, wie bei den Altgermanen
Ein schlichter König pflegt' umherzureisen.

Sacht ging es fort auf heugewohntem Wagen,
Der Bauer ließ die Ochsen langsam schreiten:
Die Nacht ist schön, und durch die Seele gleiten
Die Bilder mit idyllischem Behagen.

Ha! zwischen des Gespannes Hörnern leuchtet
Das Horn des Mondes, scheinbar eingefangen,
Wie zwischen des Dilemma's beiden Stangen
Ein Himmelslicht dir eingeschlossen deuchtet.

Einem Freunde.

Spät hab' ich dich gefunden,
Und muß das Loos beklagen,
Das nicht in Jugendtagen
Mein Herz an dein's gebunden.

Verklungen sind die Feste,
Die Jugendträume ferne;
Wie hätt' ich sie so gerne
Mit dir getheilt, das Beste!

Und konnt' uns nicht vereinen
Der Lenz in seinen Blüthen,
So will's der Herbst vergüten
In seinen welken Hainen.

Der Luft entblätternd Wehen,
Der Himmel, kühler, trüber,
Macht, daß wir nicht vorüber
Am warmen Herzen gehen.

Auf eine holländische Landschaft.

Müde schleichen hier die Bäche,
Nicht ein Lüftchen hörst du wallen,
Die entfärbten Blätter fallen
Still zu Grund, vor Altersschwäche.

Krähen, kaum die Schwingen regend,
Streichen langsam; dort am Hügel
Läßt die Windmühl' ruhn die Flügel;
Ach, wie schläfrig ist die Gegend!

Lenz und Sommer sind verflogen;
Dort das Hüttlein, ob es trutze,
Blickt nicht aus, die Strohkapuze
Tief ins Aug' herabgezogen.

Schlummernd, oder träge sinnend,
Ruht der Hirt bei seinen Schafen,
Die Natur, Herbstnebel spinnend,
Scheint am Rocken eingeschlafen.

Die Korybanten.

Betäubendes Erzgerassel,
Und sprühendes Feuergeprassel,
Hoch kommen die Dämpfe geschnoben
Vom rollenden Opferherde
Der alten Göttin Erde,
Und ihre Priester — sie toben.

Wie einst sich selber entmannten
Berauschte Korybanten
In rasenden Lustgetümmeln,
So toben, mit Wuth geschlagen,
Erdpriester in unsern Tagen,
Bis sie sich geistig verstümmeln.

Als Rhea gebar den Kroniden
Für Hellas zum Heil und Frieden,

Erhoben ein Rauschen und Klingen
Des Kronos kecke Betäuber,
Daß der Götter Vater und Räuber
Das Zeuskind nicht möge verschlingen.

Drum geht im gräulichen Lärme
Entbrannter Kuretenschwärme
Der Muth mir nimmer verloren;
Es wird bei diesem Geschmetter
Für uns der olympische Retter,
Der neue Gott geboren.

Gedichte.

Zweites Buch.

Gestalten.

Der ewige Jude.

Ich irrt' allein in einem öden Thale,
Von Klippenkalk umstarrt, von dunklen Föhren;
Es war kein Laut im Hochgebirg zu hören,
Stumm rang die Nacht mit letztem Sonnenstrahle.

Für ernste Wandrer ließ die Urwelt liegen
In diesem Thal versteinert ihre Träume;
Dort sah ich einen Geier durch die Bäume
Wie einen stillen Todsgedanken fliegen.

Nun kam ein Regen; daß der Himmel weine,
Erkennt das Herz an kahlen Felsenriffen,
Wo es vom Regen traurig wird ergriffen,
Daß er nicht wecken kann die todten Steine.

So ruft umsonst ein Strom von heißen Thränen
Den Trümmern ausgetobter Leidenschaften:
Wach' auf, blüh' auf aus deinen Todeshaften,
O Liebe! süßes Quälen! Hoffen! Sehnen!

Das Erz nur kann ich aus den Schlacken zwingen,
Mit Lebensgluten es dem Tod entlocken
Und gießen zu lebend'gen Liedesglocken,
Die, wehmuthweckend, durch die Welt erklingen.

„Dahin, dahin des Lebens helle Stunden!
Mir nachtet's, Thal, wie dir! ich wollt' ich wäre
Versunken, eh' mein Licht versank, im Meere!"
Ich rief's und ließ aufbluten meine Wunden.

Und heft'ger regnet's; von erwachten Winden
Ward Wolk' an Wolke brausend zugetragen;
Wie zu des Herzens jüngsten Thränen, Klagen
Sich alter Schmerzen ferne Quellen finden. —

Stets dunkler ward's im Thale, lauter immer,
Sturzbäche durch die Felsengassen sprangen,
Es wimmerten die Winde, schluchtverfangen,
Und Donner schlug; — den Geier sah ich nimmer.

Wo war der Geier? wo der Todsgedanke?
Der Geier muß in einer Ritze ducken,
So lang die Klagen das Gebirg durchzucken;
Sein Leben fühlt und liebt im Schmerz der Kranke.

Nur Einem ist, ob schweigend oder stürmend,
Die Welt stets einerlei und stets zuwider,
Denn rastlos muß er wandern auf und nieder,
Jahrtausendhoch die Todeswünsche thürmend. — —

Schon sucht' ich in den Bergeseinsamkeiten
Ein Lager mir, da kam ein Rauch geflogen,
Als wär' er gastlich nach mir ausgezogen,
Zur waldversteckten Hütte mich zu leiten.

Ich späht' umher, bald sah ich Kerzenschimmer
Durch dunkle Tannen, hörte Menschenworte;
Bevor ich einschritt in die offne Pforte,
Blickt' ich durchs Fenster in das niedre Zimmer.

Ein Greis, bemüht, die braunen Rückenhaare
Zu einem Gemsbart waidgerecht zu schlichten,
Saß schweigend und wie sinnend auf Geschichten
Und Jägerstreiche seiner rüst'gen Jahre.

Hoch stand sein Sohn, vom Ruß die Büchse putzend,
Mit Schultern, die den Hirsch bergüber trügen,
Mit scharfen und entschlußgewohnten Zügen,
Wie sie der Raubschütz hat, dem Tode trutzend.

Die Hausfrau stand am Herd, die Mahlzeit kochend,
Rief durch die Thür herein, daß sie bald fertig,
Denn ihre Kinder saßen schon gewärtig,
Mit froher Ungeduld am Tische pochend.

Und ich empfand, als ich das Bild betrachtet:
Ein Herz, das Lieb' und Sorge dicht umhegen,
Ist glücklich; und ein Herz auf stolzen Wegen,
Auf Irrfahrt großer Wünsche — herb verschmachtet.

Der Hütte Noth manch' bunter Schmuck verhüllte;
Viel Heil'genbilder, Braut= und Taufgeschenke
Verzierten blank die Wände rings und Schränke,
Trinkgläser auch, vielleicht noch nie gefüllte.

Schön ist die Armuth, wenn sie, keusch verhangen,
Im rohen Sturm als eine Jungfrau schreitet,
Die Hüllen sorglich um die Blößen breitet,
Den Feind besiegend mit verschämten Wangen. —

Eintrat ich in die Stube, froh willkommen,
Dem Wildrer gab ich ehrlich meine Rechte,
Ihn nicht zu liefern an des Forstes Mächte,
Und ward zur Herberg herzlich aufgenommen.

Die Wirthe suchten ihren Gast zu ehren
Mit derber Kost, mit derben Jägerstücken,
Wie sie die Wächter und das Wild berücken,
Von Gemsen, wie sie fielen, Luchsen, Bären.

Der Schütze wies und pries mir seine Stutze,
Mit welchen schon sein Vater einst, der Alte,
Als frischer Jung' in diesen Bergen knallte;
Mir wies die Frau, was sie besaß an Putze.

Sie ließ mich, kindlich, bunten Flitter schauen;
Doch mehr als Ringlein, Perlenschnur und Spangen,
Hielt eine Münze meinen Blick gefangen
Und traf mein Herz mit wunderlichem Grauen.

Die Münze, bleiern, sah so traurig blinkend,
Fast wie ein brechend Auge, das Gepräge,
War Christus mit dem Kreuz am Leidenswege,
Nach Ruhe schmachtend und zusammensinkend.

Nie war ein Bild, gemalt vom heil'gen Schmerze,
In all den reichen kunstgeschmückten Hallen
So klagend an die Seele mir gefallen,
Wie dieses Bild, geprägt im grauen Erze.

Nun schien der Mond herein; die Kinder schliefen,
Der Alte murmelte den Abendsegen,
Dann ward es still; vorbei war Sturm und Regen,
Nur draußen hört ich noch die Tannen triefen.

Und als ich starrt' aufs mondbestrahlte Bildniß,
Ward mir, ob sich's in meiner Hand belebe,
Als ob sein Geist mit mir von hinnen schwebe,
Ich war hinausentrückt zur Felsenwildniß.

Und Alpenlerchen hört' ich jubelnd schmettern,
Und Adler sah ich steigen in die Lüfte,
Die scheue Gemse springen über Klüfte,
Den Jäger nach im Morgenrothe klettern.

Die Büchse knallt, die Gemse stürzt vom Felsen,
Sie hört nicht mehr das Echo donnernd wandern
Von Berg zu Berg; doch hören es die andern
Und lauschen schreckhaft mit gespannten Hälsen.

Des todten Thieres zitternde Genossen
Stehn still, so lang die Wiederhalle dauern,
Sie hören Schüsse rings von allen Mauern,
Wohin sie flüchten sollen, unentschlossen;

Jetzt eilen sie windschnell davon und schwinden
Im Felsgeklüft ob sie nur Angst durchzittert?
Daß man die Weide ihnen so verbittert,
Ob sie des Menschen Unrecht nicht empfinden?

Der Bock, den dieser Schuß herabgerissen
Vom Felsenhang, wo ihn sein Leben freute,
Hängt von des Jägers Schulter nun als Beute,
Hält in den Zähnen noch den Kräuterbissen.

Wie jetzt der Raubschütz auf geheimen Wegen
Mit seinem Raube will davon sich machen,
Hört er's Gerüll von schweren Tritten krachen,
Ihm kommt ein riesenhafter Greis entgegen.

Der Alte blickt aus dichten Augenbrauen,
Die Föhrenbüscheln, glutversengten, gleichen;
Der Urkalk rings scheint mit dem starren, bleichen
Antlitz des Manns aus einem Stück gehauen.

Er ruft dem Jäger: „Halt!“ mit einer Stimme,
Daß lauter als zuvor die Berge schallen,
Daß fliehend vom Geklipp die Gemsen fallen,
Und seine Keule schwingt der Greis im Grimme.

Doch steht er fest im engen Schluchtenpfade
Und harrt mit hocherhobner Todeswaffe,
Daß der bestürzte Jäger auf sich raffe,
Und seine ausgeschossne Büchse lade.

Indeß in seiner Rechten droht die Keule,
Reißt seine Linke von der Brust die Hülle:
„Schieß her!“ ruft sein toddürstendes Gebrülle,
„Sonst stirb!“ ruft sein todlechzendes Geheule.

Erstaunen und Entsetzen überschleiern
Des Jägers Blicke; doch die Büchse faßt er,
Und schüttet Pulver, drückt darauf das Pflaster
Und in den Lauf treibt er die Kugel, bleiern.

Er zielt und schießt aufs Herz dem wilden Recken;
Doch wie geprallt an eine Felsenscheibe,
So klatscht die Kugel ab von seinem Leibe,
Den Jägersmann zu Boden wirft der Schrecken.

An ihm vorüber rauscht der grause Alte,
Den's weiter treibt, umsonst den Tod zu suchen;
Der Schütze hört noch lang sein fernes Fluchen,
Bis ihm der letzte Laut im Wind verhallte.

Der ew'ge Jude rief: „Nur ich von Allen
„Kann unglückselig nie die Ruhe finden!
„O könnt' ich sterben mit den Morgenwinden,
„Und wie mein Wehruf im Gebirg verhallen!"

„Ich bin mein Schatten, der mich überdauert!
„Mein Wiederhall, am Felsen festgenagelt!
„Ein Halm, auf den es ewig niederhagelt!
„Ein flücht'ger Lichtstrahl, in den Stein gemauert!"

„Weh mir! ich kann des Bilds mich nicht entschlagen,
„Wie er um kurze Rast so flehend blickte,
„Der Todesmüde, Schmach= und Schmerzgeknickte,
„Muß ewig ihn von meiner Hütte jagen!"

Und als es stille war im Felsenschlunde,
Erhob sich scheu und schlich zur grausen Stelle,
Wo seine Kugel traf, der Waidgeselle,
Und nahm sein plattgequetschtes Blei vom Grunde.

Und zitternd kam er auf mich zugeschritten
Und reichte mir das Blei, ich nahm's mit Grauen:
Zur Münze war's geprägt, auf der zu schauen
Des ew'gen Juden Herzqual eingeschnitten.

Die Münze, bleiern, sah so traurig blinkend,
Fast wie ein brechend Auge, das Gepräge
War Christus mit dem Kreuz am Leidenswege,
Nach Ruhe schmachtend und zusammensinkend. —

Da weckten meine wirthlichen Genossen
Mit lautem Ruf zurück mich in das Zimmer;
Als ich erwacht, hielt meine Hand noch immer
Das Zauberbild, vom Mondenlicht umflossen.

Heloise.

Im Klostergarten steht ein steinern Bild,
Ein Crucifix so ernst, versöhnungsmild;
Oft in der Nacht, der ungestörten, späten,
Geht Schwester Heloise hin, zu beten.
Auch heute kniet sie dort am Marmorstamme,
Und fleht um Kühlung ihrer Herzensflamme:
„O Gott! nachdem du hast für uns gelitten,
Geklagt, geweint, empfangen Todeswunden,
Wird unglückliche Liebe noch gefunden?
Hat sie nicht ausgeweint und ausgestritten?
Hilf! rette mich aus diesen Finsternissen
Der Zweifel, die mein blutend Herz umnachten!
Nach Ihm, nach Ihm nur muß ich ewig schmachten,
O Gott! hier liegt mein Herz vor dir zerrissen!
Umsonst, daß ich empfing den frommen Schleier,
Daß ich zum strengen Orden mich bekannte,
Noch immer seh ich meinen süßen Freier,
Wie er beim letzten Lebewohl sich wandte.
Du selbst hast ihn zum Gatten mir erkoren;
Oft, wenn ich Wort und Küsse mit ihm tauschte,
War mir, ob Himmelsbeifall uns umrauschte;
Kannst du mich trösten, daß ich ihn verloren?
Du kannst es nicht, muß zitternd ich bekennen,
Ich sterbe hin in meiner Leidenschaft,
Es muß mein Herz mit seiner letzten Kraft,
Dir abgewandt, in dieser Glut verbrennen.
Und wenn ich das Verlorne und Versäumte,
Als hätt' ich es, in süßen Nächten träumte,
Vergib, mein Gott! daß ich in meinen Schrecken,
Wenn kalt die Schwestern mich zur Hora wecken,
Nach Truggestalten strecke meine Hände,
Vergötternd mich zu meinen Träumen wende.
Verzeih, wenn ich oft, knieend am Altare
Zu knieen mein' an meiner Freudenbahre,
Und daß in mir verlornes Mutterglück
Aufschreit: gib mir den Bräutigam zurück!
Im Mondlicht seh' ich hier dein Antlitz schimmern,
Die Winde seufzen durch den Blüthenstrauch;
Ich kam zu beten, doch im Windeshauch
Hör' ich mein unempfangnes Kindlein wimmern.
Ich bin so arm, verlassen und beraubt,
Nichts kann ich mehr zum Opfer und Geschenke

Dir bringen, Gott! als daß mein müdes Haupt
Ich hier zu deinem heil'gen Kreuze senke,
Daß ich die Wange kühl' an deinem Steine,
Wenn ich die Nacht um Abälard verweine.

Der Schmetterling.

Es irrt durch schwanke Wasserhügel
Im weiten, windbewegten Meer
Ein Schmetterling mit mattem Flügel
Und todesängstlich hin und her.

Ihn trieb's vom trauten Blüthenstrande
Zur Meeresfremde fern hinaus;
Vom scherzend holden Frühlingstande
Ins ernste, kalte Flutgebraus.

Auf glattgestreckte, sanfte Wogen
Hatt' ihm das Meergras trügerisch
Viel schön're Wiesen hingelogen,
Wie westgeschaukelt, blumenfrisch.

Ihm war am Strand das leise Flüstern
Von West und Blüthe nicht genug,
Es trieb hinaus ihn, wählig lüstern,
Zu wagen einen weitern Flug.

Kaum aber war vom Strand geflogen
Des Frühlings ungeduld'ges Kind,
Kam sausend hinter ihm gezogen
Und riß ihn fort der böse Wind;

Stets weiter fort von seines Lebens
Zu früh verlornem Heimathglück;
Der schwache Flattrer ringt vergebens
Nach dem verschmähten Strand zurück.

Von ihrem Schiffe Wandersleute
Mit wehmuthsvollem Lächeln sehn
Die zierlich leichte Wellenbeute,
Den armen Schmetterling vergehn.

O Faust, o Faust, du Mann des Fluches
Der arme Schmetterling bist du!
Inmitten Sturms und Wogenbruches
Wankst du dem Untergange zu.

Du wagtest, eh der Tod dich grüßte,
Vorflatternd dich ins Geistermeer;
Und gehst verloren in der Wüste,
Von wannen keine Wiederkehr.

Wohl schauen dich die Geisterschaaren,
Erbarmen lächelnd deinem Leid;
Doch müssen sie vorüberfahren,
Fortsteuernd durch die Ewigkeit.

Auf meinen ausgebälgten Geier.

I.

Du stehst so still und ernst, mein ausgebälgter Geier,
Ich bringe dir ein Lied mit meiner ernsten Leier.

Zwar hörst du nichts davon, dir geht mein Gruß verloren;
Doch Dichter sind gewohnt, zu singen todten Ohren.

Es lebt ja noch der Geist, der einst dir gab die Schwingen,
Den traf der Jäger nicht, er hört mein Lied erklingen.

Und wenn kein Menschenohr auch meinem Sange lauschte,
So hört mich doch der Geist, der mir das Herz berauschte.

Ich wollt', ich wäre jetzt in fernen Felsenklüften,
Und du hoch über mir, still kreisend in den Lüften;

Ich ließe froh mein Aug' mit deinem Fluge schweifen,
Und wie du niederfährst, die Beute zu ergreifen;

Wie du, athmender Blitz, zu Boden niederzückest
Und mit den Krallen scharf ein warmes Leben pflückest;

Wie du das volle Herz ansetztest als ein Becher,
Daß mit dem Leben trinkt der Tod aus Einem Becher.

Traun! milder ist der Tod, trotz Blut und Jammerstimme,
Wo heiße Lebenslust sich paart mit seinem Grimme,

Als wo kein Leben ist beim letzten Hauch zu sehen,
Wo still der Tod uns dünkt ein einsames Vergehen.

Ihr Weinenden am Sarg, an seinem dichten Schleier,
O kommt ins Felsenthal mit mir und meinem Geier!

O kommt, Unsterblichkeit will die Natur euch lehren,
Mit diesem Blute will sie trösten eure Zähren.

Im Kreischen dieses Aars, mag's auch die Sinne stören,
Ist für die Seele doch ein süßer Klang zu hören.

Hier findet Trost ein Mann, ward ihm ein Glück zunichte,
Und näher tritt er hier dem Räthsel der Geschichte.

Der Geist, der heiß nach Blut hieß diesen Geier schmachten,
Es ist der starke Geist zugleich der Völkerschlachten;

Ein rasches Pochen ist's, ein ungeduldigs Drängen
Der Seele, ihren Leib, den Kerker, aufzusprengen.

Den großen Kaiser hat einst dieser Geist durchdrungen,
Er hat ihm hoch sein Schwert zur Völkermahd geschwungen;

Dem Jäger, der als Wild die Menschheit trieb im Zorne
Durchs Dickicht seines Heers und Bajonettendorne;

Der, wie das Schicksal, fest beim Wehgeheul der Schmerzen,
Saatkörner seines Ruhms, warf Kugeln in die Herzen;

Und der auf Helena, wenn rings die Meerflut schäumte,
Beim Sturme sich zurück in seine Schlachten träumte. —

Mehr als ein blut'ger Tod macht es mein Herz erbeben,
Wenn unsichtbarer Hauch verweht ein Menschenleben;

Wenn übers Angesicht das Spiel vom letzten Schmerze
Hinzittert wie der Rauch der ausgelöschten Kerze.

Doch furchtbar ist der Tod, ein Grauen, nicht zu zwingen,
Wenn eine Seuche kommt, die Völker zu verschlingen.

Der Kaiser liegt im Grab, die Menschen wollen Frieden,
Da ward nach lautem Schreck ein stiller herbeschieden.

Viel tausend Leben hat die Seuche fortgenommen,
Als hätte die Natur Verzweiflung überkommen,

Als wäre die Natur gejagt von einem Fluche,
Daß mit geheimem Gift den Selbstmord sie versuche.

Ein Geier ist der Krieg, Herzblut ist sein Verlangen;
Die Seuche, still und glatt, ist vom Geschlecht der Schlangen.

Wo diese Schlange schleicht, fliegt ihr voran das Grauen,
Weil wir die Schlange nicht und ihren Rachen schauen.

Doch wie der wilde Aar, mit seinen scharfen Fängen,
Will auch die Schlange nur das Leben vorwärts drängen.

II.

Du, todter Geier, stehst noch immer wild und edel,
Und neben dich gestellt hab' ich den bleichen Schädel.

Ich lasse dir nach ihm den Schnabel niederhangen,
Als hättest du gespeist das Fleisch von seinen Wangen.

Es mag an diesem Bild sich gern mein Blick entzünden,
Sehnsüchtig träumen sich nach Himalayagründen.

Den Ganges will ich dort abholen an der Quelle,
Und ziehn mit ihm hinab, sein lauschender Geselle.

Der Ganges rauscht vorbei an einem Todtenacker,
Und Geier fliegen schnell heran, die Leichenhacker,

Hier Gentlemen, Hindu und Moslemim beisammen,
Die lustig nach Hurdwar zur lauten Messe kamen.

Die Schlange Cholera, mit mörderischer Tücke
Verschlang sie rasch und spie sie schwarz und kalt zurücke.

An manchem Herzen jetzt die Geier zehrend haften,
Wie noch vor einem Tag die heißen Leidenschaften.

Die Raben tummeln sich am Rest des Geiermahls,
Und gierig springen dran Wildhunde und Schakals.

Und Störche ziehn heran, gefiederte Giganten,
Vom strenggemeßnen Schritt geheißen Adjutanten.

Wie sie auf ihren Fraß zuschreiten leis und sacht,
Unhörbar: ist allein, was hier mich grauen macht,

Und wie bedächtig sie den Schnabel klappernd wetzen;
Nur die Methode weckt mir grieselndes Entsetzen.

Dort Leichen führt hinab der Ganges, dumpf erbrausend,
Viel Geier sitzen drauf und schwimmen mit, fortschmausend;

Und andre folgen satt, mit müßigem Geflatter
Dem Leichenzuge nach, wild schwärmende Bestatter.

Hier bin ich rings umbraust von heißem Lebenstriebe,
Natur! hier rauscht dein Kuß der heft'gen Mutterliebe.

Hier muß das Grauen selbst der Seuche sich verlindern,
Seh' ich, Natur, wie du hier schwelgst in deinen Kindern!

Fort wird das Bild des Tods vom Lebenssturm getragen,
Der Siegesruf verschlingt mir alle Todesklagen.

Und mit den Geiern dort, die um die Leichen schwanken,
Lass' fliegen ich am Strom Unsterblichkeitsgedanken.

Der gute Gesell.

Des Menschengeschlechts uralter Gefährte,
Der nie von seiner Seite gewichen
Seit dem Verluste des Paradieses,
Wo er mitleidig sich angeschlossen;
Der nie wird weichen von seiner Seite,
So lang auf Erden ein Mensch noch athmet;
Der unbekannte, der namenlose
Wohlthäter der armen sterblichen Menschen,
Er sei gepriesen von meinem Liede,
Der alte, treue, gute Gesell. —
Als der Mensch gebrochen mit seinem Gotte,
Und als der elektrische Schlag der Sünde
Durch die ganze lange Kette der Herzen
Vom ersten Ahne zum fernsten Enkel
Erschütternd schlug das Geschick des Todes
Und die weithin tönende Klage;
Als die ersten Thränen auf Erden floßen,
Der Morgenthau des schmerzlichen Tages;
Als hinter dem ersten Menschenpaare
Sich donnernd geschlossen des Edens Pforte:
Da folgte den weinenden Fortgewies'nen
Der gute Gesell, nachtragend heimlich
Auf dorniger Bahn ein Freudenbündel,
Das er noch eilig zusammengerafft
Im Eden, für ihre traurige Flucht. —
Kein strenger Richter, kein scharfer Denker,

Kein Weiser ist der gute Gesell;
Doch ist er ein Cicerone der Schöpfung,
Ein wortgewandter, mit warmem Herzen.
Er führt uns an die Werke des Meisters,
Und weiß er nicht viel vom tiefen Geheimniß,
Vom Sinn und Geiste des ewigen Meisters,
So weiß er von den herrlichen Bildern
Doch süß zu schwatzen, mit funkelndem Auge,
Daß friedlich und wohl uns wird im Herzen.

Kein Weiser ist der gute Gesell,
Doch ein zauberkundiger Menschenfreund.
Die Armuth schmerzt und der bittre Mangel:
Inmitten der irdischen Güter stehn,
Wie sie blühn und vergehn, und selbst vergehn,
Und sie nie gekannt und genossen haben:
Das schmerzt am Ende, wenn noch so leise. —
Da kommt der gute Gesell in die Hütte,
Wo der arme Mann mit Weib und Kindern
Beim Abendmahl sich's behagen läßt,
Den Kienspan zündend und seinem Häuflein
Die Lust am kärglichen Mahl beleuchtend.
Der Zauberer kommt und schüttet heimlich
In die Schüssel allen Wohlschmack der Erde;
Und der arme Mann ist froh, und betrachtet
Sein Weib, einst schön gepriesen und reizend,
Nun welk von Sorgen und Mutterliebe;
Doch sieht er es nicht, die blassen Wangen
Hat ihr geschmückt der gute Gesell
Mit unverwelklicher Herzensjugend. —
Der einsame Wandrer im fremden Gebirg,
Der, ohne Heimath und Reisepfennig,
Entgegenzweifelt der Nachtherberge:
Mit einmal fühlt er den Muth gehoben
Und schreitet rüstig durchs dämmernde Thal,
Und fester greift er den Wanderstab,
Denn der unsichtbare gute Gesell
Geht mit und lüpft ihm die schwere Bürde,
Und raunt ihm ein lustiges Hoffnungsliedlein;
Er hat die Vögelein aufgestiftet
Und das hüpfende Bächlein angemuntert,
Ihm auch zu singen ein Hoffnungsliedlein.
Und findet das Lied auch nie Erfüllung,
So hat's doch wohlgethan zur Stunde;

Der gute Gesell nimmt's nicht so genau. —
Dort liegt an Ketten im finstern Kerker,
Den Tod erwartend, ein Verbrecher;
Jetzt naht dem Unglückseligen leise
Der gute Gesell und schenkt erbarmend
Ihm einen festen gesunden Schlaf;
Noch steckt er ihm zu den guten Bissen,
Nachsichtig heimlich, hinter dem Rücken
Des bösen Gewissens, der Todesfurcht. —

Er weiß die trüben Erinnerungen,
Die bangen Zweifel, verlorne Sehnsucht
Allmählich der Seele zu entwenden,
Wie die Mutter dem Kind ein schneidend Geräth,
Womit es spielen möchte, verriegelt.
Undankbar hab' ich ihn fortgewiesen,
Wenn er mich heilsam bestehlen wollte,
Wenn er mich freundlich wollte beschenken.
Dann ward er schüchtern und scheu zuletzt,
Und immer seltner kam er und seltner.
Verscheuchter Gefährte meiner Jugend,
O komm zurück und verzeih' den Undank,
Du lieber, milder, guter Gesell! —

Wer ist er denn, der gute Gesell?
Woher des Weges, wie heißt sein Name?
Wir spüren ihn Alle, doch nennt ihn Keiner.
Es ist die Hoffnung vielleicht sein Kind,
Es ist der Glaube vielleicht sein Bruder,
Und seine Mutter gewiß die Liebe.
Er ist ein heimlicher, namenloser
Wohlthäter der armen sterblichen Menschen.

Zwei Polen.

Hippolyt.

Schon sieben Jahre treibst du
Dies wunderliche Wandern
Von einem Ufersaume
Der Welt dahin zum andern?
So lang aus diesem Schiffe
Trat nie dein scheuer Fuß,

Der lieben, trauten Erde
Zu bringen einen Gruß?
Und wenn das Schiff die Winde
In Landesnäh' getragen,
Wenn du die blauen Berge
Sahst in die Lüfte ragen,
So bist du kalt geblieben
In deinem Bretterhaus?
So rief kein laut'rer Herzschlag
In deiner Brust: hinaus!?
Und sahst du auf den öden,
Den unwirthbaren Wogen,
Wie plötzlich kam ein Vogel
Vom Lande hergeflogen,
Der bald zur Heimath wieder
An dir vorüberglitt,
Nahm der nicht deine Sehnsucht
In seine Wälder mit?
Wenn du in weiter Ferne
Mit seegeschärften Sinnen
Sahst aus den Fluten tauchen
Die grünen Waldeszinnen,
Und unwillkürlich spürend
Den Landgeruch gespürt,
Hat sich in deinem Herzen
Die Waldlust nicht gerührt?

Boleslaw.

Ich habe sieben Jahre
Mich auf der See getrieben,
Werd' auf der See mich treiben
Vielleicht noch einmal sieben.
So lang mir nicht vom Ufer
Entgegentönt die Kunde,
Daß sich erhob die Menschheit,
Zu heilen jene Wunde,
Die mit dem Falle Warschau's
In thränenwerthen Tagen
So tief dem heil'gen Herzen
Der Freiheit ward geschlagen:
So lange wird vergebens
Gebirg und Wald mir winken,
Und auf das Schiff ein Vogel,
Ihr müder Bote, sinken.

Den lieben Bergespfaden,
Der süßen Waldesruh,
Und manchem Freundesherde
Kehr' ich den Rücken zu,
Und knicke todt im Herzen
Den Wunsch nach Wiederkehr,
Und wende meine Blicke
Zurück ins freie Meer.
Hier leb' ich mit den Wellen
Und mit den freien Winden,
Und seh' dahin die Tage,
Die hoffnungslosen, schwinden;
Hier leb' ich mit den Brüdern
Erinnrungsvolle Stunden,
Die dort im heil'gen Kampfe
Beglückten Tod gefunden.

Hippolyt.

O tiefe Meeresstille!
O grenzenloser Frieden!
Auf weiter Wasserhaide
Wie einsam, abgeschieden!
Das Meer in seiner Stille
Ist zwiefach unermessen;
Hier haben uns die Winde
Verlassen und vergessen.

Boleslaw.

Der finstre, stumme Himmel
Ist wie mein Vaterland,
Dem jeder Strahl der Freude
Vom Angesichte schwand;
Der stille Meeresboden,
Wo keine Welle wacht,
Ist wie die stille Wahlstatt
Nach unsrer letzten Schlacht.

Hippolyt.

Das stumme, finstre Antlitz
Des Himmels niederstarrt,
Und mit verhaltnem Grolle
Der Zeit des Sturmes harrt. —

Der auf dem Dornenpfühle
Thatloser Schmerzen ruht,
Du wunderlicher Träumer,
Wie wäre dir zu Muth,
Wenn plötzlich übers Meer sich
Zu dir herüberschwänge
Ein Vöglein aus der Heimath,
Und wach den Träumer sänge?
Wenn es ein Lied dir sänge,
Wie sie sich drüben schlagen,
Und wie die Waffenbrüder
Nach' dir im Kampfe fragen?
Du aber bist gebannet,
Gefesselt ist dein Wille
Und mit dem Schiff gewurzelt
Hier in der Meeresstille!

Boleslaw.

Das Vöglein wird nicht kommen,
Und singen, wie sie schlagen,
Und wie die Waffenbrüder
Nach mir im Kampfe fragen;
Doch käm' es, müßt' ich weinen,
Daß ich daheim nicht wär',
Und würde ungeduldig
Mich stürzen in das Meer.
Mein Geist, entfesselt, eilte
Zur lang ersehnten Schlacht,
Ein Leitstern meinen Brüdern
In dichter Pulvernacht;
Und wollt' ein Feind im Dunkel
Entfliehn der Schlacht, der heißen,
Würd' ich des Rauches Mantel
Ihm von den Schultern reißen,
Die Kugeln meiner Brüder
Würd' ich im Fluge lenken,
Daß sie sich tief und sicher
In Feindesherzen senken.

Hippolyt.

Schon regen sich die Lüfte,
Und Sturmeswolken ziehn;
Vielleicht ist Polens Freiheit
Auf immer nicht dahin.

Boleslaw.

Die Winde gehn und kommen,
Die Woge ebbt und flutet,
Doch ewig ohne Hülfe
Die tiefe Wunde blutet!

Der traurige Mönch.

(Nach einer Sage.)

In Schweden steht ein grauer Thurm,
Herbergend Eulen, Aare;
Gespielt mit Regen, Blitz und Sturm
Hat er neunhundert Jahre;
Was je von Menschen hauste drin,
Mit Lust und Leid, ist längst dahin.

Der Regen strömt, ein Reiter naht,
Er spornt dem Roß die Flanken;
Verloren hat er seinen Pfad
In Dämmrung und Gedanken;
Es windet heulend sich im Wind
Der Wald, wie ein gepeitschtes Kind.

Verrufen ist der Thurm im Land,
Daß Nachts, bei hellem Lichte,
Ein Geist dort spukt in Mönchsgewand,
Mit traurigem Gesichte;
Und wer dem Mönch ins Aug' gesehn,
Wird traurig und will sterben gehn.

Doch ohne Schreck und Grauen tritt
Ins Thurmgewölb der Reiter,
Er führt herein den Rappen mit,
Und scherzt zum Rößlein heiter:
„Gelt du, wir nehmen's lieber auf
„Mit Geistern, als mit Wind und Trauf?"

Den Sattel und den nassen Zaum
Entschnallt er seinem Pferde,
Er breitet sich im öden Raum
Den Mantel auf die Erde,
Und segnet noch den Aschenrest
Der Hände, die gebaut so fest.

Und wie er schläft und wie er träumt
Zur mitternächt'gen Stunde,
Weckt ihn sein Pferd, es schnaubt und bäumt,
Hell ist die Thurmesrunde,
Die Wand wie angezündet glimmt;
Der Mann sein Herz zusammennimmt.

Weit auf das Roß die Nüstern reißt,
Es bleckt vor Angst die Zähne,
Der Rappe zitternd sieht den Geist
Und sträubt empor die Mähne;
Nun schaut den Geist der Reiter auch
Und kreuzet sich nach altem Brauch.

Der Mönch hat sich vor ihn gestellt,
So klagend still, so schaurig,
Als weine stumm aus ihm die Welt,
So traurig, o wie traurig!
Der Wandrer schaut ihn unverwandt,
Und wird von Mitleid übermannt.

Der große und geheime Schmerz,
Der die Natur durchzittert,
Den ahnen mag ein blutend Herz,
Den die Verzweiflung wittert,
Doch nicht erreicht — der Schmerz erscheint
Im Aug' des Mönchs, der Reiter weint.

Er ruft: „O sage, was dich kränkt?
Was dich so tief beweget?"
Doch wie der Mönch das Antlitz senkt,
Die bleichen Lippen reget,
Das Ungeheure sagen will,
Ruft er entsetzt: „Sei still! sei still!" —

Der Mönch verschwand, der Morgen graut,
Der Wandrer zieht von hinnen;
Und fürder spricht er keinen Laut,
Den Tod nur muß er sinnen;
Der Rappe rührt kein Futter an,
Um Roß und Reiter ist's gethan.

Und als die Sonn' am Abend sinkt:
Die Herzen bänger schlagen,

Der Mönch aus jedem Strauche winkt,
Und alle Blätter klagen,
Die ganze Luft ist wund und weh —
Der Rappe schlendert in den See.

Weib und Kind.

Ein schwüler Sommerabend war's, ein trüber,
Ich ging fußwandernd im Gebirg allein,
Und ich bedachte mir im Dämmerschein;
Was mir noch kommen soll, was schon vorüber.

Kein Windhauch zog, die ernsten Thale ruhten,
Und wunderbar war mir das Fernste nah;
Der Tannwald stand ein fester Bürge da,
Daß sich noch alles wenden wird zum Guten.

Mir kam ein armes Bauernweib entgegen:
„Gelobt sei Jesus Christus!" sprach sie mir;
„In Ewigkeit!" so dankt ich freundlich ihr;
Es ist der beste Gruß auf dunklen Wegen.

Ihr folgt' ein kleines Mägdlein, halb erschrocken,
Als sie mich sah und ich die Hand ihr bot;
Sie mühte sich, mit einem Bissen Brot
Ein zögernd Kälblein mit sich heim zu locken.

„Kumm, Kalberl, kumm!"* so rief das Kind dem Thiere;
Das klang so innig, lieblich und vertraut,
Daß ich der Unschuld heimathlichen Laut
Aus meinem Herzen nimmermehr verliere.

Lang blickt' ich ihnen nach, bis sie verschwunden.
Und daß ein Leben schön und glücklich nur,
Wenn es sich schmiegt an Gott und die Natur,
Hab' ich auf jenem Berge tief empfunden.

Der Steyrertanz.

Robert.

Laß, Freund, uns übernachten
In jenem Jägerhause,

* Oesterreichische Mundart.

Das uns entgegenklinget
Mit Geigen und Gesängen.
Heut ließ die Sonne sprühen
Die sommerscharfen Pfeile,
Es war ein heißes Wandern
Auf steilen Bergespfaden;
Wir wollen uns erfrischen.
Und sind des Leibes Mühen
Am raschen Wanderstabe
Belohnt mit wackerm Imbiß
Und manchem Becher Weines,
Erquicken wir die Seele
Mit heiteren Gesprächen.

Heinrich.

Es war ein herrlich Wandern;
Den Abgrund überspringend,
Die Felswand überkletternd,
Fand ich in seiner hohen
Geheimnißvollen Heimath
Manch schönes Alpenblümlein,
So einsam, bis zur Stunde
Gekannt nur von den Lüften,
Besucht nur von den Wolken,
Erblickt von Sternenaugen.

Robert.

Es war ein herrlich Wandern;
Vom Klippenast des Kalkes,
Vom schwarzen Beet des Abgrunds
Hab' ich gepflückt Gedanken,
Niewelke Blumen Gottes,
Die werden freudig duften
Mir durch mein ganzes Leben.
(Sie treten ins Haus.)

Jäger.

Seid schön gegrüßt, ihr Herren,
Glückselig guten Abend!

Robert.

Wollt ihr zwei müde Wandrer
Herbergen für die Nacht?

Jäger.

Willkommen mir von Herzen!
Nur ist's in meiner Hütte
Ein wenig toll und voll,
Wir haben heute Hochzeit;
Ihr müßt euch schon begnügen,
Ein Plätzchen wo zu nehmen,
Das nicht die Lust besetzt hat,
's wird freilich knapp genug sein.

Heinrich.

Hier wollen wir uns lagern,
Den Tanz zu überschauen.
Sieh dort den Jägerburschen,
Den schlanken, schönen, flinken;
Auf seinem grünen Hute
Gemsbart und Hahnenfeder;
Aus seinem festen Auge
Blitzt ihm ein Siegesstrahl;
Die Gemse, die sein Blick faßt
In ihrer Felsenheimath,
Wird nicht mehr lange weiden
Die frischen Alpenkräuter;
Die Dirne, die sein Blick faßt,
Wird nicht mehr lange wandeln
Auf ihrer grünen Alpe
Mit leichtem, freien Herzen.

Robert.

Das ist der beste Schütze
Im steyrischen Gebirge.
Ich wollte, Freund, es schlügen
Entschlüsse mir und Thaten
So scharf getreu zusammen,
Wie diesem wackern Jäger
Sein Blick und seine Kugel.

Heinrich.

Er ist der beste Schütze,
Und ist der feinste Tänzer
Von diesen Burschen allen.
Wie er die schöne Dirne
So leicht und sanft und sicher

Im frohen Kreise tummelt!
Uns läßt das lust'ge Paar
Hintanzen vor den Augen,
Harmonischer Bewegung,
Ein freundlich Bild des Lebens.
Er reicht dem lieben Mädchen
Hoch über ihrem Haupte
Den Finger, und sie dreht sich
Um seine Faust im Kreise,
Die Anmuth um die Stärke.
Er tanzt gerade vorwärts
In edler Manneshaltung
Und läßt das liebe Mädchen,
Leicht wechselnd, aus der Rechten
In seine Linke gleiten,
Und nimmt die Flinkbewegte
Herum in seinem Rücken,
Läßt sich von ihr umtanzen,
Als wollt' er sich umzirken
Rings um und um mit Liebe,
Und ihr im Tanze sagen:
Du schließest mir den Kreis
Von allen meinen Freuden!

Robert.

Nun fassen sich die Frohen
Zugleich an beiden Händen
Und drehen sich geschmeidig,
Sich durch die Arme schlüpfend,
Und blicken sich dabei
Glückselig in die Augen,
Als wollten sie sich sagen:
So wollen wir verbunden,
Uns in einander schmiegend,
Hintanzen leicht und fröhlich
Durchs wechselvolle Leben!

Heinrich.

Hörst du den Jäger jauchzen?
Zu enge sind der Seele
Die Ufer ihres Leibes,
Und jubelnd überbrausen
Die Fluten des Entzückens.

Robert.

Siehst du die Erd' ihn stampfen?
Im Freüdenübermuthe
Gibt er der Erde schallend
Den Fußtritt der Verachtung;
„Du kriegst nur unsre Asche!"
Ruft ihr sein helles Jauchzen,
Und flammend blickt sein Auge
Der Liebsten in das Auge,
Unsterblichkeitsgewiß:
„Wir haben uns auf ewig!"
Die Blicke dieser Beiden
Sind mir gewisse Bürgschaft
Für mein unsterblich Leben.
Was sich geliebt auf Erden,
Muß dort sich wiederfinden.

Heinrich.

Das glaub' ich nimmermehr,
So gern ich auch, o Freund
Und treuer Berggenosse,
Mit dir durchstreifen möchte
In einem andern Leben
Die himmlischen Gebirge,
Und dort sie alle finden,
Die hier mein Herz verloren;
Doch kann ich es nicht glauben.
Wie diese Musikanten
Auf Geig' und Zither spielen
Den lust'gen Steyrertanz,
Den ersten Theil des Walzers
Im zweiten wiederholend,
Nur wechselnd in der Tonart:
Meinst du, der alte Geiger,
Dem die Gestirne tanzen
Zur starken Weltenfiedel,
Wird unser Erdenleben,
Wenn's einmal abgespielt ist,
Noch einmal 'runterspielen,
Nur höher, in der Quinte? —

Robert.

Ich meine das mit nichten.
Wohl bin ich nur ein Ton

Im schönen Liede Gottes;
Doch wie das schöne Lied
Wird nimmermehr verklingen,
So wird der Ton im Liede
Auch nimmer gehn verloren,
Nicht brechen sich am Grabe:
Und was im Erdenleben
Mit ihm zusammenklang,
Wird einst mit ihm erklingen
Zu freudigen Accorden
Im Strom des ew'gen Liedes.

Die drei Zigeuner.

Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch sandige Haide.

Hielt der Eine für sich allein
In den Händen die Fiedel,
Spielte, umglüht vom Abendschein,
Sich ein feuriges Liedel.

Hielt der Zweite die Pfeif' im Mund,
Blickte nach seinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glücke mehr brauche.

Und der Dritte behaglich schlief,
Und sein Cimbal am Baum hing,
Ueber die Saiten der Windhauch lief,
Ueber sein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die Drei
Löcher und bunte Flicken,
Aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdengeschicken.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verschläft, vergeigt,
Und es dreimal verachtet.

Nach den Zigeunern lang noch schaun
Mußt' ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren.

Die nächtliche Fahrt.

Zu öd und traurig selbst den Haidewinden
Sind diese winterlichen Einsamkeiten,
Nur Schnee und Schnee ringsaus in alle Weiten,
Nur stiller, keuscher, kalter Tod zu finden.

Hier ist's umsonst, nach frohem Ton zu lauschen,
Singvögel sind geflohn von diesem Grabe,
Den Schnabel in die Federn hüllt der Rabe,
Und eingefroren ist der Bäche Rauschen.

Sieht man den Wald so tief in Tod versunken,
Will man's nicht glauben, daß er jemals wieder
Aufgrünt im Lenz, daß je hier seine Lieder
Ein Vogel singt, vom Frühlingshauche trunken.

Es glänzt der Eichenwald in Eisesklammern;
Jetzt Wölfe heulen am verschneiten Grunde,
Wie Bettler, hungerwach, in nächt'ger Stunde
Am Grabe eines milden Königs jammern.

Dort fährt ein Schlitten auf der blanken Wüste,
Der Kutscher treibt die ausgestreckten Pferde,
Als ob mit seinem Fuhrwerk er die Erde
Vor Sonnenaufgang noch umrennen müßte.

Drei Hengste sind's, rasch wie des Nordens Lüfte,
Ein jeder trägt das werthe Probezeichen
Der Schnelligkeit im rüstigen Entweichen,
Die Narbe des Wolfsbisses an der Hüfte.

Ein Glöcklein trägt das Mittelroß der Gabel,
Zum Glöcklein tanzend fliehn vorbei die Bäume
Am Schlitten, trüb, wie schnellvergeßne Träume,
Der Wald entflieht wie eine bleiche Fabel.

Die schnellen Renner sind mit Eis behangen,
Das klirrend an den schwarzen Mähnen zittert,
Der Rosse Rücken ist mit Reif umgittert:
Der Tod will sie mit kaltem Netze fangen.

Gekauert sitzt, gehüllt vom Bärenkragen,
Der Wojewod im Schlittenkorbgeflechte
Still hinter seinem pelzverhüllten Knechte,
Der manchmal pfeift, die Pferde anzujagen.

Dem Schlitten folgt in klarer Mondeshelle
Ein zweiter nach, mit gleichgeschwinden Rennern,
Befrachtet auch mit zwei verhüllten Männern,
Und auf der Haide klingelt seine Schelle.

Die Nacht ist grimmig kalt; o Wandrer, meide
Den Schlaf; hörst du das Glöcklein nicht mehr schlagen,
So wird's vom Rosse dir vorangetragen
Dein wandernd Sterbeglöcklein auf der Haide.

Der Bäume Leben floh zum Grund hinunter;
Gib, Wandrer, acht, daß nicht auch deine Seele
Zu ihrem Grunde sich hinunterstehle,
Wenn du einnickest; Wandrer, halt dich munter!

Bist du ein Jäger, denke an ein Wildern;
Hast du ein Lieb, denk' an ihr süßes Lager;
Wenn Haß dich wurmt, der scharfe Herzensnager,
So halt dich wach und warm mit Rachebildern! —

Ha! Wölfe! seht, ein ganzes Rudel Tode!
Sie folgen, eine nachgeschleifte Kette,
Die Todesangst, der Hunger rennen Wette,
Und ohne Furcht bleibt nur der Wojewode.

Es kracht der Schnee, schnell sind die grauen Horden,
Doch schneller sind, Gottlob! die braven Hengste,
Die Rappen sind im Drang der Todesängste
Plötzlich wie junge Raben flügg geworden.

So fliehn sie weite Strecken, angstgetrieben;
Die Männer schießen schreckend die Gewehre
Vom Schlittenborde nach dem grausen Heere,
Bis nach und nach es ist zurückgeblieben.

Nun halten sie; die Pferde dampfend schwitzen
Und schnauben aus den Nüstern sich das Bangen;
Drei treten in die Schenke und verlangen
'nen Becher Wein, doch bleibt der Woiwod sitzen.

Da springt der Wirth, ein Jude, an den Schlitten
Und macht dem Gaste tiefe Reverenzen:
„Darf ich, Herr Wojewod, euch nicht kredenzen
Wein, Brod und einen feinen Bratenschnitten?"

Und mit Gelächter ruft der Kutscher drinnen:
„Dem schmeckt kein Braten und kein Gläschen Rother,
Der ißt nicht, trinkt nicht, friert nicht, ist ein Todter,
An dem, Hebräer, wirst du nichts gewinnen!

„Im Zweikampf ist der gute Herr geblieben,
Sein Erzfeind, Russe, hat ihn todtgeschossen;
Ich fahre meinen schweigenden Genossen
Heim in die Gruft vorausgegangner Lieben.

„Bald aber hätt' ich ihm die Treu zerrissen,
Denn wären uns die Wölfe näher kommen,
So hätt' ich ihn nicht weiter mitgenommen,
Ich hätt' ihn, uns zu retten, hingeschmissen.

„Ich meine immer noch sein Blut zu schauen,
Wie's rauchend in den weißen Schnee gequollen,
Wie sich's nicht bergen konnte in den Schollen;
Das Bluteis darf im Frühling erst zerthauen!"

Sie fahren weiter mit verhängtem Zügel,
Fort über Brücken, Zäune, Teich' und Bäche,
Den alles hat der Schnee gefüllt zur Fläche,
Und gleichgefegt der Wind mit seinem Flügel.

Nur manchmal blickt der Kutscher nach dem Todten;
Noch sitzt er da, das Haupt vorunterneigend,
Wie er gesessen, unbekümmert, schweigend,
Als hinterher die grimmen Wölfe drohten.

Das Mordblei, das den Wojewoden fällte
Und stecken blieb in seinem Eingeweide;
Der Schnee, der rings bedeckt Podoliens Haide;
Sein Herz — sind alle drei von gleicher Kälte.

Der Wind erwacht und rasselt an der Föhre,
Das Glöcklein schallt, es dunkelt vor den Rossen,
Am Himmel zieht der bleiche Mond verdrossen
Den Wolkenmantel zu, als ob er fröre. —

Das mahnt uns an die Träume eines Czaren,
Der gerne möcht' in winternächt'gen Stunden,
Das Ruhmesglöcklein an sein Roß gebunden,
Das todte Polen durch die Haide fahren.

Vision.

Vom Himmel strahlt der Mond so klar,
Greif aus, o Rappe, greif!
Im Winde fliegt des Reiters Haar,
Des Rosses Mähn' und Schweif.

Auf seinem Hut der Reiter trägt
Gemsbart und Federnputz;
Ein schmerzliches Gelächter schlägt
Er auf und schwingt den Stutz.

Der Reiter sprengt um Mitternacht
Durchs Land Tyrol, allein;
Der Waldstrom braust und stürzt mit Macht
Der Reiter holt ihn ein.

Die Schneegans dort hoch oben ruft
Ihr schnatternd Wanderlied,
Schnell zieht der Vogel in der Luft,
Der Reiter schneller flieht.

Schnell ist der Wolkenschatten Flucht,
Der Reiter schneller noch,
Kaum braust er in der tiefen Schlucht,
Schon auch am Gipfel hoch.

Wo das Gebein der Helden liegt,
Gibt er dem Roß die Sporn,
An den vergessnen Gräbern fliegt
Er wild vorbei im Zorn.

Am Wege dort ein Crucifix,
Des Unglücks Herberg', ragt,
Seitwärtsgewandten, finstern Blicks
Vorbei der Reiter jagt.

So reitet er durchs Land Tyrol,
Und ruft so bang, so schwer:
„Mein schönes Land, leb' wohl! leb' wohl!
Du siehst mich nimmermehr!"

Das letzte Heldengrab zerreißt,
Der Reiter stürzt hinein,
Grab zu! Verschwunden ist der Geist
Von Achtzehnhundert Neun.

Liebesklänge.

Am Rhein.

Wir reisten zusammen mit Andern
Zu Schiff hinunter den Rhein,
Es war ein seliges Wandern;
Doch waren wir selten allein.

Sie traten heran, zu lauschen,
Du ließest nur hier und dort
Mir fallen unter das Rauschen
Des Stroms ein heimliches Wort.

Ich sprach: bald trennt uns die Reise!
Ob hier wir uns wiedersehn?
„Dort vielleicht einst!" sagtest du leise,
Ich konnte dich kaum verstehn.

Wir flogen vorüber am Strande,
Der Dampf durchbrauste den Schlot,
Wie ein zorniger Neger die Bande
Wildschnaubend zu sprengen droht.

Und sie begannen zu preisen,
Wie schnell man sich heute bewegt,
Und wie das rührige Eisen
Man über die Straßen legt.

Als wollten zu Grabe sie tragen
Des Elends thürmenden Wust,
Und wieder das Eden erjagen,
Den uralt bittern Verlust.

Es hat doch den rechten Fergen
Das Schifflein lange noch nicht,
So lange noch Liebe verbergen
Sich muß wie ein Sündergesicht.

Noch lange nicht hat, ihr Gesellen,
Das Eisen den rechten Guß,
Wenn sich die Liebe bestellen
Noch hinter die Gräber muß!

So dacht' ich und blickte verdrossen
Hinab in die rollende Flut;
Dich umringten deine Genossen
Und scherzten; die hatten es gut.

Die Nacht war dunkelnd gekommen,
Da stiegen am Strande wir aus,
Ich folgte dir stumm und beklommen
Von ferne bis an dein Haus.

Und als du, noch einmal nickend,
Verschwunden im schließenden Thor,
Stand ich eine Weile noch, blickend
Nach deinem Fenster empor.

Ich schied von deinem Quartiere,
Und ging hinüber in meins,
Das lag im fernen Reviere
Am andern Ufer des Rheins.

Ich betrat mein trauriges Zimmer,
Und starrte unverwandt
Hinüber zum Kerzenschimmer,
Den mir dein Fenster gesandt.

Die Lichter drüben am Strande
Erloschen nach und nach,
Doch wie zu traulichem Pfande
Blieb deines immer noch wach.

Wie ich im einsamen Leide
Hinstarrte über die Flut:
Als wären gestorben wir beide,
Ward mir mit einmal zu Muth;

Als trennten uns weite Welten,
Ward mir mit einem Mal,
Den Erdengram zu vergelten
Mit ewiger Sehnsucht Qual:

Als blinkte dein Lichtlein, so ferne,
In meine Finsterniß
Von einem entlegenen Sterne,
Der dich mir auf immer entriß.

Mir spielten, wie Thränendiebe,
Nachtwinde ums Augenlid,
Wie der Geist unglücklicher Liebe,
Der über die Erde zieht.

An *

Ach wärst du mein, es wär' ein schönes Leben!
So aber ist's Entsagen nur und Trauern,
Nur ein verlornes Grollen und Bedauern;
Ich kann es meinem Schicksal nicht vergeben.

Undank thut wohl und jedes Leid der Erde;
Ja! meine Freund' in Särgen, Leich' an Leiche,
Sind ein gelinder Gram, wenn ich's vergleiche
Dem Schmerz, daß ich dich nie besitzen werde.

Der schwere Abend.

Die dunklen Wolken hingen
Herab so bang und schwer,
Wir beide traurig gingen
Im Garten hin und her.

So heiß und stumm, so trübe
Und sternlos war die Nacht,
So ganz, wie unsre Liebe,
Zu Thränen nur gemacht.

Und als ich mußte scheiden
Und gute Nacht dir bot,
Wünscht' ich bekümmert beiden
Im Herzen uns den Tod.

Traurige Wege.

Bin mit dir im Wald gegangen;
Ach, wie war der Wald so froh!
Alles grün, die Vögel sangen,
Und das scheue Wild entfloh.

Wo die Liebe frei und offen
Rings von allen Zweigen schallt,
Ging die Liebe ohne Hoffen
Traurig durch den grünen Wald. —

Bin mit dir am Fluß gefahren;
Ach, wie war die Nacht so mild!
Auf der Flut, der sanften, klaren,
Wiegte sich des Mondes Bild.

Lustig scherzten die Gesellen;
Unsre Liebe schwieg und sann,
Wie mit jedem Schlag der Wellen
Zeit und Glück vorüberrann. —

Graue Wolken niederhingen,
Durch die Kreuze strich der West,
Als wir einst am Kirchhof gingen;
Ach wie schliefen sie so fest!

An den Kreuzen, an den Steinen
Fand die Liebe keinen Halt;
Sahen uns die Todten weinen,
Als wir dort vorbeigewallt?

Einsamkeit.

Wild verwachsne, dunkle Fichten,
Leise klagt die Quelle fort;
Herz, das ist der rechte Ort
Für dein schmerzliches Verzichten!

Grauer Vogel in den Zweigen!
Einsam deine Klage singt,
Und auf deine Frage bringt
Antwort nicht des Waldes Schweigen.

Wenn's auch immer schweigen bliebe,
Klage, klage fort; es weht,
Der dich höret und versteht,
Stille hier der Geist der Liebe.

Nicht verloren hier im Moose,
Herz, dein heimlich Weinen geht,
Deine Liebe Gott versteht,
Deine tiefe, hoffnungslose!

Wunsch.

Urwald, in deinem Brausen
Und ernsten Dämmerschein
Mit der Geliebten hausen
Möcht' ich allein — allein!

Von deinen schlanksten Bäumen
Baut' ich ein Hüttlein traut
Mir aus zu Himmelsräumen;
O komm, du schöne Braut!

Ich legte Moosgebreite
Weich unter ihren Schritt,
Und meine Liebe streute
Ich unter ihren Tritt.

Für sie das Wild erjagen,
Aus tiefster Schlucht empört!
Für sie den Feind erschlagen,
Der unsern Frieden stört!

Ich würd' in Mondesnächten,
Beim stillen Sternentanz,
Von wilden Liedern flechten
Um meine Braut den Kranz;

Und in den Abendgluten
Am Fels hier oben stehn,
Mit ihr die Donnerfluten
Zum Abgrund stürzen sehn;

Und weit hinunter blicken
Ließ' sie mein starker Arm;
Wie würd' ich sie dann drücken
Ans Herz so fest und warm!

Neid der Sehnsucht.

Die Bäche rauschen
Der Frühlingssonne,
Hell singen die Vögel,
Es lauschen die Blüthen,
Und sprachlos ringen
Sich Wonnedüfte

Aus ihrem Busen;
Und ich muß trauern,
Denn nimmer strahlt mir
Dein Aug', o Geliebte! —
Nicht über den Wellen
Des Oceanes,
Nicht über den Sternen,
Und nicht im Lande
Der Phantasieen
Ist meine Heimath;
Ich finde sie nur
In deinem Auge!
Was je mir freudig
Beseelte das Leben,
Was nach dem Tode
Mir weckte die Sehnsucht:
Entschwundner Kindheit
Fröhliche Tage,
Und meiner Jugend
Himmlische Träume,
Von meinen Todten
Trauliche Grüße,
Und meiner Gottheit
Stärkenden Anblick,
Das Alles find' ich
In deinem Auge,
O meine Geliebte!
Nun bist du ferne,
Und bitter beneiden
Muß jeden Stein ich,
Und jede Blume
Beneiden die kalten
Menschen und Sterne,
An die du vergeudest
Die süßen Blicke.

Meine Furcht.

O stürzt, ihr Wolkenbrüche,
Zum Abgrund nur hinab!
O reißt, ihr Sturmesflüche,
Die Wälder in ihr Grab!

O flammt, ihr Blitzesgluten,
O rase, Donnerklang!
Ihr könnt mich nicht entmuthen,
Mir wird vor euch nicht bang.
Wenn ihr aufs Herz mir zielet,
Euch acht' ich Kinder nur;
Daß ihr Vernichten spielet,
Entsprangt ihr der Natur!
Wohl spott' ich Sturmesgrimme,
Und wildem Donnerscherz;
Und doch vor einer Stimme
Erzittert mir das Herz;
Die schnell das Herz mir bräche,
Die Stimme fürcht' ich sehr,
Wenn die Geliebte spräche:
Ich liebe dich nicht mehr!

Wunsch.

Fort möcht' ich reisen
Weit, weit in die See,
O meine Geliebte,
Mit dir allein!

Die Dränger und Lauscher
Und kalten Störer,
Sie hielt' uns ferne
Der wallende Abgrund,
Das drohende Meer,
Wir wären so sicher
Und selig allein.
Und käme der Sturm,
Ich würde dich halten
An meiner Brust.
Wenn donnernde Wogen
Zum Himmel schlügen,
Doch höher schlüge
Mein trunkenes Herz;
Und meine Liebe,
Die ewige, starke,
Sie würde frohlockend
Dich halten im Sturm.

Du würdest zitternd
Mir blicken ins Auge,
Und würdest erblicken,
Was nimmer scheitert
In allen Stürmen,
Und würdest lächeln
Und nicht mehr zittern.

Sieh, nun ermüdet
Der tobende Aufruhr,
In Schlummer sinken
Die Wellen und Winde,
Und über den Wassern
Ist tiefe Stille.
Da ruhst du sinnend
An meiner Brust.
So tiefe Stille:
Mein lauschendes Herz
Hört Antwort pochen
Dein lauschendes Herz.
Wir sind allein,
Doch flüsterst du leise,
Um nicht zu stören
Das sinnende Meer.
Nur sanft erzittern
Die Lippen dir,
Die schwellenden Blätter
Der süßen Rose;
Ich sauge dein Wort,
Den klingenden Duft
Der süßen Rose.
Im Osten hebt sich
Der klare Mond,
Und Gott bedecket
Den Himmel mit Sternen,
Und ich bedecke,
Selig wie er,
Dein liebes Antlitz,
Den schönern Himmel,
Mit feurigen Küssen.

An den Wind.

Ich wandre fort ins ferne Land;
Noch einmal blick' ich um, bewegt,
Und sah, wie sie den Mund geregt,
Und wie gewinket ihre Hand.

Wohl rief sie noch ein freundlich Wort
Mir nach auf meinen trüben Gang,
Doch hört' ich nicht den liebsten Klang,
Weil ihn der Wind getragen fort.

Daß ich mein Glück verlassen muß,
Du rauher, kalter Windeshauch,
Ist's nicht genug, daß du mir auch
Entreißest ihren letzten Gruß?

An die Entfernte.

I.

Diese Rose pflück' ich hier,
In der fremden Ferne;
Liebes Mädchen, dir, ach dir
Brächt' ich sie so gerne!

Doch bis ich zu dir mag ziehn
Viele weite Meilen,
Ist die Rose längst dahin,
Denn die Rosen eilen.

Nie soll weiter sich ins Land
Lieb' von Liebe wagen,
Als sich blühend in der Hand
Läßt die Rose tragen;

Oder als die Nachtigall
Halme bringt zum Neste,
Oder als ihr süßer Schall
Wandert mit dem Weste.

II.

Rosen fliehen nicht allein,
Und die Lenzgesänge,
Auch dein Wangenrosenschein,
Deine süßen Klänge.

O, daß ich, ein Thor, ein Thor,
Meinen Himmel räumte!
Daß ich einen Blick verlor,
Einen Hauch versäumte!

Rosen wecken Sehnsucht hier,
Dort die Nachtigallen,
Mädchen, und ich möchte dir
In die Arme fallen!

Meine Rose.

Dem holden Lenzgeschmeide,
Der Rose, meiner Freude,
Die schon gebeugt und blasser
Vom heißen Strahl der Sonnen,
Reich' ich den Becher Wasser
Aus tiefem Bronnen.

Du Rose meines Herzens!
Vom stillen Strahl des Schmerzens
Bist du gebeugt und blasser;
Ich möchte dir zu Füßen,
Wie dieser Blume Wasser,
Still meine Seele gießen!
Könnt' ich dann auch nicht sehen
Dich auferstehen.

An *

O wag' es nicht, mit mir zu scherzen,
Zum Scherze schloß ich keinen Bund;
O spiele nicht mit meinem Herzen;
Weißt du noch nicht, wie sehr es wund?

Weil ich so tief für dich entbrannte,
Weil ich mich dir gezeigt so weich,
Dein Herz die süße Heimath nannte,
Und deinen Blick mein Himmelreich:

O rüttle nicht den Stolz vom Schlummer,
Der süßer Heimath sich entreißt,
Dem Himmel, mit verschwiegnem Kummer,
Auf immerdar den Rücken weist.

Kommen und Scheiden.

So oft sie kam, erschien mir die Gestalt
So lieblich, wie das erste Grün im Wald.

Und was sie sprach, drang mir zum Herzen ein
Süß, wie des Frühlings erstes Lied im Hain.

Und als Lebwohl sie winkte mit der Hand,
War's, ob der letzte Jugendtraum mir schwand.

Liebesfrühling.

Ich sah den Lenz einmal,
Erwacht im schönsten Thal;
Ich sah der Liebe Licht
Im schönsten Angesicht.

Und wandl' ich nun allein
Im Frühling durch den Hain,
Erscheint aus jedem Strauch
Ihr Angesicht mir auch.

Und seh' ich sie am Ort,
Wo längst der Frühling fort,
So sprießt ein Lenz und schallt
Um ihre süße Gestalt.

Frage nicht.

Wie sehr ich dein, soll ich dir sagen?
Ich weiß es nicht, und will nicht fragen;
Mein Herz behalte seine Kunde,
Wie tief es dein im Grunde.

O still! ich möchte sonst erschrecken,
Könnt' ich die Stelle nicht entdecken,
Die ungestört für Gott verbliebe
Beim Tode deiner Liebe.

Sonette.

Frage.

Bist du noch nie beim Morgenschein erwacht
Mit schwerem Herzen, traurig und beklommen,
Und wußtest nicht, wie du auch nachgedacht,
Woher ins Herz der Gram dir war gekommen?

Du fühltest nur: ein Traum war's in der Nacht;
Des Traumes Bilder waren dir verschwommen,
Doch hat nachwirkend ihre dunkle Macht
Dich, daß du weinen mußtest, übernommen.

Hast du dich einst der Erdennacht entschwungen,
Und werden, wie du meinst, am hellen Tage
Verloren sein des Traums Erinnerungen:

Wer weiß, ob nicht so deine Schuld hienieden
Nachwirken wird als eine dunkle Klage,
Und dort der Seele stören ihren Frieden?

Jugend und Liebe.

Die Jugend folgt, ein Rosenblatt, den Winden;
Wenn, jung getrennt, sich wiedersehn die Alten,
Sie meinen doch, in ihren ernsten Falten
Den Strahl der süßen Jugend noch zu finden.

Des Dauerns Wahn, wer läßt ihn gerne schwinden?
Mag auch ein Herz, das uns geliebt, erkalten,
Wir suchen immer noch den Traum zu halten,
Nur stiller sei geworden sein Empfinden.

Die Jugend folgt, ein Rosenblatt, den Lüften;
Noch leichter als die Jugend flieht die Liebe,
Die nur des Blattes wonnereiches Düften.

Und dennoch an den herben Tod des Schönen,
Im treuen Wahn, als ob es ihm noch bliebe,
Kann sich das Herz auch sterbend nicht gewöhnen.

Der Salzburger Kirchhof.

O schöner Ort, den Todten auserkoren,
Zur Ruhestätte für die müden Glieder!
Hier singt der Frühling Auferstehungslieder,
Vom treuen Sonnenblick zurückbeschworen.

Wenn alle Schmerzen auch ein Herz durchbohren,
Dem man sein Liebstes senkt zur Grube nieder,
Doch glaubt es leichter hier: wir sehn uns wieder,
Es sind die Todten uns nicht ganz verloren.

Der fremde Wandrer, kommend aus der Ferne,
Dem hier kein Glück vermodert, weilt doch gerne
Hier, wo die Schönheit Hüterin der Todten.

Sie schlafen tief und sanft in ihren Armen,
Worin zu neuem Leben sie erwarmen;
Die Blumen winken's, ihre stillen Boten.

Nachhall.

Ein Wandrer läßt sein helles Lied erklingen:
Nun schweigt er still und schwindet in den Föhren;
Ich möchte länger noch ihn singen hören,
Doch tröst' ich mich: er kann nicht ewig singen.

Der Wandrer schweigt, doch jene Felsen bringen
Mir seinen Wiederhall in dunklen Chören,
Als wollten sie sein Lied zurückbeschwören,
Nun ist es still — den Quell nur hör' ich springen.

Der Wandrer schwieg und schied; ich sprach gelassen:
Fahr wohl! warum denn fühl' ich jetzt ein Trauern,
Daß länger nicht sein Nachhall mochte dauern?

Mehr als des Menschen Tod will mich's erfassen,
Wenn ihn bereits nach wenig Tagesneigen
Hier, dort noch Einer nennt — bis Alle schweigen.

Die Asketen.

O spottet nicht der traurigen Asketen,
Daß sie den Leib mit scharfen Leiden plagen,
Die süßen Erdenfreuden sich versagen,
Die flüchtigen, nur allzuschnell verwehten!

Nebst solchen, die das Futter gierig mähten,
Seit des verlornen Paradieses Tagen,
Hat eine Schaar von Herzen stets geschlagen,
Die, abgewandt, die Weide hier verschmähten.

Ein schüchternes Gefühl: „wir sind gefallen!"
Hält sie vom lauten Freudenmarkt zurück,
Heißt sie den Pfad einsamer Dornen wallen.

Es wächst ihr Ernst, wenn sie vorüberstreifen
An einem unverdienten Erdenglück;
Die Scham verbietet, keck darnach zu greifen.

Der Seelenkranke.

Ich trag' im Herzen eine tiefe Wunde,
Und will sie stumm bis an mein Ende tragen;
Ich fühl' ihr rastlos immer tiefres Nagen,
Und wie das Leben bricht von Stund' zu Stunde.

Nur Eine weiß ich, der ich meine Kunde
Vertrauen möchte und ihr Alles sagen;
Könnt' ich an ihrem Halse schluchzen, klagen!
Die Eine aber liegt verscharrt im Grunde.

O Mutter, komm, laß dich mein Flehn bewegen!
Wenn deine Liebe noch im Tode wacht,
Und wenn du darfst, wie einst, dein Kind noch pflegen,

So laß mich bald aus diesem Leben scheiden,
Ich sehne mich nach einer stillen Nacht,
O hilf dem Schmerz dein müdes Kind entkleiden.

I.

Stimme des Windes.

In Schlummer ist der dunkle Wald gesunken,
Zu träge ist die Luft, ein Blatt zu neigen,
Den Blüthenduft zu tragen, und es schweigen
Im Laub die Vögel und im Teich die Unken.

Leuchtkäfer nur, wie stille Traumesfunken
Den Schlaf durchgaukelnd, schimmern in den Zweigen,
Und süßer Träume ungestörtem Reigen
Ergibt sich meine Seele, schweigenstrunken

Horch! überraschend saust es in den Bäumen
Und ruft mich ab von meinen lieben Träumen,
Ich höre plötzlich ernste Stimme sprechen;

Die aufgeschreckte Seele lauscht dem Winde
Wie Worten ihres Vaters, der dem Kinde
Zuruft, vom Spiele heimwärts aufzubrechen.

II.

Stimme des Regens.

Die Lüfte rasten auf der weiten Haide,
Die Disteln sind so regungslos zu schauen,
So starr, als wären sie aus Stein gehauen,
Bis sie der Wandrer streift mit seinem Kleide.

Und Erd' und Himmel haben keine Scheide,
In Eins gefallen sind die nebelgrauen,
Zwei Freunden gleich, die sich ihr Leid vertrauen,
Und Mein und Dein vergessen traurig beide.

Nun plötzlich wankt die Distel hin und wieder,
Und heftig rauschend bricht der Regen nieder,
Wie laute Antwort auf ein stummes Fragen.

Der Wandrer hört den Regen niederbrausen,
Er hört die windgepeitschte Distel sausen,
Und eine Wehmuth fühlt er, nicht zu sagen.

III.

Stimme der Glocken.

Den glatten See kein Windeshauch verknittert,
Das Hochgebirg, die Tannen, Klippen, Buchten,
Die Gletscher, die von Wolken nur besuchten,
Sie spiegeln sich im Wasser unzersplittert.

Das dürre Blatt vom Baume hörbar zittert,
Und hörbar rieselt nieder in die Schluchten
Das kleinste Steinchen, das auf ihren Fluchten
Die Gemse schnellt, wenn sie den Jäger wittert.

Horch! Glocken, in der weiten Ferne tönend,
Den Gram mir weckend und zugleich versöhnend,
Dort auf der Wiese weiden Alpenkühe.

Das Läuten mahnt mich leise an den Frieden,
Der von der Erd' auf immer ist geschieden
Schon in der ersten Paradiesesfrühe.

IV.

Stimme des Kindes.

Ein schlafend Kind! o still! in diesen Zügen
Könnt ihr das Paradies zurückbeschwören;
Es lächelt süß, als lauscht' es Engelschören,
Den Mund umsäuselt himmlisches Vergnügen.

O schweige, Welt, mit deinen lauten Lügen,
Die Wahrheit dieses Traumes nicht zu stören!
Laß mich das Kind im Traume sprechen hören,
Und mich, vergessend, in die Unschuld fügen!

Das Kind, nicht ahnend mein bewegtes Lauschen,
Mit dunklen Lauten hat mein Herz gesegnet,
Mehr als im stillen Wald des Baumes Rauschen;

Ein tiefres Heimweh hat mich überfallen,
Als wenn es auf die stille Haide regnet,
Wenn im Gebirg die fernen Glocken hallen.

Doppelheimweh.

Zwiefaches Heimweh hält das Herz befangen,
Wenn wir am Rand des steilen Abgrunds stehn,
Und in die Grabesnacht hinuntersehn
Mit trüben Augen, todeshohlen Wangen.

Das Erdenheimweh läßt uns trauern, bangen,
Daß Lust und Leid der Erde muß vergehn;
Das Himmelsheimweh fühlt's herüberwehn
Wie Morgenluft, daß wir uns fortverlangen.

Dieß Doppelheimweh tönt im Lied der Schwäne,
Zusammenfließt in unsre letzte Thräne
Ein leichtes Meiden und ein schweres Scheiden.

Vielleicht ist unser unerforschtes Ich
Vor scharfen Augen nur ein dunkler Strich,
In dem sich wunderbar zwei Welten schneiden,

Einsamkeit.

I.

Hast du schon je dich ganz allein gefunden,
Lieblos und ohne Gott auf einer Haide,
Die Wunden schnöden Mißgeschicks verbunden
Mit stolzer Stille, zornig dumpfem Leide?

War jede frohe Hoffnung dir entschwunden,
Wie einem Jäger an der Bergesscheide
Stirbt das Gebell von den verlornen Hunden,
Wie's Vöglein zieht, daß es den Winter meide?

Warst du auf einer Haide so allein,
So weißt du auch, wie's einen dann bezwingt,
Daß er umarmend stürzt an einen Stein;

Daß er, von seiner Einsamkeit erschreckt,
Entsetzt empor vom starren Felsen springt,
Und bang dem Winde nach die Arme streckt.

II.

Der Wind ist fremd, du kannst ihn nicht umfassen,
Der Stein ist todt, du wirst beim kalten, derben,
Umsonst um eine Trosteskunde werben,
So fühlst du auch bei Rosen dich verlassen;

Bald siehst du sie, dein ungewahr, erblassen,
Beschäftigt nur mit ihrem eignen Sterben.
Geh weiter: überall grüßt dich Verderben
In der Geschöpfe langen, dunklen Gassen;

Siehst hier und dort sie aus den Hütten schauen,
Dann schlagen sie vor dir die Fenster zu,
Die Hütten stürzen, und du fühlst ein Grauen,

Lieblos und ohne Gott! der Weg ist schaurig,
Der Zugwind in den Gassen kalt; und du? —
Die ganze Welt ist zum Verzweifeln traurig.

Palliativ.

Ist Gras gewachsen über die Geschichte,
Weiß nicht mehr recht, wie sie sich zugetragen;
Nur manchmal schwebt mir's vor im Dämmerlichte,
Als hätt' ich einer Schuld mich anzuklagen.

Doch abgewandt vom störenden Gesichte,
Ruf' ich's nicht an und will es nicht befragen,
Weil Blick und Muth ich in die Zukunft richte;
Ich schlage mich nicht gern mit alten Tagen.

„Wenn dir der Sensenmann den Leib hinstrecket,
Wird er auch säuberlich das Gras dir mähen,
Das jene Schuldgeschichte dir verdecket.

Kehr' muthig um zu den verlassnen Bühnen,
Die Schuld mit scharfem Reueblick zu sehen;
Soll sie dir sterben, eile sie zu sühnen."

Vermischte Gedichte.

Zueignung.

Von allen, die den Sänger lieben,
Die, was ich fühlte, nachempfanden,
Die es besprochen und beschrieben,
Hat Niemand mich wie du verstanden.

Des Herzens Klagen, heiß und innig,
Die, liedgeworden, ihm entklangen,
Hat deine Seele, tief und sinnig,
Getreuer als mein Lied empfangen.

Die Schauer, die mein Herz durchwehten,
Die unerfaßlich meinem Sange,
Sie sprachen, tröstende Propheten,
Zu deines Wortes süßem Klange.

Und durft' ich ahnend in den Bronnen
Der göttlichen Gedanken sinken,
So sah ich klar die dunklen Wonnen
In deinem schönen Auge blinken.

Der Himmel thaut in finstern Hainen
Zum Lied der Nachtigallen nieder,
Und deine Augen sah ich weinen
Herab auf meine bangen Lieder.

Seh' ich der Augen Zauberkreise
Gesenkt, geschwellt, in trauter Nähe,
Ist's, ob ich deine Seele leise
Die Luft der Tugend athmen sehe,

Dein ist mein Herz, mein Schmerz dein eigen,
Und alle Freuden, die es sprengen,
Dein ist der Wald mit allen Zweigen,
Mit allen Blüthen und Gesängen.

Das Liebste, was ich mag erbeuten
Mit Liedern, die mein Herz entführten,
Ist mir ein Wort, daß sie dich freuten,
Ein stummer Blick, daß sie dich rührten.

Und sollt' ich nach dem hellen Ruhme
Mich manchmal auch am Wege bücken,
So will ich mit der schönen Blume
Nur, Freundin, dir den Busen schmücken.

Traumgewalten.

Der Traum war so wild, der Traum war so schaurig,
So tief erschütternd, unendlich traurig,
Ich möchte gerne mir sagen:
Daß ich ja fest geschlafen hab',
Daß ich ja nicht geträumet hab',
Doch rinnen mir noch die Thränen herab,
Ich höre mein Herz noch schlagen.

Ich bin erwacht in banger Ermattung,
Ich finde mein Tuch durchnäßt am Kissen,
Wie man's heimbringt von einer Bestattung;
Hab' ich's im Traume hervorgerissen
Und mir getrocknet das Gesicht?
Ich weiß es nicht.
Doch waren sie da, die schlimmen Gäste,
Sie waren da zum nächtlichen Feste.
Ich schlief, mein Haus war preisgegeben,
Die führten darin ein wüstes Leben.
Nun sind sie fort, die wilden Naturen;
In diesen Thränen find' ich die Spuren,
Wie sie mir Alles zusammengerüttet,
Und über den Tisch den Wein geschüttet.

Einem Greis.

Das Haar schneeweiß,
Die Wangen so hohl,
Bald, bald Lebwohl;
Und noch die Stirne so heiß?

Dein Schifflein stoßt
Schon ins Meer, zum Land
Streckst du die Hand
Noch, überhangend, um Trost;

Um Trost und Genuß,
Um Hab' und Halt,
Und bist schon so alt:
„O daß man sterben muß!"

Zieh' ein die Hand!
Den Blick hinaus
Ins Meer! nach Haus!
Denk' an den ewigen Strand!

Nicht scheide so schwer:
Wenn du rückverlangst,
Und überhangst,
So sinkst du hinab ins Meer.

An die Biologen.

Die Wahrheit hat die Kunde
Vom tiefen Lebensgrunde
Als winz'gen Zettel
In eine Nuß gethan,
Und warf den Bettel
In den Ocean.
Das Meer ist groß, die Nuß ist klein;
Hat wohl am kleinen Wunderschrein
Schon ein Pilot vorbeigeflucht?
Sucht! Sucht! —
Die Wahrheit schrieb die Kunde
Vom tiefen Lebensgrunde
Wohl einem Vöglein auf den Kopf,
Unter'n Schopf,
Auf des Hirnes glatte Schaale;
Das Vöglein flog in alle Welt,
Ihm ward durch Berg' und Thale
Bis jetzt vergeblich nachgestellt.
Nur zugeforscht! wer weiß denn auch,
Ob nicht der Vogel euren Strauch
Zu seinem Sitze auserkiest,
Und, frohgelaunt, bei Frühlingswettern
Von seinen schopfgeborgnen Lettern
Euch singend was herunterliest!
Ist auch das Vöglein auf der Flucht,
Sucht! Sucht!

Crucifix.

Hält der Mensch die Blicke himmelwärts,
Und die Arme liebend ausgebreitet,
Um die Welt zu drücken an sein Herz,
Hat er sich zur Kreuzigung bereitet.

Solche Lieb' ist selten auf der Erde;
Daß ihr Bild die Welt nicht ganz verläßt,
Hielt am Kreuz die Menschheit eilig fest,
Jesus, deine liebende Geberde!

Scheu.

Unglück hat sein Herz gespalten,
Laßt den stillen Mann allein;
Wie sich nicht genaht die Alten
Einem blitzgetroffnen Hain.

Stört mit Worten nicht des Streites,
Nicht mit Liebe seinen Schmerz;
Ehret als ein blitzgeweihtes
Enelysion * dieses Herz.

Heimathklang.

Als sie vom Paradiese ward gezwungen,
Kam jeder Seele eine Melodie
Zum Lebewohl süß schmerzlich nachgeklungen,
Darauf umschloß die Erdenhülle sie.
Noch ist dies Lied nicht völlig uns verdrungen,
Doch tönt es leiser stets auf Erden hie.
Gib Acht, o Herz, daß in den Schütterungen
Dir nicht des Liedes letzter Hauch entflieh'!
Ein Nachhall dieses Liedes ist entsprungen
Des Morgenlandes süße Poesie;
Von Jugendträumen wird's manchmal gesungen,
Doch dunkel, unbewußt woher? und wie?

* Ort, wo der Blitz eingeschlagen hat.

Wem aber einmal klar und voll geklungen
Die wunderbare Heimathmelodie,
Der wird von bangem Heimweh tief durchdrungen,
Und er genest von seiner Sehnsucht nie.

Zuflucht.

Armes Wild im Waldesgrunde,
Schlägt die Jagd dir eine Wunde,
Flüchtest du zur tiefsten Stelle,
An des Walds geheimste Quelle,
Daß sie dir mit frischer Kühle
Lindernd deine Wunde spüle.

Mensch, du flieh mit deinem Schmerz
An die heimathlichste Stelle,
An des Trostes reinste Quelle,
Flüchte an das Mutterherz.
Doch die Mütter sterben bald;
Hat man dir begraben deine,
Flüchte in den tiefsten Wald
Mit dem wunden Reh — und weine!

Zeiger.

Meiner Schwester liebe Sprossen,
Ha, wie seid ihr aufgeschossen,
Seit ich über Berg und Thal
Von euch schied das letzte Mal!
Da ihr wachset und euch dehnet,
Sonnenzeiger unsrer Tage,
Mahnt ihr, wie das Leben jage,
Das ihr fest und ewig wähnet.
Kinderwuchs und Abendschatten
Zeigt dem Wandrer auf dem Steige
Abgemähter Blumenmatten,
Wie sich ihm die Sonne neige.

Frühlingsgrüße.

Nach langem Frost, wie weht die Luft so lind!
Da bringt Frühveilchen mir ein bettelnd Kind.

Es ist betrübt, daß so den ersten Gruß
Des Frühlings mir das Elend bringen muß.

Und doch der schönen Tage liebes Pfand
Ist mir noch werther aus des Unglücks Hand.

So bringt dem Nachgeschlechte unser Leid
Die Frühlingsgrüße einer bessern Zeit.

An Luise.

Ich höre nicht den Sarg verhämmern,
Wie Freundespflicht mir sonst gebot,
Doch denk' ich hier im Waldesdämmern
Einsam gerührt an deinen Tod.

Nun läuten die Begräbnißglocken,
Der Wind, bewegt von ihrem Klang,
Flieht in den Wald und Blüthenflocken
Streift er von allen Zweigen bang.

Die jungen Blüthen zittern leise
Und freudig nieder in den Staub,
Als das Gefolge deiner Reise
Sind gerne sie des Todes Raub. —

Du bist mir nah im Waldesgrunde
In der Erinnrung ew'gem Strahl,
Wie einst in jener Abendstunde,
Als ich dich sah zum letzten Mal!

Ich schau' dein Angesicht, dein bleiches,
Das tiefe Schwermuth überzieht,
Ich schau' dein Aug', dein dunkles, weiches,
Wie es in andre Welten sieht;

Und wie du ins Clavier versunken,
So träumerisch, so ernst und mild,
Und wie dem Liede, himmelstrunken,
Du selber wirst ein schönes Bild;

Wie dich der große Geist umranket,
Den sie Beethoven nannten hie,
Wie deine zarte Bildung schwanket
Im Sturme seiner Melodie;

Der Geist, dem seliges Verderben
Das Erdenleben sich entlauscht,
In dessen Lied viel süßes Sterben
Und Harmonie des Todes rauscht.

Sein Herz, von Sehnsuchtsqual zerklüftet,
Zieht dich hinab in seinen Brand,
Und deine trunkne Seele lüftet
Der Erdenhülle leichtes Band.

Mir ist das Scherzo nicht verklungen,
Wo nach Adagio's wildem Schrei
Der heiße Schmerz sich mattgerungen
Zu träumerischer Tändelei:

So spielt der Jüngling an der Bahre
Der Braut, wenn schon das Herz ihm bricht,
Noch tändelnd mit dem Lockenhaare,
Und starrend in ihr todt Gesicht. —

Du bist dahin! Nichts konnte retten
Und halten dich bei uns zurück,
Kalt knickte alle Liebesketten
Das unerbittliche Geschick.

Es brachte dir in Sterbensstunden
Die frommgetäuschte, gute Frau
Im letzten Wahn, du sollst gesunden,
Noch einen Becher Maienthau.

Aufblüht die Haideblume wieder,
Die schon dem Tode nickte zu,
Weint still die Nacht ihr Mitleid nieder,
Doch nicht, gebrochne Blume, du! —

Mich Fernen auch erfaßt die Klage,
Die mich dem Waldesgrund entreißt,
Mir flieht das Bild vergangner Tage,
An deinem Sarge steht mein Geist.

Um den sie alle weinen müssen,
Du Jungfrau hold! zu deinem Schrein
Drängt sich, dich einmal noch zu küssen,
Dein Herzensfreund, der Frühling ein.

Das bange Scherzo hör' ich klingen
Um dich, so starr und still du auch,
Mit deines Haares dunkeln Ringen
Spielt schmerzlich noch des Frühlings Hauch.

Jetzt aber wird der Sarg geschlossen,
Auf immer deine Lichtgestalt
Aus unserm Angesicht verstoßen;
Im Schollenwurf dein Lied verhallt.

Nur deine Mutter hör' ich weinen;
O schwiege doch der Freunde Trost!
Für eine Mutter gibt es keinen,
Ein Dolch ins Herz ist ihr sein Frost.

Dem Schmerz nach ihrem lieben Kinde
Bleibt bis zum Tod ihr Herz geweiht,
Wenn auch des Trostes kühle Rinde
Den Freunden einst dein Grab verschneit.

Und soll sie einst dich wiederhaben,
Durchzuckt das weiche Mutterherz,
Daß sie dich hier so früh begraben,
Im Himmel noch ein leiser Schmerz.

Täuschung.

Das Käuzlein traurig ruft in öder Felsenritze
Und grüßt mit seinem Lied des Himmels wilde Blitze.

Als wie ein schwarzer Aar, deß Flügel Feuer fingen,
So schlägt die schwarze Nacht die feuervollen Schwingen.

Es glänzt die Regenflut, der finstern Nacht entsunken,
Manchmal im Wetterschein wie diamantne Funken.

So kann in banger Nacht ein Strom von heißen Zähren
Im hellen Wetterschein des Unglücks sich verklären.

Verfangen in der Schlucht, die lauten Winde rasen,
Die zu der Wolkenschlacht die Riesentuba blasen.

Mit Stimmen mannigfalt hör' ich den Gießbach klingen,
Wie Donner, Kauz und Wind scheint er zugleich zu singen. —

Doch nein! mich täuscht mein Sinn, als ob zum Wetter-
grimme
Mit kläglichem Geschrei das Felsenkäuzlein stimme;

Daß Wolkenschlachtmusik die lauten Winde keuchten,
Und daß der Blitz geflammt, den Regen zu beleuchten;

Und daß der Felsenbach den Wetterstimmen allen
Antworten will zugleich in dumpfen Wiederhallen.

Einsame Klagen sind's, weiß keine von der andern,
Wenn sie zusammen auch im wilden Chore wandern.

Drum ist die Erde ja ums Paradies betrogen,
Daß ihre Luft ertönt von dunklen Monologen.

Wenn alle Klagen einst in diesen Erdengründen,
Was jede heimlich meint, einander sich verstünden:

Dann wäre ja zurück das Paradies gewonnen,
In einen Freudenschrei das Klaggewirr zerronnen.

Trotz allem Freundeswort, und Mitgefühlsgeberden,
Bleibt jeder tiefe Schmerz ein Eremit auf Erden.

Tod und Trennung.

Gottes Milde mocht' es fügen,
Liegt ein Mensch in letzten Zügen,
Stehn am Sterbepfühl die Seinen,
Daß sie müssen weinen, weinen;

Daß sie nicht vor Thränen schauen
Das unnennbar bange Grauen,
Wie der Geist verläßt die Hülle,
Letztes Zucken, tiefe Stille.

Weh dem Thränenlosen, wehe,
Der sich wagt in Sterbens Nähe,
Denn ihm kann durchs ganze Leben
Jenes Grauen heimlich beben.

Doch ein Anblick tiefrer Trauer
Bänger als des Sterbens Schauer,
Wär' es, könnt' ein Aug' es fassen,
Wie zwei Herzen sich verlassen.

An die Verstockten.

Thorenangst und Narrenzittern,
Auspariren hin und her,
Macht den Binsenschaft zum Speer,
Schlägt die Laffen erst zu Rittern.

Wenn ein muntrer Spatz am Dache
Lärmet über eurem Haus,
Springet ihr zum Fenster aus,
Ob der Bau zusammenkrache.

Schweift in euren Waldesgründen
Von Leuchtkäfern eine Schaar,
Ha, wie schreckt euch die Gefahr,
Daß sie euch den Wald anzünden.

Die Metaphern und die Tropen,
Die da pfeift ein loser Wicht,
Wandeln euch die Schafe nicht
Um zu scheuen Antilopen,

Oder gar zu wilden Bären;
Ruhig mögt ihr und noch lang,
Trotz dem kecken Sang und Klang,
Eure Horden scheren, scheren.

Doch vor Einem zittert, Thoren!
Wenn er an den Pfeilern rührt,
Wenn er seine Flammen schürt,
Wahrt euch, sonst seid ihr verloren!

Hört ihr's im Gebälke knarren,
Baut ein neues Haus geschwind,
Eh' mit Habe, Weib und Kind
Euch begraben eure Sparren.

Funken sind des Feuers Boten,
Funken jagen durch das Land,
Und den großen Gottesbrand
Dämpft ihr nicht mit euren Pfoten.

Zitternd seht ihr und erschrocken
Funken, die der Witz gefacht,
Die das Volk, indem es lacht,
Haucht in todte Aschenflocken;

Aber nicht wollt ihr erschrecken,
Wenn es blitzt im Herzensgrund,
Wenn die Sklaven, kettenwund,
Doch den Gott in sich entdecken.

Hört, es kann die Stunde kommen,
Wo das Lamm ein Löwe heißt,
Wo es brüllend euch zerreißt;
Laßt euch Gottes Zeichen frommen! —

Herbstlied.

Rings trauern die Entlaubten,
Vom kalten Wind durchweht,
Die Tannen nur behaupten
Ihr dunkles Grün so spät.

Wenn's Vöglein baut sein Lager,
So grünt das Tannenreis,
Und grünt, wenn's Wild sich, hager,
Scharrt Wurzeln aus dem Eis.

Die Buche seh ich schwinden
Im Froste, lebenssatt,
Wie sie den kalten Winden
Hinwirft das letzte Blatt.

Zu meiner Seele Trauer
Die Buche besser stimmt,
Daß sie den Winterschauer
Sich so zu Herzen nimmt.

Schlaflose Nacht.

Schlaflose Nacht, du bist allein die Zeit
Der ungestörten Einsamkeit!
Denn seine Heerde treibt der laute Tag
In unsern grünenden Gedankenhag,
Die schönsten Blüthen werden abgefressen,
Zertreten oft im Keime und vergessen.
Trägt aber uns der Schlaf mit weicher Hand
Ins Zauberboot, das heimlich stoßt vom Strand,

Und lenkt das Boot im weiten Ocean
Der Traum herum, ein trunkner Steuermann,
So sind wir nicht allein, denn bald gesellen
Die Launen uns der unbeherrschten Wellen
Mit Menschen mancherlei, vielleicht mit solchen,
Die feindlich unser Innres tief verletzt,
Bei deren Anblick sich das Herz entsetzt,
Getroffen von des Hasses kalten Dolchen;
An denen gerne wir vorüberdenken,
Um tiefer nicht den Dolch ins Herz zu senken. —
Dann wieder bringen uns die Wellenfluchten,
Wohin wir wachend nimmermehr gelangen,
In der Vergangenheit geheimste Buchten,
Wo uns der Jugend Hoffnungen empfangen.
Was aber hilft's? wir wachen auf — entschwunden
Ist all das Glück, es schmerzen alte Wunden.
Schlaflose Nacht, du bist allein die Zeit
Der ungestörten Einsamkeit!

An eine Wittwe.

Nach einem heftigen Gewitter
Wandl' ich allein im tiefen Haine,
Und blicke durch das nasse Gitter
Der Blätter auf zum Sternenscheine.

Die sturmesmüden Bäume schweigen;
Nur manchmal rauschen Windeshauche,
Wie eine Mahnung in den Zweigen,
Dann tropft es nach im dunkeln Strauche.

So fand ich, nach den Schmerzgewittern,
Dich müd versenkt im stillen Grame;
Doch sah ich deine Thränen zittern,
Wenn dir erklang sein theurer Name.

Der Frühling kam, vor seinem Strahle
Suchst du des Schmerzes traute Schatten,
Und führest nach dem fernen Thale
Die Kinder an das Grab des Gatten.

Du wanderst mit den Vaterlosen,
Mit Thränen neu das Grab zu tränken,
Auf das du deiner Wangen Rosen
Gestreut zum treuen Angedenken.

O bring' zum Grabe deines Lieben
Von mir auch einen Gruß, und sage,
Daß auch mein Herz ihm treu geblieben,
Bring' ihm des Jugendfreundes Klage.

Wenn aus dem Aug' die Thränen brechen,
Möcht' ich am Grabe dich begrüßen,
Mit dir von seiner Jugend sprechen,
Und möchte seine Kinder küssen.

Auf eine goldene Hochzeit.

Kennt ihr sie nicht, des Nordens alte Sage:
Von jenem Wunder an der Grönlandsküste,
Vom Lenz, den rings umstarrt die bleiche Wüste,
Des eis'gen Todes nie gelöste Klage?

Durch eines ruhenden Vulkanes Spalten
War dort ein warmer Quell hervorgesprungen,
War aus der Tief' ein Lebenshauch gedrungen,
Die nördliche Oase zu erhalten.

Dort war ein Kloster, grüne Lämmerweide,
Ein Garten prangte frisch mit Blumen, Früchten,
Und singend kamen Vögel, hinzuflüchten
In ein Asyl vor winterlichem Leide.

Im Kloster wohnte friedlich die Gemeine;
Sie führten ihre treue warme Quelle,
Die milde Freundin, traut durch jede Zelle,
Durch Wies' und Feld und durch die grünen Haine.

War Winter auch ringsum in alle Ferne,
Aus dieses Klosters frohen Paradiesen
War durch den Quell der rauhe Gast verwiesen;
Nur heller strahlten dann bei Nacht die Sterne.

Zur Wehmuth führen gerne solche Kunden
Auf des entflohnen Glückes dunklen Fährten;
Begrub das Eis nicht längst die schönen Gärten?
Sind Quell und Kloster nicht schon längst verschwunden?

Sie sind es nicht! kein Winter wird sie morden;
Ob äußres Leben auch im Frost zerstiebe,
Im Innern die Oase schützt die Liebe,
Die warme Quelle in des Alters Norden.

Das Kloster ist das Bündniß guter Herzen,
Dies mag getrost die strenge Zeit erwarten,
Umrankt von einem immergrünen Garten,
Wo Blumen blühn und Frühlingslieder scherzen.

An den Tod.

Wenn's mir einst im Herzen modert,
Wenn der Dichtkunst kühne Flammen,
Und der Liebe Brand verlodert,
Tod, dann brich den Leib zusammen!

Brich ihn schnell, nicht langsam wühle;
Deinen Sänger laß entschweben,
Düngen nicht das Feld dem Leben
Mit der Asche der Gefühle.

Herbstlied.

Ja, ja, ihr lauten Raben,
Hoch in der kühlen Luft,
's geht wieder ans Begraben,
Ihr flattert um die Gruft!

Die Wälder sind gestorben,
Hier, dort ein leeres Nest;
Die Wiesen sind verdorben;
O kurzes Freudenfest!

Ich wandre hin und stiere
In diese trübe Ruh,
Ich bin allein und friere,
Und hör' euch Raben zu.

Auch mir ist Herbst, und leiser
Trag' ich den Berg hinab
Mein Bündel dürre Reiser,
Die mir das Leben gab.

Einst sah ich Blüthen prangen
An meinem Reiserbund,
Und schöne Lieder klangen
Im Laub, das fiel zu Grund.

Die Bürde muß ich tragen
Zum letzten Augenblick;
Den Freuden nachzuklagen,
Ist herbstliches Geschick.

Soll mit dem Rest ich geizen,
Und mit dem Reisig froh
Mir meinen Winter heizen?
Ihr Raben, meint ihr so?

Erinnerungen schärfen
Mir nur des Winters Weh;
Ich möchte lieber werfen
Mein Bündel in den Schnee.

Vorwurf.

Du klagst, daß bange Wehmuth dich beschleicht,
Weil sich der Wald entlaubt,
Und über deinem Haupt
Dahin der Wanderzug der Vögel streicht.

O klage nicht, bist selber wandelhaft;
Denkst du der Liebesglut?
Wie nun so traurig ruht
In deiner Brust die müde Leidenschaft!

Der Jäger.

Es zwittert schon im Thale
Grau zwischen Tag und Nacht,
Doch sucht mein Dachs noch immer
Umspürend flink und sacht.

Der Hund will mir was liefern
Noch heute vors Gewehr,
Der kleine Todeskuppler
Sucht überall umher.

Umsonst! ist nichts zu finden,
Mein Waldmann, als Verdruß;
Wir bringen nichts nach Hause
Als noch im Rohr den Schuß.

Will nicht die Flint' ausschießen
Mißmuthig in die Luft,
Weil ich nicht mag verscheuchen
Das Wild in ferner Schluft.

Auf morgen will ich sparen
Den Schuß, mein guter Hund,
Bis wir herausgekommen
Vielleicht zur bessern Stund'.

Das ist ein schlechter Jäger,
Der sich das Wild verstört,
Der ohne Ziel und Beute
Sich gerne knallen hört.

Und schieß' ich morgen nimmer,
Weil krank ich, oder todt,
So wird ein Andrer schießen,
Dem's Waidmannsheil sich bot.

Lied eines Schmiedes.

Fein Rößlein, ich
Beschlage dich,
Sei frisch und fromm,
Und wieder komm!

Trag deinen Herrn,
Stets treu dem Stern,
Der seiner Bahn
Hell glänzt voran!

Bergab, bergauf
Mach flinken Lauf,
Leicht wie die Luft
Durch Strom und Kluft!

Trag auf dem Ritt
Mit jedem Tritt
Den Reiter du
Dem Himmel zu!

Nun, Rößlein, ich
Beschlagen dich,
Sei frisch und fromm,
Und wieder komm!

Ohne Wunsch.

Ja, mich rührt dein Angesicht,
Und dein Herz, das liebevolle,
Aber, Mädchen, glaube nicht,
Daß ich dich besitzen wolle.

Kamst mir durch die Seele wie
Ein süßholdes Lied gedrungen,
Aber wie die Melodie
Mußt du wieder sein verklungen.

Meine Freuden starben mir
In der Brust, bestürmt, gespalten,
In den Bahren könnten wir
Nur mit Grauen Hochzeit halten.

Ein zu trüber Lebensgang
Führte mich an steile Ränder,
Kind, mir würde um dich bang,
Flieh, es krachen die Geländer!

Mein Türkenkopf.

Mein Pfeifchen traut, mir ist dein Rauch,
Voll duftender Narkose,
Noch lieber als der süße Hauch
Der aufgeblühten Rose.

Und hält die Rose Streit mit dir,
Von beiden schöner welche?
Bist du die schönre Rose mir
Mit deinem Glutenkelche.

Denn wie die Rose duftend blüht
Im Grün der Frühlingsbäume,
Also mein Pfeifchen duftend glüht
Zum Frühling meiner Träume.

Weckt mir der Rose Freudenstrahl
Ein schmerzlich Angedenken,
Hilfst du zu kurzer Rast einmal
Was ich verlor — versenken.

Und wenn dein blauer Wolkenzug
Die Stirne mir umsponnen,
Umkreist mich gern der rasche Flug
Von dichterischen Wonnen.

Wenn dann die Qual versank in Ruh,
So dünket mich, mir wehte
Ein heilend Lüftchen Nebel zu
Vom stillen Thal des Lethe.

Drum, Pfeifchen traut, ist mir dein Rauch,
Voll duftender Narkose,
Noch lieber als der süße Hauch
Der aufgeblühten Rose.

Der Hagestolz.

Ich hab' kein Weib, ich hab' kein Kind
In meiner öden Stube,
Hier tönt's nicht: „guten Morgen!“ lind,
Hier tobt kein muntrer Bube.

Und auch kein treuer Hund mir naht
Mit schmeichelndem Gewedel;
Der Rauch nur ist mein Kamerad,
Und dort der Todtenschädel.

In Ringlein blau der Rauch verweht;
Des Hirnes leerer Tiegel
Dort auf dem Schrank am Spiegel steht,
Ein fortgesetzter Spiegel.

Ich habe weislich mir gepflanzt
Den Freund auf die Commode,
Vor allzuheißem Wunsch verschanzt
Hab' ich mich mit dem Tode.

Den Rauch betrachtend, Rad an Rad,
Und dort den bleichen Knochen,
Hat noch ein dritter Kamerad
Wildkalt in mir gesprochen:

Was ist es auch, was thut es auch,
Daß Weib und Kind dir fehle,
Bald wird ja doch, wie dieser Rauch,
Verblasen deine Seele!

Die Schädelpfeif' hat auch geraucht,
Als drin das Leben brannte,
Als noch der Raucher drein gehaucht,
Der große Unbekannte.

Einst Wolken blies der alte Pan
Aus diesen schlechten Scherben;
Nun hat er's Pfeiflein abgethan,
Die Menschen heißen's Sterben.

Der Schädel dort, so häßlich itzt,
So kahl und hohl zur Stunde,
War einst, wer weiß, wie schön geschnitzt,
Als Pan ihn hielt am Munde.

Das Bild am Kopf ist abgewischt;
War's dumm, war's ein gescheides,
Es wird nicht wieder aufgefrischt
's ist einerlei nun beides.

Und ob es Glück, ob Unglück hieß,
Ob Kummer oder Segen,
Was Pan hier in die Lüfte blies,
Ist wenig dran gelegen.

Vom Rauche, den der Wind vertrieb,
Vom Feuer, windverschlungen,
Nichts als ein Bild erhalten blieb
In Pans Erinnerungen. —

Das Lebensglück ist nicht geglückt,
Die Menschen mir's zertraten,
Nun will ich, in mich selbst gedrückt,
Auch einen Hund entrathen.

Wenn sie mich unbeweint zuletzt
Weib-, kinderlos verscharren,
Ich zünde meinen Knaster jetzt,
Dem Rauche nachzustarren.

Der Schmerz.

Sie ließ sich überraschen
Von diesem Trauerwort,
Und ihre Thränen waschen
Die rothe Schminke fort.

Das Leben täuscht uns lange,
Du zeigst, der Schminke baar,
Des Lebens welke Wange;
O Schmerz, wie bist du wahr!

An den Frühling 1838.

Lieber Frühling, sage mir,
Denn du bist Prophet,
Ob man auf dem Wege hier
Einst zum Heile geht?

Mitten durch den grünen Hain,
Ungestümer Hast,
Frißt die Eisenbahn herein,
Dir ein schlimmer Gast.

Bäume fallen links und rechts,
Wo sie vorwärts bricht,
Deines blühenden Geschlechts
Schont die rauhe nicht.

Auch die Eiche wird gefällt,
Die den frommen Schild
Ihrem Feind entgegenhält,
Das Marienbild.

Küsse deinen letzten Kuß,
Frühling, süß und warm!
Eiche und Maria muß
Fort aus deinem Arm!

Pfeilgeschwind und schnurgerad,
Nimmt der Wagen bald
Blüth' und Andacht unter's Rad,
Sausend durch den Wald.

Lieber Lenz, ich frage dich,
Holt, wie er vertraut,
Hier der Mensch die Freiheit sich,
Die ersehnte Braut?

Lohnt ein schöner Freudenkranz
Deine Opfer einst,
Wenn du mit dem Sonnenglanz
Ueber Freie scheinst?

Oder ist dies Wort ein Wahn,
Und erjagen wir
Nur auf unsrer Sturmesbahn
Gold und Sinnengier?

Zieht der alte Fesselschmied
Jetzt von Land zu Land,
Hämmernd, schweißend Glied an Glied,
Unser Eisenband?

Braust dem Zug dein Segen zu,
Wenn's vorüberschnaubt?
Oder, Frühling, schüttelst du
Traurig einst dein Haupt?

Doch du lächelst freudenvoll
Auf das Werk des Beils,
Daß ich lieber glauben soll
An die Bahn des Heils.

Amselruf und Finkenschlag
Jubeln drein so laut,
Daß ich lieber hoffen mag
Die ersehnte Braut.

Das Lied vom armen Finken.

Der Finkler ist ein Schlauer;
Wann dürr die Blätter sinken,
Dann sperrt er in den Bauer
Den eingefangnen Finken.

Er macht den Finken kirre,
Daß er zu finden lerne
Das Wasser im Geschirre,
Und seines Futters Kerne.

Und weiß das arme Finklein
In seinen Sprossenwänden
Bescheid in jedem Winklein,
Dann geht es an ein Blenden.

Der Vögelpotentate
Brennt nun dem armen Tropfe
Mit glutgehitztem Drahte
Die Aeuglein aus dem Kopfe.

Und fragst du nach dem Witze
Von solchem schnöden Werke?
Ei, daß im Kerkersitze
Der Fink den Lenz nicht merke.

Der Vogler kann nicht brauchen
Des Finken Schlag im Märzen,
Daß Lust und Lied ihm tauchen
Aus lenzgewecktem Herzen.

Da sitzt er nun gefangen
Im traurigen Verstecke,
Gar fleißig überhangen,
Daß ihn kein Lüftlein wecke.

Und sollte seine Seele,
Die doch den Frühling spüret,
Sich wagen auf die Kehle,
Wenn sich der Sänger rühret:

Vertreibt ihm bald sein Dränger
Die frohen Lenzgedanken,
Er spritzt dem kecken Sänger
Kalt Wasser in die Flanken.

Und läßt sich nicht bezwingen
Der Fink mit kalten Bädern,
Will selbst der Nasse singen,
So rupft man ein paar Federn.

Er soll sein lautes Schlagen
Und seinen Frühlingsglauben
Bis in den Herbst vertagen,
Wo sich die Hain' entlauben.

Dann wird er singen dürfen,
Und seine Flügel dehnen,
Die Waldeslüfte schlürfen,
Und sich im Frühling wähnen.

Dann auf dem Vogelherde
Beginnt der Narr zu preisen
Die freudenwelke Erde
In frohen Frühlingsweisen.

Dann hören sein Frohlocken
Und seine Frühlingslüge,
Verwirrt und süß erschrocken,
Der Vögel Wanderzüge.

Und voller Lenzverlangen,
Dem Finkler zum Ergetzen,
Fallen sie ein und fangen
Sich auch in seinen Netzen. —

Nun ist es Lenz, nun sitzet
Der Fink in seiner Steige,
Der Vogler rupft und spritzet,
Daß er den Lenz verschweige.

Ich aber vorempfinde,
Was droht aus Ost und Norden,
Das Heer der kalten Winde,
Die unsre Wälder morden.

In den zerstörten Hagen
Hör' ich am Vogelherde
Auch schon den Finken schlagen:
„Wie schön ist Gottes Erde!"

Doch wird's dann wieder heller,
Nach trüben Winternissen,
Wenn einst dem Vogelsteller
Sein altes Garn zerrissen.

Hypochonders Mondlied.

Singt ihr in eurem Freudenliede:
Der heitre Mond am Himmel lacht,
Und ihm entstrahlt ein süßer Friede —
So habt ihr nie den Mond bedacht.

Seht ihr ihn dort herüberschweben,
Bleich, ohne Wasser, ohne Luft;
Er zieht mit ausgestorbnem Leben,
Ein Todtengräber sammt der Gruft.

Dort dringt der Mond mit seinem Schimmer
Still dem Nachtwandler ins Gemach,
Und winkt und lockt aus Bett und Zimmer,
Der Schläfer folgt ihm auf das Dach,

Und huscht, geschlossner Augenlieder,
Hin, her, des Daches steilsten Bug,
Als hielte geistiges Gefieder
Enthoben ihn dem Erdenzug.

Der Mond zieht traurig durch die Sphären,
Denn all die Seinen ruhn im Grab;
Drum wischt er sich die hellen Zähren
Bei Nacht an unsern Blumen ab.

Darum durchschleicht er Fenster, Thüren,
Auf Diebessohlen leis und lind,
Der Erde heimlich zu entführen
Im Schlafe dies und jenes Kind.

Den Schläfern um den Leib zu schlingen
Sucht er sein feines Silbernetz,
Und sie zu sich hinaufzuschwingen;
Doch seine Fäden reißen stets.

Und ewig wird es ihm mißglücken
Zu stehlen sich ein Spielgesind,
In seine Wüste zu entrücken
Ein lebenswarmes Erdenkind.

Der Mond wohl auch die Schlummerlosen
Der Erde zu entlocken sucht;
Er will mit schwärmerischem Kosen
Bereden sie zu früher Flucht.

Oft wenn ich ging durch Wald und Wiesen,
Log mir der Mondenschein so lang,
Ich sei auf Erden nur verwiesen,
Bis ich hinweg mich sehnte bang.

Weil er uns nicht vermag zu stehlen;
Nicht wachend, nicht in Schlafesruh',
Schickt er mit Blicken, stieren, scheelen,
Der Erde Todeswünsche zu.

Als Knabe schon konnt' ich nicht schauen
Zum stillen blassen Mond empor,
Daß nicht ein wunderliches Grauen
Mir heimlich das Gebein durchfror.

Nirgends, auf Wald und Feld und Straßen,
Frohlockt so hell des Mondes Licht,
Wie auf dem Kirchhof, wo verlassen
Ein armes Herz vor Leide bricht.

Ja, Gräber sind für ihn die Stelle,
Und an Ruinen Dorngesträuch;
Doch vor des Mondes schlimmer Helle
Bewahrt das Brautbett, rath' ich euch.

Laßt ihr den Mond ins Brautbett scheinen,
Ist euer künftig Kind bedroht,
Denn viele Stunden wird es weinen,
Und wünschen wird es sich den Tod.

Wenn Schiffer Nachts das Meer befahren,
Umhüllen sie das Haupt genau,
Denn spielt der Mond mit ihren Haaren,
So färbt er sie frühzeitig grau.

Und bei Banditen geht die Kunde:
Ein Dolch, gewetzt im Mondenschein,
Sticht eine ewig stumme Wunde,
Trifft mittendurch ins Herz hinein.

Und jene grausen alten Weiber,
Die man nicht gern genauer nennt,
Weil ihnen sonst die dürren Leiber
Das tolle Volk zu Asche brennt;

(— Wenn auch von Aerzten, Philosophen,
Ein volkverwirrendes Komplott
Sie Hexen nennt und Teufelszofen,
Der aufgeklärten Zeit zum Spott —)

Die ziehn auf mondbestrahlten Haiden,
Und pflücken murmelnd Gras und Kraut,
Woraus zu manchen Zauberleiden
Manch böses Tränklein wird gebraut.

Bergjäger, der kein Raubschütz, meidet
Den Mond; ein Wild, im Mondenstrahl
Geschossen oder ausgeweidet,
Verwest so frühe noch einmal.

Und eine Tann', im Wald geschlagen,
Wenn hell der Mond am Himmel blinkt,
Als Mastbaum in das Meer getragen,
Zerbricht der Sturm — das Schiff versinkt.

Tief in den höchsten Steyrerfelsen
Kenn' ich ein Dörflein, wo man meint:
Der Mond wird schuld an dicken Hälsen,
Wenn er in einen Brunnen scheint.

Dort meint man auch, wenn Mondsgefunkel
Die Spinnerin am Rad umspinnt
Und widerglänzt von ihrer Kunkel,
Daß sie ein Leichenhemd gewinnt. — —

Weil mich der Mond, ins Zimmer glotzend,
Nicht schlafen ließ in dieser Nacht,
Hab' ich Poet, hinwieder trotzend,
Dies Lied zum Schimpf auf ihn gemacht.

Noch wüßt' ich viel von ihm zu melden,
Doch seh' ich dort im Untergang
Hinunterducken meinen Helden,
Bevor ich noch das Schlimmste sang.

Der offene Schrank.

Mein liebes Mütterlein war verreist,
Und kehrte nicht heim, und lag in der Grube;
Da war ich allein und recht verwaist,
Und traurig trat ich in ihre Stube.

Ihr Schrank stand offen, ich fand ihn noch heut,
Wie sie, abreisend, ihn eilig gelassen,
Wie Alles man durcheinanderstreut,
Wenn vor der Thür die Pferde schon passen.

Ein aufgeschlagnes Gebetbuch lag
Bei mancher Rechnung, von ihr geschrieben;
Von ihrem Frühstück am Scheidetag
War noch ein Stücklein Kuchen geblieben.

Ich las das aufgeschlagne Gebet,
Es war: wie eine Mutter um Segen
Für ihre Kinder zum Himmel fleht;
Mir pochte das Herz in bangen Schlägen.

Ich las ihre Schrift, und ich verbiß
Nicht länger meine gerechten Schmerzen,
Ich las die Zahlen, und ich zerriß
Die Freudenrechnung in meinem Herzen.

Zusammen sucht' ich den Speiserest,
Das kleinste Krümlein, den letzten Splitter,
Und hatt' es mir auch den Hals gepreßt.
Ich aß vom Kuchen und weinte bitter.

Prolog. *

Der Winter stand, ein eiserner Tyrann,
Nie lösend seine Faust, die festgeballte,
Die eisig sich um Berg' und Thäler krallte;
Ihr Leben lag erstarrt in seinem Bann.
Als frostbedeckt die Berg' und Thale ruhten,
Gesellig drängte doch das Menschenleben
In Lust und Spiel zusammen seine Gluten,
Ließ Freudenfeste überm Tode schweben.
Zum Tanz berauschend sangen helle Geigen,
Die schöne Jugend drehte sich im Reigen,
Nicht denkend an ein Scheiden und Vergehen,
Sorglos, wie sich die Stern' am Himmel drehen.
Und übers blanke Feld des Eises glitten
Mit Geißelknall und Schellenklang die Schlitten.
So war es jüngst noch im Magyarenlande,
Am segenüberhäuften Donaustrande.
Wer hätte wohl in so beglückten Stunden
Den Donnerschlag des Unglücks vorempfunden?
Wer hörte damals in den Schlittenschellen
Prophetisch grause Todtenglöcklein gellen?
Kein Tänzer ahnte dort beim Taumelfeste
Im Wassersturme tanzende Paläste.
Die Jubeltage waren bald verflogen,
Die Freude senkte die erregten Wogen,
Die Zeit des holden Frühlings war gekommen,
Die alle Herzen spüren, süß beklommen,
Die Zeit, wo aus dem Eis die Knospen springen
Und hell vom Liebesfest die Wälder klingen
O Frühling, alle Herzen harrten dein,
Auf deine Lieder, deinen Sonnenschein;
Wie schrecklich aber täuschtest du ihr Hoffen,
Mit welchen Liedern hast du sie getroffen!
Sturmläuten, Jammerruf und Hülfeschreien,
Und Flutendonner, schlagend an die Wände,
Sind diesmal, Frühling, deine Melodeien;
Und deine Blumen sind gerungne Hände,
Und rings verzweiflungsblasse Angesichter;
Diesmal bist du gekommen als Vernichter!

* Gesprochen in einem Concerte zu Unterstützung der in Ungarn durch Ueberschwemmung Verunglückten.

Danubius, der starke Riese, hat
Schon längst gebuhlt um diese schöne Stadt;
Der Riese hat an hellen Sommertagen
Auf seiner breiten Brust ihr Bild getragen,
Er trug ihr Bild, gefaßt in Strahlenflimmer;
Wie hat es doch so bang gezittert immer!
Zu Winter hielt er einen festen Schlaf,
Bis weckend ihn der Hauch des Frühlings traf.
Urplötzlich ward vom Schlaf Danubius munter,
Er springt nach seiner Braut mit offnen Armen,
Sie jammert auf, er faßt sie ohn' Erbarmen
Und reißt sie jauchzend in sein Bett hinunter.
Er brachte ihr, als reiche Morgengabe,
Die wüsten Trümmer mit von manchem Grabe:
Waldstämme, Dächer und zerrissne Mühlen
Ließ er heran zu ihren Füßen spülen,
Und Leichen rollt er, frische, längstversenkte,
Die nun die Flut aus ihren Grüften drängte.
Die Welle, die vordem so mild und zahm
Als treue Magd ins Haus des Menschen kam,
Die noch im Herbst als Müllerin geschaltet,
Hat jetzt sich zur Hyäne umgestaltet,
Sie wühlt hervor, was alte Gräber bergen,
Und treibt heran die Wiegen mit den Särgen.
Durch alle Schranken stürzen sich die Fluten,
Sie steigen immer höher an die Wände,
Und unaufhaltsam sieht der Mensch sein Ende,
Wie seine Jahre schrumpfen zu Minuten.
Dort auf die Dächer klettern die Bedrohten:
So sammeln sich die Schwalben auf den Dächern,
Enteilend ihren gastlichen Gemächern,
Wenn übers Meer der Süden sie entboten.
Es werden diese angstgetriebnen Seelen,
Den Schwalben gleich, des Weges nicht verfehlen,
Sie flüchten in die Heimath übers Meer,
Von wannen aber keine Wiederkehr.
Ein Schrei, ein Krach — und alles ist verschwunden —
Nun todtesstill — nie wird die Spur gefunden.
Im Element verschwunden ohne Spur
Ist hier der Menschen Werk und all ihr Glück,
Als träumte wieder einmal die Natur
In ihre wilde Jugend sich zurück.
Fort ist die Stadt, die blühend sich geregt,
Als hätte dürres Laub der Sturm verfegt;

Die alten Steppen werden aufgefrischt,
Wo eines edlen Volkes Freude stand,
Als eine leere Tafel blieb das Land,
Des Volkes Rechnung ist hinweggewischt.
Und weinend wandeln auf der wüsten Haide,
Dem stillen Grab von so viel Glück und Leide,
Das Elend und der Kummer, eng verschlungen,
Und spät verblutende Erinnerungen.
Hier lernt das Herz erträumten Schmerz vergessen,
Hat ihm ein Hauch des Schicksals weh gethan;
Wir lernen unsern kummervollen Wahn
An dem furchtbar gediegnen Unglück messen.
O haltet euer Herz an die gekettet,
Die aus dem Sturm als Bettler sich gerettet!
O gebt mit sanftem Wort und weichen Händen
Dem Kummer Trost, dem Elend eure Spenden!
Das ist ein böser Frühling für die Armen,
Und unersetzlich ist, was er genommen;
Doch eure Liebe wird dem Unglück frommen,
Denn Balsam jeder Wunde ist Erbarmen.
Die milden Gaben, eure Liebesboten,
Sie heilen nicht die unheilbaren Schäden,
Und nicht erwecken können sie die Todten;
Doch können sie den großen Schmerz bereden,
Daß er sich allgemach zur Wehmuth mildre,
Und daß er zur Verzweiflung nicht verwildre.
Die Armen schauen mit verweinten Blicken,
Gerührt, auf ihrem Schutt des Mitleids Blüthe;
Der Herzenshauch von euch wird sie erquicken;
Der schönste Frühling ist die Herzensgüte!

An eine Freundin.

Dichterherzen können segnen
Wen sie lieben; fremd und rauh
Meinem Herzen zu begegnen
Hüte dich, du schöne Frau.

Eine Sage läßt dich grüßen,
So ich im Gebirg vernahm,
Als ich einst, vor Wettergüssen
Flüchtend, in ein Hüttlein kam,

In den tiefsten Einsamkeiten,
Zwischen Felsen, ruht ein See;
Dem entstieg ein Geist vor Zeiten,
Kam den Menschen in die Näh'.

Kam ins Dorf, erschien beim Feste,
Brachte Segen in das Haus,
Und es blickten Wirth und Gäste
Oft gar sehnlich nach ihm aus.

Plötzlich stand er unter ihnen
Trug ein dunkles Mönchsgewand!
Und der Mann mit ernsten Mienen
Freud' an ihrer Freude fand.

Gerne weilt' er eine Stunde,
Nickte, und verlor sich sacht
In den See, zum stillen Grunde
Taucht' er heim um Mitternacht.

Glücklich ward die Braut gepriesen,
Wenn er kam und ihr zum Tanz
Brachte von verborgnen Wiesen
Fremder Blumen einen Kranz.

Wohlgeruch durchquoll das Zimmer,
Schöner blühte dann die Braut,
Ward im gleichen Jugendschimmer
Viele Jahre noch geschaut.

Mutter ward sie guter Kinder,
Haus und Feld gedieh; bis spät
Sie der Tod, ein leiser, linder,
Ueberraschte beim Gebet.

Einst mit rauher Ungebühre
Sprach ihm Eines was zu leid;
Traurig schwieg er, und zur Thüre
Schwand der Saum von seinem Kleid.

Und sie sahn vom Ufer nieder,
Riefen, klagten je und je;
Doch es kam der Geist nie wieder,
Blieb in seinem tiefen See.

Thränenpflege.

Ach, Freundin, ich habe dich gestört
In deinem verborgnen Weinen;
Nun hast du zu weinen aufgehört,
Und ruhig willst du scheinen.

Wenn deine Züge verhüllend auch
Vor deinen Schmerz sich reihen,
Und ihn nicht nennt der Lippen Hauch,
Ich hör' ihn im Herzen schreien.

Pfleg' deinen Schmerz mit Thränen lind,
Als eine weinende Aja,
Einschläfre ihn, als wie ihr Kind
Die Mutter im Himalaya.

Sie legt das Kind im Schattengestein
Dem Tropfbach unter, vertrauend;
Die leisen Tropfen schläfern es ein,
Ihm auf die Wangen thauend.

An den Frühling.

Noch immer, Frühling, bist du nicht
Gekommen in mein Thal,
Wo ich dein liebes Angesicht
Begrüßt das letzte Mal.

Noch stehn die Bäume dürr und baar
Um deinen Weg herum
Und strecken, eine Bettlerschaar,
Nach dir die Arme stumm.

Frühblumen wähnten dich schon hier,
Frost bringt sie um ihr Glück,
Sie sehnten sich heraus nach dir,
Und können nicht zurück.

Die Schwalbe fliegt bestürzt umher,
Und ruft nach dir voll Gram,
Bereut schon, daß sie übers Meer
Zu früh herüberkam.

An ein schönes Mädchen.

Wie die Ros' in deinem Haare,
Mädchen, bist du bald verblüht;
Schönes Mädchen, o bewahre
Vor dem Welken dein Gemüth!

Mädchen, wenn dein Herbst gekommen,
Und das ganze Paradies
Deiner Blüthe dir genommen,
Und dich aus dir selbst verwies;

Wenn du in des Welkens Tagen
Nicht den frohen Muth mehr hast,
Rosen in dem Haar zu tragen,
Weil den Wangen sie verblaßt;

O dann zaubert dein Gemüthe,
Wenn du's vor dem Frost bewacht,
Auf dein Antlitz eine Blüthe,
Leuchtend durch die Todesnacht.

Der schwarze See.

Die Tannenberge rings den tiefen See umklammen,
Und schütten in den See die Schatten schwarz zusammen.

Der Himmel ist bedeckt mit dunklen Wetterlasten,
Doch ruhig starrt das Rohr, und alle Lüfte rasten.

Sehr ernst ist hier die Welt und stumm in sich versunken.
Als wär' ihr letzter Laut im finstern See ertrunken.

Als wie ein Scheidegruß erscheint mir diese Stille,
Ein stummes Lebewohl, ein düstrer letzter Wille.

Sehr ernst ist hier die Welt und mahnt, das Erdenweh,
Des Herzens letzten Wunsch zu werfen in den See.

O Hoffnungen, hinab! zerrissne Traumgeflechte!
O Liebe, süßer Schmerz der schlummerlosen Nächte!

Ihr habt mein Herz getäuscht; nicht heilen wird die Wunde,
Doch hab' ich noch die Kraft, zu stoßen euch zum Grunde. —

Der Wind wacht auf, ich seh' ihn durchs Gewässer streichen;
Will denn sein Hauch das Herz mir noch einmal erweichen?

Das Schilf am Ufer bebt und flüstert mir so bange,
Im Winde bebt der Wald am steilen Uferhange.

Ich höre kommen dich, Natur! dein Mantel rauscht,
Wie der Geliebten Kleid, wenn ich nach ihr gelauscht;

Willst du denn noch einmal an meinen Hals dich hängen?
Ins Elend locken mich mit schmeichelnden Gesängen?

Es schwillt der Wind zum Sturm, es zucken Blitze wild,
Den schwarzen See durchglüht ihr schnell verzitternd Bild;

Sie leuchten durch den See, wie aus beglückten Tagen
Durch mein verfinstert Herz Erinnerungen jagen.

Sie rufen mir: o Thor! was hat dein Wahn beschlossen!
Die Hoffnung kannst und sollst du in das Grab hier stoßen!

Doch willst in diesem See die Liebe du ertränken,
So mußt du selber dich in seine Fluten senken!

Das Roß und der Reiter.

Die frische Quelle rinnt herab am Steingesenke,
Der Reiter führt sein Roß zur lang ersehnten Tränke.

Aus Bergesadern kühl die klaren Fluten fließen,
In heiße Adern sich des Pferdes zu ergießen.

Der Reiter schaut sein Roß mit innigem Vergnügen,
Wie es die Flut einzieht in lustgedehnten Zügen;

Und wie die Wellen ihm die Mähne wiegend spülen,
Und wie sie, eingeschlürft, das heiße Blut ihm kühlen.

Der Rappe möchte gern im durstenden Verlangen
Jeglichen Wasserguß, der ihm enteilt, empfangen;

Doch wie er unten trinkt, hört oben schon sein Lauschen
Den reichen Ueberfluß verheißend niederrauschen.

Der Reiter hat sich auch am Quelle kühl getrunken,
Steht nun im großen Blick des Hochgebirgs versunken.

Er starrt auf Alpen hin, ihr seliges Umnachten,
Das leise Zauberspiel des Lichtes zu betrachten;

Wie mit den fernen Höhn die Strahlen dort verkehren,
Und sich in stiller Glut im letzten Kuß verzehren.

Und auf den Wandrer sinkt, den düstern, sehnsuchtkranken,
Der frische Seelenthau der himmlischen Gedanken.

Es strömt auf ihn herab die ew'ge Liebesquelle,
Es kann sein durstend Herz nicht fassen jede Welle;

Doch kann sein Herz auch nicht den ganzen Strom behausen,
So hört er oben schon die ew'ge Fülle brausen.

Die Blumenmalerin.

Brach ein Leben bei den heitern Griechen,
Bog der Freund sich auf den Todessiechen,
Aufzuküssen seinen letzten Hauch.
Blumen, nicht im einsam wilden Grase,
Blumen, euch in der krystallnen Vase
Fiel ein schönes Loos im Sterben auch!

Eure holden Aeuglein blicken trüber,
In den bleichen Todesschlaf hinüber
Neigt ihr schon die Häupter traurig matt;
Während eure Blätter sich entfärben,
Während eure schönen Blüthen sterben,
Blüht ihr auf an diesem weißen Blatt.

Blumen, eure letzten Blicke flehen:
„Schöne Freundin! laß uns nicht vergehen!
Tröste unser flüchtiges Geschick!
Deinen zauberischen Pinsel tauche
Eilig noch in unsre Sterbehauche,
Küss' die Seele auf in deinen Blick!"

Und sie blickt und malt und blicket wieder,
Blum' an Blume neigt getrost sich nieder,
Wenn ihr Bild der Freundin schön gelang.
Und es wagt die lieblichste der Frauen
Nicht, vom schönen Werke abzuschauen,
Vom besiegten Blumenuntergang.

Hußarenlieder.

I.

Der Hußar,
Trara!
Was ist die Gefahr?
Sein herzliebster Schatz;
Sie winkt, mit einem Satz
Ist er da, trara!

Der Hußar,
Trara!
Was ist die Gefahr?
Sein Wein; flink! flink!
Säbel blink! Säbel trink!
Trink Blut! trara!

Der Hußar,
Trara!
Was ist die Gefahr?
Sein herzliebster Klang,
Sein Leibgesang,
Schlafgesang, trara!

II.

Der leidige Frieden
Hat lang gewährt,
Wir waren geschieden,
Mein gutes Schwert!

Derweil ich gekostet
Im Keller den Wein,
Hingst du verrostet
An der Wand allein.

Von Sorte zu Sorte
Probirt' ich den Wein,
Indessen dorrte
Das Blut dir ein.

Ist endlich entglommen,
Der heiße Streit,
Mein Schwert, und gekommen
Ist deine Zeit.

Ich gab deiner Klingen
Den blanken Schliff,
Ich lasse dich singen,
Den Todespfiff.

Im Pulvernebel
Die Arbeit rauscht,
Wir haben, o Säbel,
Die Freuden getauscht.

Im brausenden Moste,
Mein durstiges Erz,
Betrinke dich, koste
Von Herz zu Herz.

Derweil du gekostet
Das rothe Blut,
Ist mir eingerostet
Der Hals vor Glut.

III.

Den grünen Zeigern,
Den rothen Wangen,
Den lustigen Geigern,
Bin ich nachgegangen
Von Schenk' zu Schenk'
So lang ich denk'.

Am Tschako jetzt trag' ich
Die grünen Aeste,
Rothe Wangen, die schlag' ich
Den Feinden aufs Beste,
Kanonengebrumm
Musicirt herum.

IV.

Da liegt der Feinde gestreckte Schaar,
Sie liegt in ihrem blutrothen Blut;
Wie haut er so scharf, wie haut er so gut,
Der flinke Hußar!

Da liegen sie, ha! so bleich und roth,
Es zittern und wanken noch husch! husch!
Ihre Seelen auf seinem Federbusch,
Da liegen sie todt.

Und weiter ruft der Trompetenruf,
Er wischt an die Mähne sein nasses Schwert,
Und weiter springt sein lustiges Pferd
Mit rothem Huf.

An den Ischler Himmel im Sommer 1838.

Ein Scherz.

Himmel! seit vierzehn Tagen unablässig
Bist du so gehässig und regennässig,
Bald ein Schütten in Strömen, bald Geträufel;
Himmel, o Himmel, es hole dich der Teufel!

Gurgelst wieder herab die schmutzigen Lieder,
Hängen vom Leibe dir die Fetzen nieder,
Taumelst gleich einem versoffenen, zitternden Lumpen,
Hin von Berge zu Berge mit vollem Humpen!

Warfst den Bergen die Kinder aus ihren Betten,
Alle Bäche heraus, und plump zertreten
Hast du die reifende Saat den armen Bauern;
Unband! wie lange noch soll dein Unfug dauern?

Wenn doch endlich tüchtige Winde brausten,
Und dich rasch von dannen peitschten und zausten!
Aber du wirst von Stunde zu Stunde noch frecher,
Lümmelst schon dich herein bis auf unsre Dächer.

Hast an harten Felsen den Kopf zerschlagen,
Und noch bist du nicht hin! seit vierzehn Tagen!
Blinder Unhold! es ist das Auge der Sonnen
Und das Auge des Monds dir ausgeronnen.

Ungastfreundlicher Strolch! die schönsten Frauen
Kamen zu baden, und das Gebirg zu schauen;
Baden können sie gnug, doch den Hals nie strecken
Aus dem Thale, dem riesigen Badebecken.

Hätte Ischl nur dich und seine Soolen,
Hätt' ich mit einem Fluche mich längst empfohlen;
Doch nebst dir und deinem Wolkengewimmel
Hat es zum Glück noch einen andern Himmel!

Der Kranich.

Stoppelfeld, die Wälder leer,
Und es irrt der Wind verlassen,
Weil kein Laub zu finden mehr,
Rauschend seinen Gruß zu fassen.

Kranich scheidet von der Flur,
Von der kühlen, lebensmüden,
Freudig ruft er's, daß die Spur
Er gefunden nach dem Süden.

Mitten durch den Herbstesfrost
Schickt der Lenz aus fernen Landen
Dem Zugvogel seinen Trost,
Heimlich mit ihm einverstanden.

O wie mag dem Vogel sein,
Wenn ihm durch das Nebeldüster
Zückt ins Herz der warme Schein,
Und das ferne Waldgeflüster!

Hoch im Fluge übers Meer
Stärket ihn der Duft der Auen;
O wie süß empfindet er
Ahnung, Sehnsucht und Vertrauen!

Nebel auf die Stoppeln thaut;
Dürr der Wald; — ich duld' es gerne,
Seit gegeben seinen Laut
Kranich, wandernd in die Ferne.

Hab' ich gleich, als ich so sacht
Durch die Stoppeln hingeschritten,
Aller Sensen auch gedacht,
Die ins Leben mir geschnitten;

Hab' ich gleich am dürren Strauch
Andres Welk bedauern müssen,
Als das Laub, vom Windeshauch
Aufgewirbelt mir zu Füßen:

Aber ohne Gram und Groll
Blick' ich nach den Freudengrüften,
Denn das Herz im Busen scholl,
Wie der Vogel in den Lüften;

Ja, das Herz in meiner Brust
Ist dem Kranich gleich geartet,
Und ihm ist das Land bewußt,
Wo mein Frühling mich erwartet.

Das dürre Blatt.

Durchs Fenster kommt ein dürres Blatt,
Vom Wind hereingetrieben;
Dies leichte, offne Brieflein hat
Der Tod an mich geschrieben.

Das dürre Blatt bewahr' ich mir,
Will's in die Blätter breiten,
Die ich empfangen einst von Ihr;
Es waren schöne Zeiten!

Da draußen steht der Baum so leer;
Wie er sein Blatt im Fluge,
Kennt sie vielleicht ihr Blatt nicht mehr,
Trotz ihrem Namenszuge.

Der todten Liebe Worte flehn,
Daß ich auch sie vernichte;
Wie festgehaltne Lügner stehn
Sie mir im Angesichte.

Doch will ich nicht dem holden Wahn
Den Wurf ins Feuer gönnen;
Die Worte sehn mich traurig an,
Daß sie nicht sterben können.

Ich halte fest, zu bittrer Lust,
Was all mein Glück gewesen,
In meinem schmerzlichen Verlust
Will ich zurück mich lesen.

Das dürre Blatt leg' ich dazu,
Des Todes milde Kunde,
Daß jedes Leiden findet Ruh,
Und Heilung jede Wunde.

Erinnerung.

Einst gingen wir auf einer Bergeswiese;
Tief athmend tranken wir die Blumenseelen,
Das Bächlein kam herab, uns zu erzählen
Den unvergeßnen Traum vom Paradiese.

Wir sahn das Abendroth die Gipfel färben,
Es war ein Spiel vom schönsten Alpenlichte,
Doch wandt' ich mich nach deinem Angesichte,
Das strahlte mir wie Liebe ohne Sterben.

Bald war den Bergen ihre Glut entschwunden,
Und wird vielleicht so schön nie wieder kommen;
Auch deinem Antlitz war der Strahl genommen,
Ich sah ihn nicht in allen spätern Stunden.

Hat mich vielleicht in deinen Zaubermienen
Der Wiederschein der Sonne nur geblendet?
Auch dann ein Strahl der Liebe, die nicht endet,
Doch besser wär's, mir hätt' er nicht geschienen.

Gutenberg.

„Schon weht es kühler auf Erden;
Es möchte Abend werden,
Es möchte werden Nacht,
Bevor durchrungen die Schlacht,
Der Menschheit altes Gefecht
Um Freiheit, Licht und Recht.
Ich reiche beiden Heeren
Beschleunigend Waffen und Wehren,
Es soll ihr Letztes wagen
Die Höll', und werden erschlagen;
Daß noch ein Stündlein Frieden
Der Menschheit sei beschieden."

So dachte der Genius, der die Menschheit führt,
Als er die Stirne Gutenbergs berührt.

An Agnes.

Wo kein Strahl des Lichtes blinket,
Wo kein Thau von Thränen sinket
In die Stille nieder,
Und hinaus in alle Weiten
Nächtlicher Vergessenheiten
Dringen deine Lieder.

Die entflohn und nicht mehr kamen,
Freuden mit verlornen Namen,
Kannst du wiederbringen;
Lauschend treten alle Schmerzen
Leiser auf in meinem Herzen,
Hören sie dich singen.

Im Vorfrühling.

Am Grabe E. Mitschiks.

Ringsum sind die Berge noch verschneit,
Aber Blumen seh' ich hier, die frühen!
Blumen, schön, daß ihr gekommen seid,
Hier auf seinem frühen Grab zu blühen.

Freudig stieg er manchen Berg hinan,
Um des Frühlings Grüße zu empfangen!
Weil der Todte nicht mehr kommen kann,
Ist nun ihm der Frühling nachgegangen. —

Blumen! ob ihr nicht die Freuden seid,
Die dem Todten hätten kommen sollen?
Die, gehüllt in euer lichtes Kleid,
Doch auf seinem Grabe blühen wollen?

Bei Uebersendung eines Straußes.

In den trüben, in den kalten
Tagen, die uns heimgesucht,
Hat der Herbst auf ihrer Flucht
Letzte Blumen aufgehalten,

Um sie dir zu schenken!
Diesem Herbste will ich gleichen:
Wenn auf meine lauten Wälder,
Blumigen Gedankenfelder
Mir die Todeslüfte streichen,
Daß sie schweigen und verblühn,
Will ich mit dem letzten Grün
Deiner noch gedenken.

Der einsame Trinker.

I.

„Ach, wer möchte einsam trinken,
Ohne Rede, Rundgesang,
Ohne an die Brust zu sinken
Einem Freund im Wonnedrang?"

Ich; — die Freunde sind zu selten;
Ohne Denken trinkt das Thier,
Und ich lad' aus andern Welten
Lieber meine Gäste mir.

Wenn im Wein Gedanken quellen,
Wühlt ihr mir den Schlamm empor,
Wie des Ganges heil'ge Wellen
Trübt ein Elephantenchor.

Dionys in Vaterarme
Mild den einzlen Mann empfing,
Der, gekränket von dem Schwarme,
Nach Eleusis opfern ging.

II.

Ich trinke hier allein,
Von Freund und Feinden ferne,
In stiller Nacht den Wein,
Und meide selbst die Sterne:

Da fährt man gerne mit
In Blicken und Gedanken,
Und könnt' auf solchem Ritt
Das volle Glas verschwanken.

Der Kerzen heller Brand
Kommt besser mir zu statten,
Da kann ich an der Wand
Doch schauen meinen Schatten.

Mein Schatten! komm, stoß an,
Du wesenloser Zecher!
Auf, schwinge, mein Kumpan,
Den vollen Schattenbecher!

Seh' ich den dürren Schein
In deinem Glase schweben,
Schmeckt besser mir der Wein
Und mein lebendig Leben;

So schlürfte der Hellen
Die Lust des Erdenpfades,
Sah er vorübergehn
Als Schatten sich im Hades.

III.

Schatten, du mein Sohn,
Hast dich nicht verändert,
Warst vor Jahren schon
Eben so gerändert.

Was auf Stirn' und Wang'
Zeit mir eingehauen:
Jugenduntergang
Lässest du nicht schauen.

Einen Berg ich sah
Spät im Herbste ragen,
Umriß war noch da
Wie zu Frühlings Tagen.

Nicht mit seinem Grat
Gibt der Berg zu wissen:
„Meine Wälder hat
Mir der Sturm zerrissen."

„Meine Heerde schied
Mit den Glockenklängen,
Still das Alpenlied
Auf den Wiesenhängen."

Hohen Angesichts
Blickt der Berg ins Ferne,
Nahm der Herbst doch nichts
Seinem Felsenkerne.

Froh ins ferne Land
Will wie er ich blicken;
Und mein fester Stand
Trotze den Geschicken.

Süßes Traubenblut
Fließt auf meiner Schanze;
Rebe, theures Gut!
Seelenvolle Pflanze!

Soll für Recht und Licht
Andres Blut einst fließen,
Minder freudig nicht
Will ich meins vergießen.

IV.

Redlich, Schatten, kannst du heben
Den Pokal, mich lassen leben;
Wenn sie meinen Leib bestatten,
Bist du mitvergangen, Schatten!

Manches Auge möchte weinen;
Schatten, doch ich wüßte Keinen
Auf dem weiten Erdenringe,
Der wie du mit mir verginge.

Weil dem Sünder ohne Reue
Soll gebrochen sein die Treue,
Lassen tiefempfundne Mähren
Den Verbrecher dich entbehren.

Treuer Freund, sei mir gepriesen!
Hast mir Liebes oft erwiesen;
Will zu stolz das Herz mir glänzen,
Zeigst du still mir meine Gränzen.

Frühling.

Die warme Luft, der Sonnenstrahl
Erquickt mein Herz, erfüllt das Thal.
O Gott! wie deine Schritte tönen!
In tiefer Lust die Wälder stöhnen;
Die hochgeschwellten Bäche fallen
Durch Blumen hin mit trunknem Lallen;
Sein bräutlich Lied der Vogel singt,
Die Knosp' in Wonne still zerspringt;
Und drüber goldner Wolken Flug:
Die Liebe ist in vollem Zug.
An jeder Stelle möcht' ich liegen;
Mit jedem Vogel möcht' ich fliegen,
Ich möchte fort und möchte bleiben,
Es fesselt mich und will mich treiben.
O Lenz, du holder Widerspruch:
Ersehnte Ruh und Friedensbruch,
So heimathlich und ruhebringend,
So fremd, in alle Ferne dringend.
Das Frühlingsleuchten, treu und klar,
Erscheint dem Herzen wunderbar
Ein stehngebliebner Freudenblitz,
In Gottes Herz ein offner Ritz;
Und wieder im Vorübersprung
Ein Himmel auf der Wanderung;
Ein irrer Geist, der weilend flieht
Und bang das Herz von hinnen zieht.
Ich wandle irr, dem Himmel nach,
Der rauschend auf mich niederbrach;
O Frühling! trunken bin ich dein!
O Frühling! ewig bist du mein!

An die Alpen.

Alpen! Alpen! unvergeßlich seid
Meinem Herzen ihr in allen Tagen;
Bergend vor der Welt ein herbes Leid,
Hab' ich es zu euch hinaufgetragen.

Für das Unglück steht ein Gnadenbild
Zwischen Felsen heimlich eingeschlossen,
Eine Kluft ist's, einsam, tief und wild,
Durch den Abgrund ist ein Quell gestoßen.

Wie die Brust Maria's schwertdurchbohrt
Ist zu schaun in christlicher Kapelle,
So Natur, der heil'gen Mutter dort
Schien das Herz durchschnitten von dem Quelle.

Grauer Felsen ewig starrer Blick
Hangt hinab zur tiefgerissnen Wunde,
Und der Mensch mit seinem Mißgeschick
Lauscht dem Strom, der immer klagt im Grunde.

Tausendstimmig braust ein dunkler Schmerz
In des Stroms zerbrochenen Akkorden,
Und aufhorchend ist des Menschen Herz
Seiner eignen Klage still geworden.

Wird des Unglücks heil'ger Sinn geahnt,
Hat der Kummer seinen Groll verloren;
Rauschend hat mich's an der Kluft gemahnt:
Schmerz und Liebe hat die Welt geboren.

Schmerz und Liebe ist des Menschen Theil,
Der dem Weltgeschick nicht feig entwichen;
Zieht er aus dem Busen sich den Pfeil,
Ist er für die Welt und Gott verblichen.

Heimweh jagt des Abgrunds wilden Schaum;
Läßt Natur die Erd' in Freuden prangen,
Schildert sie der Zukunft schönen Traum;
All ihr Herz ist Sehnen und Verlangen.

Heimweh ist es, wenn die Liebe naht,
Ist der Grund des nie gestillten Fragens,
Heimweh jede große Menschenthat,
Und die Wunder himmlischen Entsagens. —

Alpen, o wie stärkte mich die Rast,
Lagernd auf dem weichen Grün der Wiesen,
Kräuterdüfte fächelten den Gast,
Eisgeharnischt ragten eure Riesen.

Lerche sang ihr lustverwirrtes Lied,
Schweigend strich der Adler durchs Gesteine,
Und die Gipfel, als die Sonne schied,
Schwelgten stumm im letzten Purpurscheine.

Eine Heerde irrt' am Wiesenhang,
Kühe weidend pflückten ihre Beute,
Und die Glock' an ihrem Halse klang
Für die Kräuter sanftes Sterbgeläute.

Kaum vernehmbar kam der müde Schall
Jener Kluft herüber mit den Winden;
Wo so hoher Frieden überall,
Ließ die Ruh in Gott sich vorempfinden. —

Frischen Muth zu jedem Kampf und Leid
Hab' ich thalwärts von der Höh getragen;
Alpen! Alpen! unvergeßlich seid
Meinem Herzen ihr in allen Tagen!

Die Poesie und ihre Störer.

Im tiefen Walde ging die Poesie
Die Pfade heil'ger Abgeschiedenheit,
Da bricht ein lauter Schwarm herein und schreit
Der Selbstversunknen zu: „Was suchst du hie?
Laß doch die Blumen blühn, die Bäume rauschen,
Und schwärme nicht unpraktisch weiche Klage,
Denn mannhaft wehrhaft sind nunmehr die Tage,
Du wirst dem Wald kein wirksam Lied entlauschen.
Komm, komm mit uns, verding' uns deine Kräfte;
Wir wollen reich dir jeden Schritt bezahlen
Mit blankgemünztem Lobe in Journalen,
Heb' dich zum weltbeglückenden Geschäfte! —
Laß nicht dein Herz in Einsamkeit verdumpfen,
Erwach' aus Träumen, werde social,
Weih' dich dem Thatendrange zum Gemahl;
Zur alten Jungfer wirst du sonst verschrumpfen!"
Die Poesie dem Schwarm antwortend spricht:
„Laßt mich! verdächtig ist mir euer Streben;
Befreien wollt ihr das gejochte Leben,
Und gönnt sogar der Kunst die Freiheit nicht?
Euch sank zu tief ins Aug' die Nebelkappe,
Wenn euer Blick nicht straßenüber sieht,
Und wenn ihr heischt vom freigebornen Lied,
Daß es dienstbar nur eure Gleise tappe.
Ein Blumenantlitz hat noch nie gelogen,
Und sichrer blüht es mir ins Herz die Kunde,
Daß heilen wird der Menschheit tiefe Wunde,
Als euer wirres Antlitz, wuthverzogen.
Prophetisch rauscht der Wald: die Welt wird frei!
Er rauscht es lauter mir als eure Blätter,
Mit all dem seelenlosen Wortgeschmetter,

Mit all der matten Eisenfresserei.
Wenn mir's beliebt, werd' ich hier Blumen pflücken;
Wenn mir's beliebt, werd' ich von Freiheit singen;
Doch nimmermehr lass' ich von euch mich dingen!"
Sie spricht's und kehrt dem rohen Schwarm den Rücken.

Der Rationalist und der Poet.

„Freund, sitzest hier auf weichem Moose,
Ins Geruchzeug duftet dir die Rose,
Um dein Antlitz Frühlingswinde wallen,
Und da drüben lärmen Nachtigallen.
Darum singst du hier ein Lied versöhnend,
Weich und duftig, lind und zärtlich tönend.
Säßest du auf einem harten Stumpfe,
Käme dir der Duft von einem Sumpfe,
Spürtest du den Herbstwind frostig wehen,
Wärst du hier umkrächzt von rauhen Krähen:
Ha! ich wette, hart und widrig klänge,
Kühl und rauh, was deine Muse sänge.
Wäre dort die Wolke losgebrochen,
Hättest du dich ohne Lied verkrochen.
Hundert Dinge stören dir 's Gehege,
Weisen deiner Phantasie die Wege,
Hundert Mitarbeitern bist du pflichtig;
All dein Dichtertreiben find' ich nichtig."
Also spricht der Rationaliste,
Der den Dichter heimlich hat belauert,
Stolzer Hahn auf dem Verstandesmiste,
Daß dem Dichter vor dem Wichte schauert.
Dichter spricht: Wenn Vögel, Blumen, Winde,
Und das ganze liebe Lenzgesinde
Meinem Liede helfen, wird's ihm frommen,
Und es wird der Welt zu Herzen kommen.
Hätt' ich rauhen Felsensitz erklettert,
Schwül bedrückt von einer Sumpfeswolke,
Rauh umkrächzt von einem Rabenvolke,
Oder auch von Hagelschlag umwettert:
Säng' ich! und in meinem Liede schalten
Ließ' ich gern auch die Naturgewalten.

Aber gleich entflüchten Lust und Schmerzen,
Dringt heran mir ein Gesicht wie deines,
Kalt genug, mir trotz des Maienscheines
Aus der Welt die Poesie zu merzen.

Passiver und aktiver Beifall.

Der scharfe Geist hat euch geschwind durchdrungen,
Und bald empfängt er eure Huldigungen;
Den tiefen aber sollt ihr selbst durchdringen,
Drum wird ihm eure Liebe spät gelingen.

Form.

Ist die Form auch festgeschlossen,
Immer noch ist's kein Gedicht,
Wenn um den Gedanken nicht
Stetig sich das Wort gegossen.

Werfen noch die Worte Falten,
Kein lebend'ger Leib, nur Kleid,
Was sie wecken, Lust und Leid,
Wird im Hörer bald erkalten.

Hört den losen Kern er klappern
Wie Thoneisenklapperstein,
Mag das Wort gemeistert sein,
Ist es doch nur dürres Plappern.

Irrthum.

Was Ihr Bild nennt unverständig,
Ist nur Gleichniß, kalt und hohl,
Wo der Geist nicht ein Symbol
Mit der Sprache zeugt lebendig,

Und das Ringlein Salomonis,
Das die Diwen zwinget ein,
Zaubermächtig, es ist kein
Tertium comparationis.

An einen Dichter.

Nur wer sich mit eignen Kräften
Durch das Dickicht einen Pfad schafft,
Kann den Kranz sich dauernd heften;
Kunst ist keine Kameradschaft.

Düngst du deinen Ruhm in Scherben
Mit dem Mist der Schmeicheleien,
Wird er übernacht dir sterben;
Laß ihn wachsen wild im Freien.

Dann nur mag sein Hauch dich stärken,
Wenn er dir auf Dornenwegen
Und nach heiß vollbrachten Werken
Ueberraschend blüht entgegen.

Zweierlei Vögel.

Strichvogel Reflexion,
Zugvogel Poesie,
Singt jeder andern Ton,
Und andre Melodie.

Strichvogel hüpft und pfeift
Und pickt von Ast zu Ast,
Und höchstens einmal streift
Zu Nachbarn er als Gast.

Er ruft: Freund bleib im Land,
Und redlich nähre dich;
Es wagt um Fabeltand
Ein Narr nur weiter sich.

O halte deinen Flug
Von Meer und Stürmen fern,
Die Sehnsucht ist Betrug,
Hier picke deinen Kern!

Zugvogel aber spricht:
Du Flattrer, meinen Flug
Und Zug verstehst du nicht;
Klug ist hier nicht genug.

Du picke immer zu,
Und bleib auf deinem Ast,
Wenn keine Ahnung du
Von meiner Ahnung hast.

Doch pfeif's nicht aus als Wahn
Und Narrenmelodei,
Daß hinterm Ocean
Auch noch ein Ufer sei.

Vermischte Gedichte.

Neue Folge.

Einem Gemüthskranken.

Seitdem du mit den höchsten Mächten
Begannst zu hadern und zu rechten,
Kann dir der kleinste, stillste Wurm
Im Herzen wecken einen Sturm,
Wie einst in jenen Frühlingstagen,
Die dir kein Gott zurück mehr ruft,
Ein grünes Blatt, ein Hauch der Luft
Dir oft gebracht ein seliges Behagen.

An einem Grabe.

Kühl herbstlicher Abend, es weht der Wind,
Am Grabe der Mutter weint das Kind,
Die Freunde, Verwandten umdrängen dicht
Den Prediger, der so rührend spricht.
Er gedenkt, wie fromm die Todte war,
Wie freundlich und liebevoll immerdar,
Und wie sie das Kind so treu und wach
Stets hielt am Herzen; wie schwer dieß brach.
Daß grausam es ist, in solcher Stund'
Die Todten zu loben, ist ihm nicht kund,

Der eifrige Priester nicht ahnt und fühlt,
Wie er im Herzen des Kindes wühlt.
Es regnet, immer dichter, herab,
Als weinte der Himmel mit, aufs Grab,
Doch stört es nicht den Leichensermon,
Auch schleicht kein Hörer sich still davon.
Die Todte hört der Rede Laut
So wenig als: wie der Regen thaut,
So wenig als das Rauschen des Winds,
Als die Klagen ihres verwaisten Kinds.
Der Priester am Grabe doch meint es gut,
Er predigt dem Volk mit Kraft und Glut,
Verwehender Staub dem Staube,
Daß er ans Verwehen nicht glaube.

Veränderte Welt.

Die Menschheit ist dahinter kommen,
Trotz aller Gaukelei der Frommen,
Daß mit dem Leben vor dem Grabe
Man endlich Ernst zu machen habe.

Zerbrochen ist des Wahnes Kette,
Die Erde sei nur Uebungsstätte,
Nur Voltigirbock sei das Leben,
Aufs Roß werd' uns der Himmel heben.

Auf freiem grünem Erdengrunde
Wird Jeder bald schon hier, zur Stunde,
Bevor das Grab ihn deckt mit Schollen,
Sein Rößlein weiden, tummeln wollen.

Naturbehagen.

Der Seerab' hat ein gutes Leben!
So überm Wasser hinzuschweben,
Wo lustig plätschern, zierlich kreisen,
Einladend, seine leckern Speisen.
Sein scharfes Auge weiß auf Strecken
Die feinsten Fischlein zu entdecken,

Sein treues Auge sieht bei Zeiten
Am Strand den Jäger lauernd schreiten,
Und plötzlich unter taucht der Rab,
Schwimmt unsichtbar vom Jäger ab,
Und taucht erst fröhlich wieder auf,
Wohin nicht reicht der Flintenlauf.
Sanft fällt des Jägers Schuß dort nieder,
Wie schlafergriffne Augenlieder,
Den Augenliedern gleich des Raben,
Der nach genossnen Meeresgaben
Am sichern Fels, im Sonnenschein,
Beim Wellenmurmeln schlummert ein.

Trinksprüche.

Ihr stoßet an, die Gläser klingen,
Ihr lasset leben manchen Mann;
Und morgen schon denkt keiner dran,
Ihm eine Freud' ins Herz zu bringen.

Ich hör' ein Pereat! euch brüllen,
Auf Tod habt ihr das Glas geleert,
Doch keinem ist der Muth bescheert,
Das Grab des Feindes anzufüllen.

Ich trinke nicht zum Segensspruche,
Wo nicht mein Herz beglücken will;
Zum bösen Wunsche bleib ich still,
Wenn nicht die Klinge folgt dem Fluche.

Studentenreise.

Wir hatten im Sacke nur wenig Geld,
Doch lachend wogte das goldne Feld
In lustigen Sommerwinden,
Das Uebrige würde sich finden.

Die Rößlein schlichen den lahmsten Trab,
Als wäre die Erde ein weites Grab,
Und fürchteten sie zu versinken
Auf Todte zur Rechten und Linken.

Der Fuhrmann schmauchte schlechten Tabaks,
Er war hartmäulig, stumpfen Geschmacks,
Wie seine Gäule nicht wissen,
Daß sie werden im Maule gerissen.

Doch ging es auch langsam, ging es doch froh,
Wir rauchten bessern, mein Studio
Schrie mir homerische Zeilen,
Wie die Helden sich tapfer zerkeilen.

Das Straßenpulver ward Schlachtenstaub,
Rings tobte die Rache um Helena's Raub,
Die Reiter stürzten zur Erde,
Drum schlichen so traurig die Pferde.

Der dampfende Kutscher auf seinem Thron,
Ein rauchender Thurm von Ilion;
Nur Helena konnt' ich nicht schauen
Vor Staub, die schönste der Frauen.

Da dacht' ich, sie zu finden geschwind,
An ein vielleicht noch schöneres Kind,
Homerische Klänge versäumend,
Zum seligen Paris mich träumend.

Der arme Jude.

I.

Armer Jude, der du wandeln
Mußt, von Dorf zu Dorf hausirend,
Schlecht genährt und bitter frierend,
Allwärts rufend: „Nichts zu handeln?“.

Holt die Seuche Mann und Frauen,
Ziehst du nach auf ihrer Fährte,
Und die Kleider, die sie leerte,
Schleppst du fort, dir darf nicht grauen.

Auf dem Baume krächzt der Rabe,
Hunde zerren dich am Rocke,
Schneegestöber, Flock an Flocke,
Fleißig wanderst du am Stabe.

Ein Jerusalem, papieren,
Bauen deine Stammgenossen,
Doch für dich ist es verschlossen,
Wandern mußt du, darben, frieren.

Jene haben's hoch getrieben,
Du verschacherst alte Kleider;
Aber Alle seid ihr leider
Ein geknicktes Volk geblieben.

II.

Jud' ist an ein Kreuz gekommen,
Speist am fremden Heiligthume
Auf der Bank ein Stücklein Krume,
Ruhe soll den Gliedern frommen.

Nickend träumt er: seine Väter
Jubeln um das Kreuz im Ringe,
Und er hört die Silberlinge
Klirren Judas, dem Verräther.

Zieht ein Jäger, heimbeflissen,
Doch es schnüffelt noch sein Hündlein
Um den Schläfer, um das Bündlein,
Stiehlt ihm aus der Hand den Bissen.

Zieht des Wegs daher ein Bauer,
Und er rüttelt wach den Armen:
„Schlaf' nicht!" ruft er mit Erbarmen,
„Sonst erfrierst im Winterschauer."

„Leg wahrhaftig deine Bürde
Hin am Kreuze, sammt dem Fluche;
Jude, irres Schäflein, suche
Jesu Christi warme Hürde."

„Jude, wolle dich bekehren!
Dir vom ganzen alten Bunde
Blieb dies Bündlein nur zur Stunde,
Dich zu schützen, dich zu nähren."

„Laß dich taufen und verwandeln;
Mancher that's, und mit vier Rossen,
Hornklang kommt er nun geschossen,
Der einst umrief: nichts zu handeln?"

„Nimm mich an zu deinem Pathen;
Nebst dem Angebind, dem werthen,
— Gott gesegnet's dem Bekehrten —
Labst du dich an Wein und Braten.“

Drauf der Jude spricht, der ächte:
„„Laß mich nie und nimmer taufen.
Wollt ihr nicht Gewänder kaufen,
Für die Dirnen, für die Knechte?““

„„Mancher trägt das Kreuz am Rücken,
Jude noch im Herzensgrunde,
Schwerer als des Bündels Pfunde;
Wählt euch was von meinen Stücken!““

Doch er sieht den Bauer scheiden,
Und sein Bündel schnürt er wieder,
Müde senkt er drauf sich nieder,
Traurig von des Weges Leiden.

Wieder hat am Kreuz den Armen
Schlaf und froher Traum befallen,
Eine Stimme hört er schallen,
Süß, wie himmlisches Erbarmen:

„Harret, meine Kinder, harret!“
Ruft Messias, näher, näher. —
Wandrer finden den Hebräer
Liegen an dem Kreuz erstarret.

Der kriegslustige Waffenschmied.

Spritze Funken, Säbelklinge,
Werde meinen Hammerschlägen
Hart geschmeidig, scharf, du Degen,
Daß dich froh der Reiter schwinge!

Schwert, wie dir mein Hammerschwingen
Helle Funken ausgetrieben,
Sollen bald von deinen Hieben
Seelen aus den Leibern springen.

Friede ist ein falscher Engel,
Unkraut wuchert auf zu Wäldern,
Steuern wachsen auf den Feldern
Mehr als Korn und Weizenstengel.

Friede hat das Menschenleben
Still verwahrlost, sanft verwüstet;
Wie er seiner That sich brüstet!
Alles hängt voll Spinneweben.

Ha! nun fährt der Krieg dazwischen;
Klafft und gähnt erst manche Wunde,
Gähnt man seltner mit dem Munde,
Kampf und Tod die Welt erfrischen.

Feige Lüge aus dem Herzen
Treibt der Krieg, der offne, scharfe,
Weil der Tod zerreißt die Larve,
Weil die Wunden ehrlich schmerzen.

Wieder soll in Kampfgewittern
Frische Luft der Wahrheit wehen,
Todte werden auferstehen,
Menschentreter werden zittern.

Der Pechvogel.

Ein Stück des Lebens ward verträumt,
Das beste Glück hab' ich versäumt,
Die Winde sausen durch die Stoppeln,
Ich möchte meinen Schritt verdoppeln.

Doch sausen sie mir lange gut,
Ich ändre drum nicht meinen Muth,
Und nicht erhitz' ich meine Sohlen,
Um das Versäumte nachzuholen.

Drei Dinge hätt' ich gern vollbracht:
Gestanden einmal in der Schlacht,
Ein holdes Weib als Braut umschlungen,
Ein Söhnlein froh im Arm geschwungen.

Drei Wünsche blieben mir versagt,
Doch sei's mit keinem Hauch beklagt;
Das Glück, mir feindlich allerwegen,
Hätt' sie gewendet zu drei Schlägen.

Mich hätt', eh' ich den Ruhm geschmeckt,
Die erste Kugel hingestreckt,
Nachdem mein Söhnlein mir gestorben,
Mein Weib treulos mir's Bett verdorben.

Der Kranke im Garten.

Noch eine Nachtigall, so spät?
Schon sind die Blüthen längst verweht,
Der Sommer reift die Felder schon,
Und noch ein Frühlingston?

O Lenz, ward es dir offenbar,
Daß ich noch sterbe dieses Jahr?
Und riefest aus der Ferne du
Noch einen Gruß mir zu? —

Beethovens Büste.

Traurig kehrt' ich eines Abends
In mein einsam düstres Zimmer,
Ueberraschend drin entgegen
Blinkte mir ein Freudenschimmer.

Mit dem sichern Blick der Liebe
Hatt' ein Freund den Spalt getroffen,
Wo des Unmuths düstre Zelle
Blieb dem Strahl der Freude offen.

Ha! ich fand des Mannes Büste,
Den ich höchst als Meister ehre
Nebst dem schroffen Urgebirge
Und dem gränzenlosen Meere.

Ein Gewitter in den Alpen,
Stürme auf dem Oceane,
Und das große Herz Beethovens,
Laut im heiligen Orkane,

Sind die Wecker mir des Muthes,
Der das Schicksal wagt zu fodern,
Der den letzten Baum des Edens
Lächelnd sieht zu Asche lodern.

Kämpfen lern' ich ohne Hassen
Glühend lieben und Entsagen,
Und des Todes Wonneschauer,
Wenn Beethovens Lieder klagen;

Wenn sie jubeln, Leben schmetternd,
Daß die tiefsten Gräber klüften,
Und ein dionysisch Taumeln
Rauschet über allen Grüften.

Wenn sie zürnen, hör' ich rasseln
Menschenwillens heil'ge Speere,
Und besiegt zum Abgrund, heulend,
Flüchten die Dämonenheere. —

Sanftes Wogen, holdes Rieseln;
Sind des Weltmeers kühle Wellen
Süß beseelt zu Liebesstimmen?
Wie sie steigen, sinken, schwellen!

Auf der glatten Muscheldiele
Halten Nixen ihren Reigen,
Keime künft'ger Nachtigallen
Träumen auf Korallenzweigen.

Horch! noch leiser! dem Naturgeist
Abgelauschte Lieder sind es,
Die er flüstert in das erste
Träumen eines schönen Kindes;

Die er spielt auf Mondstrahlsaiten,
Ob dem Abgrund ausgespannten,
Deren Rhythmen in der Erdnacht
Starren zu Krystallenkanten;

Und nach deren Zaubertakten
Rose läßt die Knospe springen,
Kranich aus des Herbstes Wehmuth
Lüftet seine Wanderschwingen. —

Ach, Coriolan! vorüber
Ist das Ringen, wilde Pochen,
Plötzlich sind's die letzten Töne
Dumpf verhallend und gebrochen.

Wie der Held im schönen Frevel
Ueberstürmte alle Schranken,
Dann — der tragisch Ueberwundne
Stehn geblieben in Gedanken.

Sinnend starrt er in den Boden,
Sein Verhängniß will Genüge;
Fallen muß er, stummes Leiden
Zuckt um seine edlen Züge. —

Horch! im Zwiespalt dieser Töne
Klingt der Zeiten Wetterscheide,
Jetzo rauschen sie Versöhnung
Nach der Menschheit Kampf und Leide.

In der Symphonien Rauschen,
Heiligen Gewittergüssen,
Seh' ich Zeus auf Wolken nahn und
Christi blut'ge Stirne küssen;

Hört das Herz die große Liebe
Alles in die Arme schließen,
Mit der alten Welt die neue
In die ewige zerfließen.

Am Sarge eines Schwermüthigen,

der sich selbst den Tod gegeben.

Naturgeister singen:

Er ist von uns gewichen,
Er ist so früh verblichen,
Laßt uns in tiefste Schatten
Dies heiße Herz bestatten!

Wir singen manche Weisen,
Wenn wir die Erd' umkreisen,
Die bängste aller bangen
Hat lauschend er empfangen.

Das Lied, das dumpf wir klagen,
Wenn wir den Wildbach jagen,
Und wenn wir Blitze flechten
In schwülen Sommernächten.

Im Rufe tönt's der Unken,
Von dunkler Schwermuth trunken,
Und in den Wiederhallen
Bewegter Nachtigallen.

„Fahr wohl!" nachruft es leise
Dem Frühling auf die Reise;
Wir hauchen es gelinde
Durchs Haar dem todten Kinde.

Die Röslein all' zerpflücken
Und zu die Aeuglein drücken
Dem Lenz wir und dem Kleinen,
Und niemand sieht uns weinen.

Wenn Wölf' im Eise suchen
Ihr Leben und verfluchen,
Und wenn das Käuzlein grelle
Aufstöhnt in seiner Zelle,

Wenn sich die Meereswellen
Aufthürmen und zerschellen
Im Sturm die Möwen zagen,
Erhebt das Lied sein Klagen.

O Möwenschrei und Schwanken!
O menschliche Gedanken
Vom Leben ew'ger Dauer,
Hört ihr des Liedes Trauer?! —

Doch sind die Stimmen alle
Nur abgebrochne Halle,
Ein ahnendes Besinnen
Kaum auf des Lieds Beginnen.

Bei seinem vollen Klange
Ach, würde uns zu bange,
Wir stünden schmerzlich träumend,
Das Erdenwerk versäumend.

Dies Herz hat es vernommen,
Und sang es fort beklommen;
Dies Herz hat ausgesungen
Das Lied, und ist zersprungen.

Die Drei.

Drei Reiter nach verlorner Schlacht,
Wie reiten sie so sacht, so sacht!

Aus tiefen Wunden quillt das Blut,
Es spürt das Roß die warme Flut.

Vom Sattel tropft das Blut, vom Zaum,
Und spült hinunter Staub und Schaum.

Die Rosse schreiten sanft und weich,
Sonst flöß' das Blut zu rasch, zu reich.

Die Reiter reiten dicht gesellt,
Und einer sich am andern hält.

Sie sehn sich traurig ins Gesicht,
Und einer um den andern spricht:

„Mir blüht daheim die schönste Maid,
Drum thut mein früher Tod mir leid."

„Hab' Haus und Hof und grünen Wald,
Und sterben muß ich hier so bald!"

„Den Blick hab' ich in Gottes Welt,
Sonst nichts, doch schwer mir's Sterben fällt."

Und lauernd auf den Todesritt
Ziehn durch die Luft drei Geier mit.

Sie theilen kreischend unter sich:
„Den speisest du, den du, den ich."

Welke Rose.

In einem Buche blätternd, fand
Ich eine Rose welk, zerdrückt,
Und weiß auch nicht mehr, wessen Hand
Sie einst für mich gepflückt.

Ach, mehr und mehr im Abendhauch
Verweht Erinnrung; bald zerstiebt
Mein Erdenloos, dann weiß ich auch
Nicht mehr, wer mich geliebt.

Der fromme Pilger.

Selig wandelt dort ein Ritter
Durch Jerusalems Gefilde;
Weinend trat er auf den Boden,
Wo einst wallte Jesus Christus,

Und die Lippen senkt er küssend
Auf den Grund, der Ihn getragen,
Alles Erdenleids genesen
Fühlt sich hier der fromme Pilger;
Mit der Bürde seiner Sünden
Sind die Lasten seiner Sorgen
Hinter ihm ins Meer versunken. —

Anders rauschen hier die Wasser,
Anders wehen ihm die Lüfte,
Wie erquickend und geheiligt
Sind die Züge seines Odems!
Wunderbar bewegte Hauche
Säuseln durch das Laub der Bäume,
Gleich als hätte hier die Erde
Ihn noch immer nicht vergessen,
Der hier einst geliebt, geduldet,
Und am Kreuz für uns gestorben;
Gleich als rauschten holde Mähren
Sein Gedächtniß durch die Wipfel,
Frohe Kunden, Festgesänge,
Göttlich leise Traditionen,
Von den Blättern, welk und sinkend
Zugerauscht den frischen, grünen,
Und von Blüthe hin zu Blüthe
Fortgehaucht durch all die Zeiten.

Inneres Gericht.

Als ein strenger Richter und Hinrichter
Vieler süßen Hoffnungen Vernichter,
Mag auch ihre ganze Sippschaft weinen
Mußt du einmal in dir selbst erscheinen,
Wenn du noch gewinnen willst den Frieden,
Eh der Tod den seinen dir beschieden.
Als Gedanke ist der Geist das Licht,
Wärme ist im Herzen er als Liebe!
Was nicht sein, verfalle dem Gericht,
Lust und Schmerz — es sterbe und zerstiebe!

Die Nonne und die Rose.

Dunkle Wolken niederdrohten,
Und es zuckten Wetterscheine,
Brausend jagten schon die Boten
Des Gewitters durch die Haine.

Eine Rose dort am Aste,
Schöne Nonne, sahst du beben,
Und ein Bangen dich erfaßte
Um der Rose zartes Leben.

Sie zu wahren vor den Wettern,
Schnittest du sie schnell vom Strauche,
Eh der Sturm sie kann entblättern
Und entführen ihre Hauche.

Draußen tobt des Frühlings Eile,
Rosen flattern weithin, irre;
Deine blüht noch eine Weile
Scheinlebendig im Geschirre.

Theilte sie nicht, schnell verglühend,
Lieber solche Frühlingsloose?
Schöne Nonne, still verblühend,
O wie gleichst du dieser Rose!

Das Kind geboren, die Mutter todt.

Die schöne Mutterliebe hat dem Leben
Ein Opfer hier, ein blühend Kind gegeben,
Vertrauend und mit innigstem Verlangen,
Daß alle Götter huldvoll es empfangen;
Doch als sie weihend will den Segen sprechen
In ihres Herzens heißem Ueberwallen,
Ließ ihre Hand, vor Freude zitternd, fallen
Den Mutterleib, die Opferschale brechen.

Die Albigenser.

Das Aug' der Liebe weiß im Freudensaale
Durchs Tanzgewühl, durch die Gestaltenflucht
Den Liebesblick zu finden, den sie sucht,
Und weidet sich an seinem süßen Strahle.

Mein Auge sieht auf wüsten Degenklingen
Die Feuer sprühend durch die Helme dringen,
Und auf den Spitzen fluchbeschwingter Lanzen
Hier, dort verirrte Funken Gottes tanzen.

Zweifelnder Wunsch.

Wenn Worte dir vom Rosenmunde wehen,
Bist du so schön! — gesenkten Angesichts
Und still, bist du so schön! — was soll ich flehen:
O rede mir!? o sage nichts!?

Drum laß mich zwischen beiden Himmeln schwanken,
Halb schweigend, sprechend halb, beglücke mich
Und flüstre mir, wie heimlich in Gedanken,
Das süße Wort: „Ich liebe dich!"

Die Bauern am Tissastrande.

Thörichte Freunde des todten Alten,
Fahrend in ausgeleierten Gleisen,
Tanzend nach verklungenen Weisen,
Möge dies Mährlein euch unterhalten.

Warme, lebendige Lüfte wallen
Ueber dem schönen Magyarenlande,
In den Gebüschen der Nachtigallen
Singen entzückt am Tissastrande.
Fischlein, springend mit stillem Ergetzen,
Holen vom Lenz sich flüchtigen Kuß,
Fürchten sich nicht vor den silbernen Netzen,
Welche der Mond warf über den Fluß.
Brausend vor Freude, münden die Quellen,
Und das lenzbezauberte Land,
Weil es nicht blühn kann unter den Wellen,
Blüht es hier doppelt als üppiger Strand,
Weil es nicht singen kann unter den Wogen,
Singt es dafür hier doppelt so laut,
Liebestönen, schmachtend gezogen,
Lauscht des Sprossers glückselige Braut.

Rüstig rudern dort über die Wellen
Lustige Bauern mit Scherzen und Lachen,
Und die Zigeuner, ihre Gesellen,
Stimmen die Geigen bereits im Nachen,
Stoßen ans Land und eilen zur Schenke;
Weil so laut das heischende Rufen,
Springen die Wirthe schon mit dem Getränke
Ueber die finsteren Kellerstufen.

Um den Eichtisch sitzen die Alten,
Vor dem Tanze noch Schmaus zu halten.
Zum Abschnitt gereicht, in der Runde
Geht das köstliche Weizenbrod,
Und sie führen behaglich zum Munde
Feurigen Wein, tiefdunkelroth;
Wischen sich trocken und schieben zur Seite,
Daß er den Speisen den Weg nicht bestreite,
Schnurrbarts buschigten halben Kranz;
Braten und Schinken, warme und kühle,
Wandern geschwind in die knöcherne Mühle;
Dort die Jungen fliegen zum Tanz.

Hei! wie die Geigen singen und klingen!
Hei! wie die Hämmer des Cimbals springen
Ueber die Saiten frisch auf und nieder,
Pochender Herzschlag heimischer Lieder.
Himmel, wie jauchzen die Geigen so helle,
Schmetternd schreit Clarinette, die grelle.

Weinendes Klagen, Freudengekicher
Schüttern im schroffen Wechsel die Luft,
Setzen gewaltig, keck und sicher
Ueber des Mißklangs drohende Kluft.
Alle die Töne, sie klettern, sie tanzen,
Wildverschlungen wie Urwaldpflanzen,
Wildhinfahrend wie schwelgende Flammen,
Aber der Brummbaß hält sie zusammen.

Kräftige Bursche tanzen im Saale,
Schwingen empor die hurtigen Weiber,
Werfen empor die blühenden Leiber
Hoch in die Luft, wie süße Pokale;
Drehen sie schnell im wechselnden Kreise
Nach der Musik beschleunigter Weise,

Wie der wirbelnde Strom den Kahn,
Wie ein Rosenblatt der Orkan.
Zitternd dröhnt die gestampfte Diele
Zu der Zigeuner mächtigem Spiele.

Auch die Alten sind aufgesprungen,
Als die beliebte „Werbung“ erklungen,
Uralt immer willkommne Klänge,
Nie vergessne Ahnengesänge.
Was, längst Asche, ruht in den Grüften,
Tanzte und jauchzte bei diesen Tönen;
Von den Todten klingt in den Lüften
Freudenvermächtniß den späten Söhnen.
Wie gebannt von den Geistern der Alten,
Wollen nichts Neues hören die Bauern;
Und der Zieguner muß ausdauern,
Darf nicht wechseln noch innehalten.
Also tanzen sie Stund' auf Stunde
Immer zur alten beliebten Weise,
Bis die Zigeuner, müd' zum Grunde,
Heimlich sich winken und — spielen leise.
Doch die Berauschten merken es nimmer,
Hören des Liedes Vollklang noch immer.
Leiser und leiser, bis zur Ersterbung,
Hallt und verhallt die lustige Werbung;
Baß und Flöte, Cimbal und Geigen
Haben sich stille hinaus verloren,
Doch der Musik und des Weines Thoren
Hören sie immer noch, springen den Reigen;
Springen ihn, bis der Sonnenschein
Strahlend bricht durch die Fenster herein
Und der Wirth rings „guten Tag!“
Wünscht mit kräftigem Schulterschlag. —
Weithin das lachende Mährlein fliegt
Von den Thoren, die immer noch sprangen,
Während schon längst, erschöpft und versiegt,
Ihre Musik war heimgegangen.

Waldlieder.

Waldlieder.

I.

Am Kirchhof dort bin ich gestanden,
Wo unten still das Räthsel modert,
Und auf in Grabesrosen lodert;
Es blüht die Welt in Todesbanden.

Dort lächelt auf die Gräber nieder
Mit himmlisch duldender Geberde
Vom Kreuz das höchste Bild der Erde;
Ein Vogel drauf sang seine Lieder.

Doch kaum daß sie geklungen hatten,
Flog scheu zum Wald zurück der Wilde;
Ich sang, wie er, ein Lied dem Bilde,
Und kehrte heim in meine Schatten.

Natur! will dir ans Herz mich legen!
Verzeih, daß ich dich konnte meiden,
Daß Heilung ich gesucht für Leiden,
Die du mir gabst zum herben Segen.

In deinen Waldesfinsternissen
Hab' ich von mancher tiefen Ritze,
Durch die mir leuchten deine Blitze,
Den trüglichen Verband gerissen.

II.

Die Vögel fliehn geschwind
Zum Nest im Wetterhauche,
Doch schleudert sie der Wind
Weitab von ihrem Strauche.

Das Wild mit banger Hast
Ist ins Gebüsch verkrochen;
Manch grünend frischer Ast
Stürzt nieder, sturmgebrochen.

Das Heer der Wolken schweift
Mit rothen Blitzesfahnen,
Aufspielend wirbelt, pfeift
Die Bande von Orkanen.

Das Bächlein, sonst so mild,
Ist außer sich gerathen,
Springt auf an Bäumen wild,
Verwüstend in die Saaten.

Der Donner bricht herein,
Es kracht die Welt in Wettern,
Als wollt' am Felsgestein
Der Himmel sich zerschmettern.

Der Regen braust; nun schwand
Das Thal in seiner Dichte;
Verpfählt hat er das Land
Vor meinem Augenlichte.

Doch mir im Herzensgrund
Ist Heiterkeit und Stille;
Mir wächst in solcher Stund'
Und härtet sich der Wille.

III.

Durch den Hain mit bangem Stoße
Die Gewitterlüfte streichen;
Tropfen sinken, schwere, große,
Auf die Blätter dieser Eichen.

An ein banges Herzensklopfen
Mahnt mich dieser Bäume Schwanken,
Mahnt mich an Gewittertropfen,
Die aus lieben Augen sanken.

Muß ein großer Schmerz in Zähren
Sich entlasten unaufhaltsam,
Stürzen ihm die großen, schweren
Tropfen plötzlich und gewaltsam.

War die Thräne noch zu fassen,
Kam sie nicht hervorgebrochen,
Denn der Schmerz will sie nicht lassen,
Will sie heißer, herber kochen.

O! es waren heiße, herbe,
Die aus ihren Augen quollen;
Und ich werde, bis ich sterbe,
Sehen diese Thränen rollen.

IV.

Bist fremd du eingedrungen,
So fürcht' Erinnerungen,
Sie stürzen auf Waldwegen
Wie Räuber dir entgegen.

Willst du im Walde weilen
Um deine Brust zu heilen,
So muß dein Herz verstehen
Die Stimmen, die dort wehen.

In froher Kinder Kreise
Verjüngen sich die Greise,
Und Grambeladne werden
Noch einmal froh auf Erden,

Verjüngender doch wirken
In heimlichen Bezirken,
Im Schooß der Waldesnächte
Natur und ihre Mächte.

Hier quillt die träumerische,
Urjugendliche Frische,
In ahnungsvoller Hülle
Die ganze Lebensfülle.

Es rauschet, wie ein Träumen,
Von Liedern in den Bäumen,
Und mit den Wellen ziehen
Verhüllte Melodieen.

Im Herzen wird es helle
Und heim zum ew'gen Quelle
Der Jugend darfst du sinken,
Dich frisch und selig trinken.

Sehnsüchtig zieht entgegen
Natur auf allen Wegen,
Als schöne Braut im Schleier,
Dem Geiste, ihrem Freier.

Thautropfen auf den Spitzen
Der dunkeln Halme blitzen
Wie helle Liebeszähren,
Ein süß nach Ihm Begehren.

Sie schweigt, in Sehnsucht lauschend,
Dann plötzlich, freudig rauschend,
Scheint selig sie zu spüren,
Daß er sie heim wird führen.

All ihre Pulse beben,
In ihm, in ihm zu leben,
Von ihm dahinzusinken,
Den Todeskuß zu trinken.

So lauscht und rauscht die Seele,
Daß Gott sich ihr vermähle,
Fühlt schon den Odem wehen,
In dem sie wird vergehen.

V.

Wie Merlin
Möcht' ich durch die Wälder ziehn;
Was die Stürme wehen,
Was die Donner rollen
Und die Blitze wollen,
Was die Bäume sprechen,
Wenn sie brechen,
Möcht' ich wie Merlin verstehen.

Voll Gewitterlust
Wirft im Sturme hin
Sein Gewand Merlin,

Daß die Lüfte kühlen,
Blitze ihm bespülen
Seine nackte Brust.

Wurzelfäden streckt
Eiche in den Grund,
Unten saugt versteckt
Tausendfach ihr Mund
Leben aus geheimen Quellen,
Die den Stamm gen Himmel schwellen.

Flattern läßt sein Haar Merlin
In der Sturmnacht her und hin,
Und es sprühn die feurig falben
Blitze, ihm das Haupt zu salben,
Die Natur, die offenbare,
Traulich sich mit ihm verschwisternd,
Tränkt sein Herz, wenn Blitze knisternd
Küssen seine schwarzen Haare. — —

Das Gewitter ist vollbracht,
Stille ward die Nacht;
Heiter in die tiefsten Gründe
Ist der Himmel nach dem Streite;
Wer die Waldesruh verstünde
Wie Merlin, der Eingeweihte!

Frühlingsnacht! kein Lüftchen weht,
Nicht die schwankſten Halme nicken,
Jedes Blatt, von Mondesblicken
Wie bezaubert, stille steht.
Still die Götter zu beschleichen
Und die ewigen Gesetze,
In den Schatten hoher Eichen
Wacht der Zaubrer, einsam sinnend,
Zwischen ihre Zweige spinnend
Heimliche Gedankennetze.

Stimmen, die den Andern schweigen,
Jenseits ihrer Hörbarkeiten,
Hört Merlin vorübergleiten,
Alles rauscht im vollen Reigen.
Denn die Königin der Elfen,
Oder eine kluge Norn

Hält, dem Sinne nachzuhelfen,
Ihm ans Ohr ein Zauberhorn.
Rieseln hört er, springend schäumen
Lebensfluten in den Bäumen;
Vögel schlummern auf den Aesten
Nach des Tages Liebesfesten,
Doch ihr Schlaf ist auch beglückt;
Lauschend hört Merlin entzückt
Unter ihrem Brustgefieder
Träumen ihre künft'gen Lieder.
Klingend strömt des Mondes Licht
Auf die Eich' und Hagerose,
Und im Kelch der feinsten Moose
Tönt das ewige Gedicht.

VI.

Der Nachtwind hat in den Bäumen
Sein Rauschen eingestellt,
Die Vögel sitzen und träumen
Am Aste traut gesellt.

Die ferne, schmächtige Quelle,
Weil alles andre ruht,
Läßt hörbar nun Welle auf Welle
Hinflüstern ihre Flut.

Und wenn die Nähe verklungen,
Dann kommen an die Reih'
Die leisen Erinnerungen,
Und weinen fern vorbei.

Daß alles vorübersterbe,
Ist alt und allbekannt;
Doch diese Wehmuth, die herbe,
Hat Niemand noch gebannt.

VII.

Schläfrig hangen die sonnenmüden Blätter,
Alles schweigt im Walde, nur eine Biene

Summt dort an der Blüthe mit mattem Eifer;
Sie auch ließ vom sommerlichen Getöne,
Eingeschlafen vielleicht im Schooß der Blume.
Hier, noch Frühlings, rauschte die muntre Quelle;
Still versiegend ist in die Luft zergangen
All ihr frisches Geplauder, helles Schimmern.
Traurig kahlt die Stätte, wo einst ein Quell floß;
Horchen muß ich noch dem gewohnten Rauschen,
Ich vermisse den Bach, wie liebe Grüße,
Die sonst fernher kamen, nun ausgeblieben.
Alles still, einschläfernd, des dichten Mooses
Sanft nachgiebige Schwellung ist so ruhlich;
Möge hier mich holder Schlummer beschleichen,
Mir die Schlüssel zu meinen Schätzen stehlen,
Und die Waffen entwenden meines Zornes,
Daß die Seele, rings nach außen vergessend,
Sich in ihre Tiefen hinein erinn're,
Preisen will ich den Schlummer, bis er leise
Naht in diesem Dunkel und mir das Aug' schließt.

Schlaf, du kindlicher Gott, du Gott der Kindheit!
Du Verjünger der Welt, die, dein entbehrend,
Rasch in wenig Stunden wäre gealtert.
Wunderthätiger Freund, Erlöser des Herzens!
Rings umstellt und bewacht am hellen Tage
Ist das Herz in der Brust und unzugänglich
Für die leiseren Genien des Lebens,
Denn ihm wandeln voran auf allen Wegen
Die Gedanken, bewaffnet, als Lictoren,
Schreckend und verscheuchend lieblichen Zauber.
Aber in der Stille der Nacht, des Schlummers,
Wacht die Seele heimlich und lauscht wie Hero,
Bis verborgen ihr Gott ihr naht, herüber
Schwimmend durch das wallende Meer der Träume.

Eine Flöte klang mir im Schlaf zuweilen,
Wie ein Gesang der Urwelt, Sehnsucht weckend,
Daß ich süß erschüttert erwacht' in Thränen,
Und noch lange hörte den Ruf der Heimath;
Bliebe davon ein Hauch in meinen Liedern!

Schlaf, melodischer Freund, woher die Flöte?
Ist sie ein Ast des Walds, durchhaucht vom Gotte,
Hört' ich im Traum des heiligen Pan Syringe?

VIII.

Abend ist's, die Wipfel wallen,
Zitternd schon im Purpurscheine,
Hier im lenzergriffnen Haine
Hör' ich noch die Liebe schallen.

Kosend schlüpfen durch die Aeste
Muntre Vöglein, andre singen;
Rings des Frühlings Schwüre klingen,
Daß die Liebe ist das Beste.

Wo die frischen Wellen fließen,
Trinken Vöglein aus der Quelle,
Keins will unerquickt zur Stelle
Seinen Tagesflug beschließen.

Wie ins dunkle Dickicht schweben
Vöglein nach dem Frühlingstage,
Süß befriedigt, ohne Klage,
Möcht' ich scheiden aus dem Leben;

Einmal nur, bevor mir's nachtet,
An den Quell der Liebe sinken,
Einmal nur die Wonne trinken,
Der die Seele zugeschmachtet,

Wie vor Nacht zur Flut sich neigen
Dort des Waldes durst'ge Sänger;
Gern dann schlief' ich, tiefer, länger,
Als die Vöglein in den Zweigen.

IX.

Rings ein Verstummen, ein Entfärben:
Wie sanft den Wald die Lüfte streicheln,
Sein welkes Laub ihm abzuschmeicheln;
Ich liebe dieses milde Sterben.

Von hinnen geht die stille Reise,
Die Zeit der Liebe ist verklungen,
Die Vögel haben ausgesungen,
Und dürre Blätter sinken leise,

Die Vögel zogen nach dem Süden,
Aus dem Verfall des Laubes tauchen
Die Nester, die nicht Schutz mehr brauchen,
Die Blätter fallen stets, die müden.

In dieses Waldes leisem Rauschen
Ist mir, als hör' ich Kunde wehen,
Daß alles Sterben und Vergehen
Nur heimlich still vergnügtes Tauschen.

Größere

Lyrisch-epische Dichtungen.

Klara Hebert.

Ein Romanzenkranz.

Cisteron.

Welche Freude fühlt der Wandrer,
Zieht er so im Frühlingsstrahle
Durch die schönen, liedervollen,
Wonnigen Provencerthale!

Heißer glüht der Kuß der Sonne
Auf den blumenreichen Matten;
Süßre Labung rauscht die Quelle,
Kühler säuseln hier die Schatten.

Voller tönt des Donners Stimme,
Und die Sterne blinken heller;
Rascher blüht die Frucht und reifet,
Und die Liebe zündet schneller.

Unbesiegbar und unendlich
Ist der Liebe banges Sehnen,
Und es nagen in die Herzen
Tiefer ihre Spur die Thränen.

Aber führt der Weg den Wandrer
An den Ort, den ich besinge,
Kann er nicht dem Schauder wehren,
Daß er ihm das Herz durchdringe.

Am Gestade der Durance
Sieht er eines Städtchens Mauern,
Grauberäuchert, hin und wieder
Seine stillen Häuser trauern.

Grausenhafte Felsenschlünde
Sieht der Wandrer dicht daneben,
Selten auf granitnem Blocke
Einen Strauch im Winde beben.

In dem nächtlichen Reviere
Scheint der Tod sich zu ergehen,
Und den Leben nachzusinnen,
Die sein Odem wird verwehen.

Von den Klippen, wie verzweifelnd,
Stürzt der Wildbach in die Tiefe,
Und er brauset in den Schluchten,
Ob er bang nach Hülfe riefe.

Furchtsam ruht am Fuß des Berges
Städtchen Cisteron geschmieget,
Wie zu des Gebieters Füßen
Weinend eine Sklavin lieget.

Auf dem Berge ragt Gemäuer,
Und in längst verblichnem Glanze
Herrschten hier von ihrem Schlosse
Einst die Grafen der Provence.

Wie so traurig hier dem Wandrer
Die verfallnen Thürme winken:
Alles Edle hier auf Erden,
Alles muß am Ende sinken!

An den Thürmen, steil und plötzlich,
Hebt sich eine Felsenmasse,
Eine Herberg' für die Wolken,
Auszuruhn auf ihrer Straße.

Und zuhöchst am Felsenhaupte
Steht ein Häuschen, einsam, wüste,
Wo der Heide mit dem Opfer
Seine Götter einst begrüßte.

Doch in unsern schlimmen Tagen
Ward der Tempel zum Gefängniß,
Wo die Tyrannei ihr Opfer
Quält in heimlicher Bedrängniß.

Ludewig, du böser König!
Richelieu, du arger Priester!
Wagt der König nicht den Frevel,
Schon vollbringt ihn der Minister.

Zu beklagen ist die Menschheit,
Will ein Priester ihr gebieten;
Statt den Himmel ihr zu geben,
Raubt er ihr die Erdenblüthen.

Der nächtliche Gang.

Tiefe Nacht; — der stille Vollmond
Hebt sich jenseits von den Auen,
Und die Wellen der Durance
Sind ein Silberstrom zu schauen.

Flüchtig eilen sie vorüber
An den mondbeglänzten Riffen,
Und von räthselhafter Wehmuth
Fühlt der Wandrer sich ergriffen;

Denn er hört im ruhelosen,
Immergleichen Wellenschlage
Ewig an die Sterne tönen
Seines Herzens bange Frage:

Ein Verrauschen, ein Verschwinden
Alles Leben! — doch von wannen? —
Doch wohin? — die Sterne schweigen,
Und die Welle rauscht von dannen.

Cisteron, das Städtchen, schlummert,
Nur im Schlosse lassen Worte
Dumpf und eilig sich vernehmen,
Und es dröhnt die Eisenpforte.

Männer steigen still und langsam
Dort hinauf zum Felsenhause:
Waffenknechte sind es, führen
Den Gefangnen in die Klause.

Johann Kasimir von Polen!
Heiß durchrollt von Königsblute,
Edler Sproß vom Stamme Wasa,
Ach, wie mag dir sein zu Muthe!

Heldenjüngling, der du kämpftest
Ruhmbekränzt in manchen Schlachten,
In verrätherischer Fremde
Mußt du als Gefangner schmachten!

Spricht man so im feinen Frankreich
Hohn des Gastes heil'gem Rechte,
Daß den freundgesinnten Fürsten
Zwingen die Tyrannenknechte?!

In des Mondes hellem Scheine
Glänzen ihre Mordgewehre;
Aber nicht des Polenfürsten
Stolz und schnell verwischte Zähre.

Auf dem steilen Stufenpfade,
Eingehauen dem Granite,
Heben sich in scheuer Windung
Nach dem Gipfel ihre Schritte.

Wagt es wer, im schwanken Mondlicht
Da den Pfad hinaufzuwallen,
Bebend sieht er seinen Schatten
In den grausen Abgrund fallen.

Sinnend bleibt Johannes stehen,
Und er hört im Niederlauschen
Immer leiser dort die Schluchten,
Leiser die Durance rauschen.

Horch! ein Lüftchen aus den Auen,
Wo die Nachtigallen singen,
Kommt dem Armen nachgeflogen,
Ihm noch einen Laut zu bringen.

Weither kam das gute Lüftchen,
Wie ein Kind, das frohbehende
Einem Bettler, wenn er scheidet,
Nacheilt mit der milden Spende.

Und sie klimmen immer höher,
Nur noch ihre Tritte schallen;
Still ist nun der Wasser Rauschen,
Still das Lied der Nachtigallen.

Todesruhe deckt die Höhen,
Die verlassnen Felsenklippen;
Kein Gesträuch und keine Blume
Auf des Abgrunds bleichen Lippen.

Der selige Abend.

Schnell versammelt um die Felsen
Haben Wolken sich und Winde,
Um den neuen Gast zu grüßen,
Seines Kummers Spielgesinde.

Ausgeloschen ist das Mondlicht
Und der Sterne helles Flimmern,
Durch die enge Fensterspalte
Hört der Gast die Lüfte wimmern.

Traurig sinnend blickt Johannes
In die dunkle Ferne nieder,
Und es flattern seine Locken
Windgeschaukelt hin und wieder;

Flattern um die blasse Stirne,
Wie das Laub der Trauerweiden
Um die bleiche Marmortafel
Ueber den begrabnen Freuden.

Er gedenket eines Abends,
Eines seligen vor allen,
Als in Martigues er gelandet
Mit den Freunden und Vasallen.

Ruhig lag die sturmerprobte
Genuesische Galeere,
Lustig flogen ihre Wimpel,
Und der Tag versank im Meere:

Scheidend warf er seine Strahlen
In der Wellen bunt Gedränge,
Wie ein König, goldverstreuend,
Scheidet von der frohen Menge.

Nach dem Sturme lag die See nun
Schön in ihrer stillen Größe;
Nur noch manchmal an das Ufer
Tönten bange Wellenstöße:

Also zuckt nach starkem Weinen
Noch das Herz mit bangem Schlage,
Ist auch schon das Auge heiter,
Und verstummt des Mundes Klage.

Lieblich war der Lüfte Säuseln
Nach dem rauhen Sturmestosen:
Auf der Meeresruhe schwebten
Die Gesänge der Matrosen. —

Dicht am Strande, schmuck und wirthlich,
Winkt der Gasthof mit dem Schilde
Dreier Lilien, einzukehren
Zu dem schönen Engelbilde:

Klara Hebert, weit gepriesen
Rings im Lande ob der Blüthe
Ihrer Schönheit, weit im Lande
Ob des Herzens Wundergüte.

Laut mit ungestümer Freude
Tritt der Seemann in das Zimmer,
Dringend heischt er nach dem Becher;
Doch sein Muth wird stiller immer.

Ihm kredenzt der Wirthin Tochter
Freundlich mit den zarten Händen,
Und er läßt den Becher stehen,
Kann sein Auge nimmer wenden.

Nun sie seinem Blick entschwunden,
Trinkt er aus mit raschem Zuge;
Daß sie noch einmal ihn fülle,
Klopft er sachte mit dem Kruge.

Seine Seele ward ergriffen
Schmerzlich von der Liebe Ahnen,
Die für immer er verloren
Auf den sturmbewegten Bahnen.

Und er eilt hinaus zum Strande,
Fort treibt ihn sein wild Verlangen,
Daß die Stürme ihm entschlagen
Dieses ungewohnte Bangen. —

Mit dem glänzenden Gefolge
War der Prinz nun angekommen;
Ihn empfing die Wirthin rauschend,
Ihre Tochter still beklommen.

Schüchtern vor dem fremden Fürsten
Steht sie, harrend der Befehle,
Kaum zu ihm hinanzublicken
Wagt ihr Auge, voller Seele.

Tiefen Ernst und süße Schwermuth
Sprechen seine schönen Züge,
Und des Auges Blitz verkündet
Hell des Muthes hohe Flüge.

Froh erschrecken ihre Blicke,
Und sie können nicht verweilen,
Müssen mit dem schönen Bilde
Schnell zurück zum Herzen eilen.

Ueberwältigt von der Liebe
Selig dringendem Erwarten,
Treten beide unwillkürlich,
Stumm und bebend, in den Garten.

Also wandeln sie noch lange
Mit verschwiegenem Gefühle;
Gastlich bieten hier die Bäume
Süße Frucht und Schattenkühle.

Nachtigallen, immer lauter,
Singen auf den grünen Zweigen,
Gleich als wollten sie verrathen,
Was die beiden sich verschweigen.

Freudig grüßen schon die Sterne
Sie auf ihrem schönsten Gange;
Endlich wird die Liebe Sprache,
Und sie flüstern viel und lange.

Klärchen hört die Zauberworte,
Daß sie ihm auf weiter Erde
Die alleinzige Geliebte
Sei und immer bleiben werde.

In der Jungfrau Busen plötzlich
Ist der Himmel aufgegangen,
Seines Lenzes Purpurblüthen
Treibt das Herz ihr auf die Wangen.

Blumengruß.

Jener Abend war entschwunden;
Doch mit jedem Morgenlichte
Fand Johannes im Gefängniß
Frische Blumen, süße Früchte.

Sind es Früchte nicht von Bäumen,
Die er sah auf seinen Wegen?
Hauchten diese Blumen nie noch
Ihre Düfte ihm entgegen? —

Gleich als hätte heimlich Jemand
Abgeschmeichelt jeder Stelle
Eine freundlichere Miene,
Heitert sich die Kerkerzelle.

Dieses ewig wache Sorgen,
Ob ein Geist es heimlich übe,
Allgewärtig, ungesehen,
Kann es Jemand als die Liebe? —

Jüngling, mit den edlen Freunden,
Die getreu dir auch im Leide,
Ist noch eine treue Seele
Dir gefolgt, in fremdem Kleide.

Ihre Sehnsucht will die Jungfrau
Deinem Blick verborgen halten,
In die Pflicht des Pagen hüllen
Ihrer Liebe stilles Walten.

Und es deckt die Rosenwangen
Gelbe, angetünchte Farbe,
Und es flüchtet ihre Stirne
Unter die gemalte Narbe.

Kaum erwacht der Tag im Osten
Und der Schwalben frühes Rufen,
Eilt auch schon das gute Klärchen
Nieder die granitnen Stufen.

Ueber Felsen, Thal und Wiesen
Wandert sie wohl eine Meile
Nach dem Garten ihrer Mutter
Fort in rastlos froher Eile.

Was an schönen frischen Blumen
In den Beeten ist zu finden,
Pflücket sie mit klugem Finger,
Ihm den Morgengruß zu winden.

Und sie blicket, Früchte suchend,
Nach den Bäumen in der Runde;
Sinnend hält sie manchmal inne,
Eingedenk der süßen Stunde.

Und die Wonne jener Stunde,
Und das mitleidvolle Bangen
Um den Theuren mengen ihre
Thränen auf des Mädchens Wangen. —

Nun erwacht der Prinz vom Traume,
Der ihn ließ sein Klärchen schauen,
Der ihn wandeln, frei und selig,
Ließ in heimathlichen Auen.

Des Erwachten Blicke schweifen
Finster an den Kerkerwänden,
Doch sie werden plötzlich heiter,
Treffen sie die Morgenspenden.

Still und schüchtern in der Ferne
Steht der Page, will's kaum wagen,
Daß sie nicht Verräther würden,
Seine Augen aufzuschlagen.

Klara sieht es freudebebend,
Wie der Liebe stumme Gaben
Ihm das Angesicht erheitern
Und die kranke Seele laben.

Die Gewitternacht.

Mit dem Grafen Konopacki,
Seinem Freunde, treubewähret,
Spricht Johannes angelegen,
Als der Abend wiederkehret.

Eben hat der Graf des Trostes
Mildberedtes Wort geendet,
Und des Prinzen düstre Seele
Froher Hoffnung zugewendet.

Leise lächelt dem die Freude
Auf den kummerbleichen Wangen,
Und er hält die Hand des Freundes
Mit des Dankes Druck umfangen. —

Draußen sind die Waffenknechte
Rundgelagert in der Halle,
Und es dröhnt der Marmorboden
Vom Pokal und Würfelfalle. —

Weiche Provencalenlieder
Tönen aus den rauhen Kehlen,
Und sie schweben durch die Runde
Schwankend, wie verirrte Seelen.

Doch den Einen von den Wachen
Seine Kameraden schelten,
Denn er schweigt bei ihrem Jubel,
Hebt auch seinen Becher selten.

Klärchens Vetter, Heinrich ist es,
Den des Mädchens Flehn bewogen,
Daß der Krieger auf des Kerkers
Prevotalwacht ist gezogen. —

Schweigend blicken jetzt die Freunde
Durch des Kerkers Fenstergitter,
Nächtlich kommt heraufgezogen
Dort vom Westen ein Gewitter;

Und die freien Wetterwolken
Ziehen rasch vorbei und schneiden
Finstre, höhnische Gesichter
In den Kerker auf die Beiden.

Brausend fliegt des Todes Jagdhund
Sturm bergan in wilder Eile,
Seinen Herrn zu suchen, irrt er
Durch die Felsen mit Geheule.

Immer wird der Himmel dunkler,
Und schon ist die Nacht vollkommen;
Wie von einer finstern Ahnung
Wird der Freunde Herz beklommen.

Donnernd hallt des Todes Waidruf
Ringsum in Gebirg und Thalen,
Plötzlich zündet er die Nacht an
Mit den hingeschossnen Strahlen.

Immer lauter schreit der Donner
Durch die grausen Finsternisse;
Aus gebrochnen Wolken stürzen
Rauschend sich die Regengüsse.

Hart am Kerker Blitze zucken
Sehn die Beiden mit Entsetzen:
An den Felsen scheint der Tod hier
Seinen Flammenpfeil zu wetzen. —

Doch wer sind die zwei Gestalten,
Die, umraset von den Wettern,
Es in solcher Stunde wagen
Zum Gefängniß aufzuklettern?

Richelieu's geheimes, sichres
Werkzeug in verruchten Thaten:
Chantereine, der Hauptmann ist es
Von des Schlosses Wachtsoldaten.

Dieser weiß zu des Gebieters
Schlau verderblichem Befehle
Immer noch ein Gift zu fügen
Aus der eignen bösen Seele.

Und mit ihm der Knechte kühnster,
Dem er alles mag vertrauen,
Der ihm durch die Nacht der Sünde
Folgt wie durch Gewittergrauen.

Rastend halten sie jetzt inne
Auf bequemer Felsenfläche,
Daß des Gräuels nahen Ausgang
Noch das finstre Paar bespreche.

Wildfrohlockend ruft der Hauptmann:
„Heute muß das Werk vollbracht sein,
Und zur Freude des Ministers
Dieß des Polen letzte Nacht sein!

Reich an Hasse ist der Priester,
Dessen mag manch Grab ihn loben;
Doch des Hasses herbste Fülle
Kocht sein Herz für den da oben.

Denn der hat sich kühn vermessen
Einst in hoher Fürsten Kreise
Dem Gefürchteten zu nahen
Auf verächtlich kalte Weise.

Und er wäre längst verblichen;
Doch der König selbst, der schwache,
Hat Gewalt verboten, fürchtend
Oesterreichs und Polens Rache.

Heute will mit eigner Faust ich
Nach der rechten Stunde haschen,
Und mit dem, was wir vollbringen,
Selbst den Teufel überraschen.

Doch daß unsrer That Geheimniß
Kein Verrätherohr belausche,
Liegt der Wache ganze Rotte
Eingezecht im tiefsten Rausche.

Hurtig schleudern in den Kerker
Wir die lohen Schwefelbrände,
Daß der Fürst im schweren Qualme
Sein erlauchtes Leben ende!

Und sein guter, treuer Landsmann,
Der da schläft an seiner Seiten,
Wird den Freund wohl mit Vergnügen
In die andre Welt begleiten.

Lustig vorwärts, Kamerade!
Vorwärts, Bruder, ohne Zagen!
Morgen heißt es: in den Kerker
Hat der Donner eingeschlagen.

Ja! dem Himmel aufgebürdet
Sei die Mordthat unsrer Hände;
Und der wüthet heut so närrisch,
Daß er's selber glaubt am Ende!"

Hastig schreiten sie nun aufwärts,
Kommen zu den Kerkerthoren;
Doch es ging von dem Gespräche
Nicht ein Wörtchen auch verloren.

Denn des Prinzen treuer Page,
Dem ein Unheil mochte ahnen,
Folgte ihnen Schritt für Schritte
Nach auf ihren schlimmen Bahnen.

Sachte sind sie nun getreten
In das Haus, die Schwefelbrände
Aus dem Dunkel still zu holen,
Und entzünden sie behende.

Klärchen weckt den Vetter schleunig,
Der in leichtem Schlummer nicket,
Hält die Hand ihm, daß er schweige,
Zitternd auf den Mund gedrücket.

Chantereine ist schnell und leise
Schon zum Fenster angeklommen,
Hat nun aus der Hand des Knechtes
Schon den Brand hinaufgenommen;

Plötzlich mit dem Feuerrohre
Bricht der Page vor, entschlossen:
In den bodenlosen Abgrund
Stürzt der Bösewicht erschossen.

Wüthend, mit gezücktem Dolche,
Faßt den Pagen nun der Scherge;
Doch, von Heinrichs Schwert getroffen,
Taumelt er hinab die Berge.

Der alte Marko.

„Klara, lebst du?“ ruft Johannes
Bang mit lautem Herzenspochen;
Klara liegt am Kerkerlager,
Eine Lilie, sturmgebrochen.

Stumm, mit trostberaubter Miene,
Steht des Fürsten Arzt daneben,
Ohne Rast mit Blick und Händen
Spürend nach dem theuren Leben.

Abgewaschen ihrem Antlitz
Ist die jungfräuliche Lüge,
Und in bleicher Todesschönheit
Zeigen sich die holden Züge.

Lose sind die wirren Haare,
Blutig sind die zarten Hände,
Die im Sturme sich geklammert
An die rauhen Felsenwände.

In die weiche Brust gedrungen
Ist der Dolch des Mordgesellen,
Und der treue, warme Purpur
Quillt hervor in raschen Wellen.

Und ein stilles, starres Lächeln
Ruht so hold auf ihrem Munde,
Gleich als fühle sie mit Wonne
Bluten ihre tiefe Wunde.

Wer die Liebe hat im Herzen
Mit dem vollen heißen Triebe,
Fühlt wohl auch die süße Sehnsucht,
Hinzusterben für die Liebe;

Hinzuschütten alles Leben
Mit dem einen süßen Worte:
„Dir!“ — wie stürzt das Blut so freudig
Durch die aufgerissne Pforte! —

Doch der alte, treue Marko
Waltet ohne Rast noch immer;
Sieht vielleicht sein scharfes Auge
Noch wo dämmern einen Schimmer?

Kräuter, die der fernste Süden,
Die der höchste Nord geboren,
Seiner Kunst geheimste Kräfte
Werden jetzt von ihm beschworen.

Wonnebebend und verzweifelnd,
Reicht Johannes ihr die Labe;
Seine Seele zittert zwischen
Klara's Lieb' und ihrem Grabe. —

Endlich hebt sich ihre Wimper:
O du Seligster von allen!
Freudeschluchzend zum Gebete
Mußt du auf die Kniee fallen!

Und der alte treue Marko
Blickt empor zu Gott und betet:
„Meine Kunst ist deine Gnade,
Die vom Tode sie gerettet!"

Klara hebt die matten Augen
Auf zu dem in Freudezähren,
Dem zu Liebe bald auf immer
Sie geschlossen blieben wären.

Und lebendig wird das Lächeln,
Das vom Tode war befangen;
Ein jungfräuliches Erröthen
Dämmert auf den bleichen Wangen.

Die Botschaft.

Nach Saint-Germain zum Verkaufe
Trägt ein Häuflein Bauersleute,
Was der Herbst mit vollen Händen
Ihm auf Flur und Garten streute.

Neben schwer beladnem Wagen
Läßt der Mann die Geißel knallen;
In der Bäurin feinem Korbe
Wird das schmucke Obst gefallen.

Mit Geschichten, frohen Possen,
Und nun wieder mit Gesängen,
Suchen sie sich wegzustehlen
Ueber ihres Weges Längen.

Hinter ihnen Pferdgetrappel,
Und sie stehen, und sie schweigen,
Und neugierig nach den Reitern
Aug' und Ohr sie rückwärts neigen.

In noch nie gesehner Eile,
Brausend gleich empörten Wogen,
In noch nie gesehnen Trachten
Kommt die Schaar herangeflogen.

Wer? wohin? woher des Weges?
Rufen die erstaunten Bauern;
Doch mit Staub die Rosseshufe
Ihnen schnell den Mund vermauern. —

Es ist Christoph Gonsiewski,
Von Smolensk der Wojewode,
Der mit seinen Reitgefährten
Manches Roß gejagt zu Tode.

Nimmer länger soll Johannes
Schmachten in den Kerkermauern;
Wladyslaw, sein treuer Bruder,
Fühlt herzinniges Bedauern.

Wladyslaw, der Polenkönig,
König auch im Schwedenlande,
Ist empört in tiefster Seele
Ueber Frankreichs freche Schande.

Und er ließ zu seinen Boten
Zürnend seine Stimme tosen,
Und das Wort, das er gesendet
An den König der Franzosen,

Ist ein Blitz in sie gefahren,
Der sie nun fortreißt geschwinde,
Unaufhaltsam nach dem Orte,
Wo er, freigelassen, zünde. —

In dem Schlosse zu Saint-Germain
Schnauben schon die müden Renner;
Vor den argbetroffnen König
Treten die sarmat'schen Männer.

Schweiß entrollt den kühnen Stirnen,
Und ihr Auge glüht im Zorne,
Drohend klirren ihre Säbel,
Ihre blutgetränkten Sporne.

Und zum König nun beginnet
Gonsiewski so zu reden:
„Wladyslaw hat uns gesendet,
Herr der Polen und der Schweden:

Habt Ihr nicht noch diese Stunde
Seinen Bruder freigesprochen,
Soll an Euch und Eurem Lande
Blutig sein die Schmach gerochen!

Daß der Prinz das Land durchspähte,
Euch an Spanien zu verrathen,
Ist nur eine schnöde Lüge
Eures tückischen Prälaten;

Eine Lüge, ausgebrütet
Von der Kirche grimmstem Geier;
Denn in Eurer faulen Krone
Nistet dieses Ungeheuer! —

Oestreich, Spanien und Italien
Werden sich an Polen halten,
Eure Macht und Johanns Kerker
Schnell mit einem Hiebe spalten!“

Zornesbleich und furchtergriffen,
Tiefbeschämet, starrt zur Erde
König Ludwig, und gebietet,
Daß der Prinz befreiet werde.

Die Heimkehr.

Zu Paris am Königsschlosse,
Das der Prinz nunmehr bezogen,
Harrt der Wagen lange Reihe,
Drängen sich des Volkes Wogen.

Auf der kunstgeschmückten Treppe
Stehn die königlichen Garden,
Dem Andrang des Volkes wehrend
Mit dem Stoß der Hellebarden.

Johann Kasimir, gebleichet
Von des Kummers langem Drucke,
Stieg herab, seit lange wieder
Heut im vollen Fürstenschmucke.

Auf dem Haupt die sammtne Mütze;
Um den Busch des Reihers brannten,
In vielfache Schnur gewunden,
Große helle Diamanten.

An dem sammtnen Oberkleide
Weite Aermel niederhangen,
Drauf das goldne Fell des Widders
Und die Demantkette prangen.

Der kostbare Persergürtel
Trägt des Säbels Eisenbogen
Mit rubinbesetztem Griffe,
Den der Jüngling oft gezogen.

Ihn umrauschen die Begleiter:
Sully, Angouleme, nebst andern,
Sagen ihm viel süße Worte,
Wünschen ihm ein glücklich Wandern.

Doch der Zug, die Treppe nieder,
Muß auf jeder Stufe stocken,
Unaufhaltsam strömt das Volk zu,
Mit gutmüthigem Frohlocken.

In der Treppe tiefster Ecke,
Hinter des Hatschieren Rücken,
Hat ein Mädchen sich geschmieget,
Auf den Zug hervorzublicken.

Eingebettelt in die Stelle
Hat sie sich mit bangem Flehen,
Daß sie dürfe nur noch einmal
Unbemerkt den Prinzen sehen.

Also hat in scheuer Demuth
Klara Hebert sich verborgen;
Nicht mehr braucht ja ihre Liebe
Für den Theuren mehr zu sorgen.

Nicht gewahrt der rauhe Wachmann
Ihres Herzens lautes Pochen,
Und wie manche heiße Thräne
Aus den Augen ihr gebrochen.

Plötzlich hält Johannes inne,
Forschend blickt er ins Gedränge;
Doch nicht sieht er, die er suchet
In des Volkes bunter Menge.

Und der Liebe bange Zweifel
Ihm die Seele jetzt erfassen:
„Klara!“ ruft er laut und schmerzlich,
„Willst du mich im Glück verlassen?“ —

Wie sie so ihn höret rufen,
Stürzt sie hin mit lautem Weinen,
Und ohnmächtig liegt das Mädchen
Auf der Treppe Marmorsteinen.

Festgedrückt an seinen Busen,
Hält Johannes sie umfangen,
Mit unendlich süßer Wehmuth
Küßt er ihre bleichen Wangen.

Lange noch auf ihrem Antlitz
Ruht sein seliges Betrachten,
Und es zittert seine Stimme:
„Lebewohl!“ der Auferwachten.

Zu Graf Angouleme nun spricht er:
„Eurem Schutz sei sie befohlen;
Ehret sie, wie es der Freundin
Ziemen mag Johanns von Polen!

Meines Lebens kühne Rettung
Dank' ich diesen zarten Händen;
Und daß ich zur lieben Heimath
Wieder mag die Schritte wenden!“

Rasch besteigt er seinen Wagen;
Und den Prinzen segnet Jeder.
Jetzt verliert sich in der Ferne
Schon das Rollen auch der Räder.

Die Sehnsucht.

Haben wir auch schön geträumet
Von des Glückes Zauberlanden,
Wo sich ew'ge Freudenkränze
Um die trunknen Schläfe wanden;

Und wir wachen auf am Morgen,
Kehren zu des Lebens Mühen
Ohne Klagen wir zurücke;
Träume müssen ja verblühen.

Also waltet in dem Gasthof
Klara nach der alten Weise;
Nur ein seliges Erinnern
An den Traum umschwebt sie leise.

Mit gewohnter, holder Miene
Grüßet sie die frohen Zecher;
Doch am freundlichsten vor allen
Füllet Einem sie den Becher.

Oft auch sah man, wie die Jungfrau
Und der Krieger lange sprachen;
Heinrich ist es, der gestanden
Bei des Prinzen Kerkerwachen.

Heinrich weiß gar viel zu rühmen
Von dem schönen Fürstenjungen,
Wie dem Stolzen nie das Unglück
Einen Klagelaut erzwungen.

Eines aber hoch zu preisen
Seine Worte nie vergaßen:
Wie der Prinz den bösen Hauptmann
Chantereine einst angelassen.

Dieser trat mit plumpem Trotze
Vor den Stillen, scheinbar Zahmen,
Ihm den Säbel abzufordern
Frech in König Ludwigs Namen.

Doch wie donnerte der Jüngling:
„Ich bin Johann, Prinz von Polen!
Lüstet ihn nach meinem Schwerte,
Mag's dein König selber holen!“

Feig verzagend vor dem Kühnen,
Sucht der Hauptmann seine Rotte
Zu Gewaltthat aufzustacheln
Mit Befehl und scharfem Spotte.

Ha! wie hat der Polenjüngling
Jetzt sein tapfres Schwert geschwungen!
Ha! wie ist er auf den Hauptmann,
Auf die Knechte eingedrungen!

Und die Rotte feiler Schergen
Taumelte zurück, erschrocken,
Wie der Sturmwind auseinander
Jagt der Spreu geringe Flocken. —

Schwellend hat bei solchen Reden
Klara's Busen sich erhoben;
Süßer Klang ist's für die Jungfrau,
Hört sie den Geliebten loben. — —

War nun Klara gegen jeden
Froh und freundlich tagesüber,
Wenn sie endlich kann allein sein,
Ist sie Abends um so trüber.

Ist ihr auch das Glück der Liebe
Wie ein Traum vorübergangen,
Werden doch in stiller Sehnsucht
Täglich blässer ihre Wangen.

Oft in heitern, schönen Nächten,
Wenn der Mond, die Sterne scheinen,
Wandelt Klara, sein gedenkend,
An dem Strand mit leisem Weinen;

Horchet in die Meeresweiten,
In die stummen, regungslosen:
Keine fernen Ruderschläge? —
Keine Lieder der Matrosen? —

Wirft das Meer in trüben Nächten
Seine Wellen ans Gestade,
Wandelt Klara still und einsam
Ihres Grams geheime Pfade.

Aber nicht vom stillen Meere,
Nicht vom Meere, sturmgeschlagen,
Harret sie auch manche Jahre,
Wird der Theure hergetragen.

Der Ring.

Jubelnd ist der Tag erschienen,
Schwingt den Goldpokal der Sonne,
Gießt auf Berg und Thal berauschend
Nieder seine Strahlenwonne.

In den Lüften aufzutauchen
Darf kein Wölkchen sich getrauen,
Auf das Glück der treuen Liebe
Will der ganze Himmel schauen.

Nur die Lerchen, Freude singend,
Steigen auf im Morgenglanze,
Trunken von den Strahlengüssen
Jauchzt die Welle der Durance. —

In dem Garten, wo vor Jahren
Gingen in der Schattenkühle
Klara Hebert und Johannes
Mit verschwiegenem Gefühle;

Wo die lauten Nachtigallen
Süß verrätherische Lieder
Sangen auf den grünen Zweigen: —
Wandeln sie auch heute wieder.

Und in seliger Verschlingung
Kehren sie zum trauten Orte,
Wo vor Jahren ihre Liebe
Fand die ersten, leisen Worte.

Klara blüht in neuer Schöne,
Rosen, Fremdlinge seit lange,
Kehrten schüchtern heute wieder
Auf die freudenhelle Wange.

Nach dem hohen Felsenhause,
Das nun wieder wüst und einsam,
Wandeln Klara, ihre Mutter,
Und Johannes froh gemeinsam.

Selbst die rauhen, öden Klippen
Hält die Freude jetzt umschlungen;
Nur wie leichte Nebel schleichen
Durchs Gestein Erinnerungen.

Als sie treten in das düstre
Und verhängnißvolle Zimmer,
Treffen die erstaunten Frauen
Crucifix und Kerzenschimmer.

Und dem Priester, der sie grüßet,
Harrt am Munde schon der Segen;
Auch der alte, treue Marko
Eilt der Jungfrau froh entgegen. —

Klara trug das goldne Ringlein
Auf der stillen Herzenswunde,
Das ihr scheidend einst gegeben
Johann in der bangen Stunde.

Den Smaragd am Ringe damals
Sah das Volk gar hell erglänzen,
Mit prophetischem Gemahnen
An das Grün von Myrthenkränzen.

Die Marionetten.

Nachtstück.

Erster Gesang.

Der Gang zum Eremiten.

Grau düstre Felsen sah ich trotzig ragen
Aus eines Thales stillen Finsternissen,
Als wollten kühn den Himmel sie verjagen,
Dem sie den Schleier vom Gesicht gerissen.
Abgründe, ihre Riesengräber, lauern
In sicherer Geduld zu ihren Füßen.
Kein Vogelsang, kein Bach, kein Waldesschauern,
Kein Klageton entfährt dem finstern Thale;
Nur stummes, unermeßlich wildes Trauern.
Einsam verkümmert steht der Strauch, der kahle,
Hat Regen nur und Sturm und Frost erlebt,
Stirbt ungeliebt vom süßen Sonnenstrahle.
An seinen Aesten, windgefächelt, bebt
Die Wolle eines Lamms in stummer Klage
Und des zerrissnen Blut am Boden klebt.
Dort fliegt mit leisem, sattem Flügelschlage
Ein Geier seinem Felsenhorste zu.
Auf grüner Trift, erquickt vom Sommertage,
Schuldloses Lamm, wie fröhlich irrtest du
Mit deiner Weide friedlichen Genossen,
Indeß auf dich aus heitrer Lüfte Ruh
Vormordend Geierblicke niederschossen!
Der Geier, stürzend sich in seinen Blick,
Kommt plötzlich auf das Lamm herabgestoßen
Und reißt es fort aus seinem Jugendglück.
Hoch über Wälder, Thale, Felsenriffe
Fliegt er damit in seine Nacht zurück.
Es zittert, wimmert; doch mit festrem Griffe

Umklammert er's, ob sich am Angstgeschrei
Die scharfe Gier des Mörders schärfer schliffe. —
Nun drang ich tiefer, an dem Strauch vorbei,
Und wilder immer ward des Thales Grund,
Die dunkle Wiege der Melancholei.
Da bricht aus dornumstarrtem Felsenmund
Ein Quell hervor, die bange Ruh zu stören,
Und braust hinunter in den offnen Schlund.
Unheimlich ist und grausenvoll zu hören
Das hohle Tosen in den Steinverliesen,
Wo murmelnd Nacht und Tod sich Treue schwören.
Wie, trauernd nach verlornen Paradiesen,
Des Freundes Haupt ans Herz des Freundes fällt,
Umarmen sich die ernsten Felsenriesen.
Und weiter drang ich, — dämmerlich erhellt
War mir die Schlucht; es fiel ein leiser Regen;
Der Himmel Blitze durch die Felsen schnellt',
Und fernher klang's von dumpfen Donnerschlägen.
Gar seltsam bleich erschien mir das Gesicht
Des Eremiten, der mir trat entgegen.
Es wankt' um ihn ein zweifelhaftes Licht;
Der Sturm ist laut und plötzlich aufgefahren,
Wie, wer verschlafen, schnell vom Lager bricht.
Er faßt den Alten an den grauen Haaren;
Der aber schreitet durch des Sturmes Macht,
Uneingedenk der Wetter und Gefahren.
Bald ist er mir begraben von der Nacht,
Bald wieder glüht er auf im Wetterschein,
Als hätt' ihn hell der Windstoß angefacht.
Nun schritt er näher und gewahrte mein,
Und hieß mich froh mit gastlich mildem Worte
In seinen Wildnissen willkommen sein.
Und durch des Klippenthals geheimste Orte,
Durch des Gewitters wachsendes Gebrause
Führt' er mich fort zu einer schmalen Pforte,
Und grüßte mich in seiner öden Klause.

Zweiter Gesang.

Lorenzo.

Der Sturm verstummte, die Gewitter schwiegen,
Das volle Mondlicht hatte sich ergossen,

Beruhigend sich an das Thal zu schmiegen.
Ich saß mit meinem wirthlichen Genossen
Beim Abendmahl; da hob er seinen Wein,
Mich feierlich einladend, anzustoßen.
Ein Frauenbild, erhellt von Lampenschein,
Hing an der Wand, umhüllt von schwarzem Flor:
Drauf wies er hin und sprach: „Ich denke dein!"
Und plötzlich stürzten Thränen ihm hervor.
Auf seinen Zügen lag ein tiefes Leid,
Wie er im theuren Bilde sich verlor.
Ich that aufs Wohl der Todten ihm Bescheid,
Und als ich anstieß mit dem trüben Becher,
Da hatte heimlich mir die Ewigkeit
Von ihrem Ernst geträufelt in den Becher.
Der Eremit begann mit scheuem Munde
Von einer schwarzen That und ihrem Rächer
Zu geben mir die schaudervolle Kunde.
Und wie er ins vergangne Leben schied,
Riß er die Zeit von jeder Herzenswunde. —
— Du, Gott des Schmerzes, rüste du mein Lied,
Und wappne mich auf den verwegnen Gang
Durchs ungeheuer nächtliche Gebiet.
Gib mir ein wildes Herz, daß mein Gesang
Auf seiner Bahn vor Schreck nicht sterben dürfe;
Gib mir ein Herz, das lauten Wetterklang
Wie süße Nachtigallenlieder schlürfe!
Und wenn ins Thal mit grimmigem Frohlocken
Die Stürme werfen ihre Donnerwürfe,
Daß Wald und Fels herunterbricht erschrocken:
Dem Herzen sei's schwermüthiges Behagen,
Wie Niedersäuseln welker Blüthenflocken! —
„Graf Robert sehnte sich nach stillen Tagen,
Er hatte viel sich durch die Welt getrieben,
Des Lebens manchen heißen Kampf geschlagen.
Im Herbst der Tage schwanden ihm die Lieben;
Da wird die Freudenflur so still, so leer!
Wohl dir, ist dann ein Kind dir noch geblieben;
Dir fallen leiser dann und minder schwer
Des Alters unvermeidlich bittre Loose,
Dir weht es milder von den Gräbern her!
Roberto klagt an manchen Hügels Moose,
Trübhadernd mit den räuberischen Jahren:
Nun hing sein Herz an seiner letzten Rose.
Geschieden von der Welt bewegten Schaaren

Hat sich sein Herz, das nur den Frieden sucht,
Des Glückes letzte Spur sich zu bewahren.
Er zog mit seinem Kind in diese Schlucht;
Maria that in ihrer Morgenblüthe
Der Einsamkeit entsagungsvolle Flucht.
An Schönheit wunderbar, an tiefer Güte,
War selige Genüg' ihr stilles Leben,
Daß sie den Abend ihres Vaters hüte.
Auf jenen Felsen, die am höchsten streben,
Stand ihm sein Ahnenschloß, seit lange wüste,
Wehrlos dem Sturz der Zeiten hingegeben;
Von wannen einst in kriegrischem Gelüste
Der Ritter brausen ließ die blut'gen Fahnen,
Wo man den Freund mit Wein und Sang begrüßte.
Dahin von seinen sturmbewegten Bahnen
Trieb ihn die Sehnsucht, nach den Tannenhainen,
Zur längst verglühten Asche seiner Ahnen.
„Dort will ich meine letzte Thräne weinen
Dem treuen Weib; dort wird dem Tode mild
Des Kindes Lieb ins finstre Antlitz scheinen!"
So malte sich sein Herz des Schicksals Bild,
Als mit Marien er die alten Mauern
Bezog in diesem einsamen Gefild." —
Nun schwieg der Eremit und sank mit Schauern
Zurück in der Erinnrung dunkle Nächte;
Bis wieder er begann mit tiefem Trauern:
„Ich war ein Jüngling, würdigem Geschlechte
Entsprossen, mit dem tapfern alten Grafen
Zurückgekehrt aus rühmlichem Gefechte,
Als mich die Blicke seiner Tochter trafen
Und mich durchdrangen mit so heißen Wunden,
Die nur mit meinem letzten Hauch entschlafen.
Hab' ich auch Liebe nicht bei ihr gefunden,
Blieb doch seit jenem süßen Augenblick
Der Wunsch, je zu genesen, überwunden.
Roberto, gönnend mir ein froh Geschick,
Erhoffte von der leisen Macht der Tage,
Daß sich ihr Herz noch neige meinem Glück,
Und daß ich nicht dem Waffenfreund versage,
Zu folgen ihm auf seiner Väter Schloß.
Ich folgte trauernd, aber ohne Klage.
Wenn ich die Näh' der Himmlischen genoß,
Der Wimper keine Bettlerin entschlich,
Was ich an Thränen einsam auch vergoß.

Ein schnelles Jahr voll bittrer Wonn' entwich,
Umsonst hat sie mein stummer Schmerz beschworen;
Mir sprach kein Hauch, kein Blick: ich liebe dich!
Das Loos hatt' einen Andern ihr erkoren,
Der wie ein Sturm ihr junges Herz bezwang,
An den sie Herz und all ihr Glück verloren. —
Einst saßen wir am steilen Felsenhang
Vor dem Ruinenschloß und überließen
Nachsinnend uns dem Sonnenuntergang.
Dort sah ich ganz die Rose sich erschließen:
Maria's offnes Auge, tief und klar,
Schien Seelen in den Abgrund auszugießen;
Die leisen Winde küßten ihr das Haar,
Auf ihren Busen kamen, sich zu wiegen,
Die Purpurstrahlen hell und wunderbar;
Der Himmel schien am Halse ihr zu liegen.
Ich aber wünscht', es möchte meine Seele
In solchem Anblick sterben und versiegen.
Und ich begann, daß ich mein Leid verhehle,
Zu singen mit Robert, dem Mann der Waffen,
Ein altes Reiterlied aus voller Kehle.
Da stört' uns plötzlich lautes Hundeklaffen;
Zwei Doggen kamen schnell heraufgesprungen,
Als wollten sie dem Wind ein Wild entraffen,
Und hinterdrein, von Fels zu Fels geschwungen,
Mit stolzem Wuchs, waidmännisch angethan,
Die Faust ums schlanke Feuerrohr geschlungen,
Kam rasch und kühn ein Mann den Berg heran.
Und mich erfaßt' ein sonderbar Gefühl,
Als ich ihn sah mit leichtem Gruße nahn:
Die Stirne brütend und gewitterschwül,
Die Augen zwei gefangne Blitze brennen:
Doch lag es um die Lippen ihm so kühl,
Ein Räthsel, unerfreulich zu erkennen.
Die Blässe sprach: dies Herz hat keinen Frieden;
Unheimlich schön war die Gestalt zu nennen.
Ob auch Maria's Blicke ihn vermieden,
Ich sah des Vaters Hand sie zitternd fassen;
Auf immer war die Ruh' von ihr geschieden,
Ich sah ihr wechselnd Glühen und Erblassen;
Und ich empfand in meines Herzens Grunde
Zu jenem Fremden ahnungsvolles Hassen.
Ich will vollenden dir die trübe Kunde;
Doch vor Maria's theurem Bilde nicht.

Komm, folge mir in dieser stillen Stunde!"
So sprach der Eremit und nahm ein Licht,
Und ernst verließen wir das öde Haus;
Er sah mir recht bekümmert ins Gesicht,
Und wies mir in die dunkle Nacht hinaus.

Dritter Gesang.

Antonio.

Der Klausner trug die leuchtende Laterne.
Fort war der Mond; aus finstern Wolken glommen
Nur matt und scheu hervor die seltnen Sterne.
Mich aber hatte plötzlich überkommen
Die große Wehmuth der Vergangenheit.
Ich that dem Alten schweigend und beklommen
Durch seinen dunklen Garten das Geleit.
Ich dachte traurig an so manches Grab,
Und allen Todten war mein Herz geweiht.
Auch die Natur, die nächtlich stille, gab
Gedankenvoller Wehmuth sich zu eigen;
Nach dem Gewitter tropft' es noch herab
Wie weinendes Erinnern von den Zweigen.
So mochten wir wohl eine Stunde ziehn
Durch Fels und Wald mit ungebrochnem Schweigen.
Wir sahn die Wolken kommen und entfliehn,
Den Mond verhüllen bald, und wiedergeben.
Drauf wies der Alte sinnig deutend hin,
Und endlich sprach er: „Dort am Fels erheben
Die Mauern sich vom alten Grafenschloß;
Dort wollen wir den Rest der Nacht verleben!"
Und schneller schritt mein leitender Genoß
Den Bergpfad mir voran im Mondenscheine,
Der wie versöhnend die Ruin' umfloß.
„Hier," — fuhr der Alte fort — „an diesem Steine
Hier saß Maria, ich vergess' es nimmer,
Die schöne Jungfrau noch, die himmlisch reine,
Umspielt vom linden West, vom Abendschimmer.
Hier stand vor ihr der falsche Bösewicht,
Der lächelnd sie zerbrach in kalte Trümmer.
O Maienluft! o helles Abendlicht!
Warum habt ihr das arme Kind verrathen,
Da ihr geschmeichelt um ihr Angesicht,

Daß ihre tiefsten Blicke auf sich thaten,
Daß ihre Reize all, von euch betrogen,
Unselig siegreich auf die Wange traten!
Wie heiß Lorenzo's Blicke sie umflogen!
Und, schwelgend in der Blüthe vollem Prangen,
Den holden Reichthum trunkenhaft erwogen!
Wie zauberisch Lorenzo's Lippen klangen!
Bald süß und weich die weltgeschliffnen Worte,
Bald kühn und kräftig auf den Hörer drangen,
Womit er leicht ein junges Herz durchbohrte!
Den Vater auch bezwang der Rede Kraft,
Und brach zu seiner Gunst die letzte Pforte.
Mir ward Roberto's Schloß zur Kerkerhaft;
Ich stieg zu Roß in selber Nacht und sprengte
Von dannen schnell mit meiner Leidenschaft.
Doch ob ich auch mich in die Schlachten mengte,
Ich konnte nicht die Glut im Herzen mildern,
Die heimlich und unlöschbar mich versengte.
Lang kämpft' ich mit des Zweifels schwanken Bildern,
Bis aus der Heimath mir ein Bote kam,
Die traurige Gewißheit mir zu schildern:
Wie der Verführer frech und ohne Scham
Gar bald die Eide brach, die er geschworen:
Lorenzo floh; Maria starb vor Gram.
Wie bitter schwer Roberto sie verloren,
Und wie in ihm der Liebe letzter Funken
An seines Kindes kalter Leich' erfroren;
Und wie sein Blick, ins todte Kind versunken,
Schmerzlich ergründet, was man ihm geraubt,
Und sich mit wilder Rache voll getrunken.
Die Nacht des Wahnsinns schlug sich um sein Haupt;
Sie trieb ihn fort und fort nach allen Winden
Rastlos, wie durch den Wald der Jäger schnaubt.
Doch sah er stets die blut'ge Hoffnung schwinden;
Durch Land und Meer trieb ihn der Rache Qual,
Er konnte nicht die Spur Lorenzo's finden.
Da fuhr ihm plötzlich, wie ein Wetterstrahl,
Prophetisch durch der Seele Finsterniß
Die Sehnsucht nach dem fernen Felsenthal;
Und was ihn erst in alle Fernen riß,
Nun zwang es ihn zurück in diese Räume,
Als wäre hier sein Opfer ihm gewiß.
Hier träumt' er immer wilder seine Träume,
Die rings umher getreue Freunde hatten:

Ruinen, Gräber, finstre Tannenbäume.
Wie auf der Wüste, dürr und ohne Schatten,
Wenn sie den Tag um dunkle Nacht vertauscht,
Der Wandrer sinkt in durstendem Ermatten,
Einschläft und träumt, daß ihm die Quelle rauscht;
Vom Sand empor dann fährt der Frohbethörte,
Und in die Nacht, die dunkle, stille, lauscht:
So war's Robert, wenn's ihn vom Schlaf empörte,
Als ob er aus Lorenzo's Busen noch
Die heißersehnte Quelle rieseln hörte.
Wenn dann das schwarze Traumbild sich verkroch,
Wie glühend quält' es ihn, zu hören nur
Des eignen Herzens einsames Gepoch!
Oft wenn er so empor vom Lager fuhr,
Erweckt' er seine alten, treuen Knechte,
Und schwor mit ihnen seinen Racheschwur.
Auch trieb er oft mit ihnen lange Nächte
Ein närrisch Puppenspiel, worein er trug
Wahrheit und Traum in grausigem Geflechte.
Die Puppen mußten spielen, Zug für Zug,
Viel längstvergangne, traurige Geschichten,
Nachtappen seinem wilden Geistesflug;
Doch immer war das Spiel ein Klagen, Richten:
Unheimlich kindisch war des Alten Drang,
Auch nur im Bild Lorenzo zu vernichten.
So lebte Robert manche Jahre lang;
Von allen Wandrern, die das Thal betreten,
That keiner nach dem Schlosse mehr den Gang.
Doch kam ein Abend: Maienlüfte wehten,
Es ruhte auf dem alten Schloßgestein
Der Strahl, wie einst, mit röthlichem Verspäten.
Roberto saß betrübt im Abendschein,
Und sinnend sank das Haupt ihm, das ergraute,
Und hüllte ins Vergangne ganz sich ein.
Wie er nun klar sein Kind Maria schaute,
Und wie sein starrer Blick leibhaft vor sich
Das Bild Lorenzo's in die Dämmrung baute:
Da schallten Tritte und — sein Traum entwich —
Ein junger Mann nun plötzlich vor ihm stand,
Der wunderbar genau Lorenzo glich.
Es war Lorenzo's Sohn. Aus fernem Land
War er gefolgt dem dunkeln Trieb, zu reisen,
Bis sich sein Pfad in diese Thäler wand,
Und ihn mit Lockungen, mit holden, leisen,

Verführte schlangenhaft in diese Schluchten,
Nach des Verhängnisses geheimen Kreisen.
„Halloh! nun endlich hab' ich dich, Verfluchten!"
So rief Robert, sprang auf und hielt ihn fest;
„Gelüstet dich nach meinem Kind, Verruchten?
Stahlst du nicht frevelnd mir den letzten Rest?
Lorenzo, hab' für dich kein Opfer mehr!
Maria ist von deinem Kuß verwest!"
Und riesenkräftig schleift er ihn einher.
Was ihm an Kraft geschwunden mit den Jahren,
Beschwor die Wuth zu schneller Wiederkehr.
Mit Flammenaugen, weißen Flatterhaaren,
Ist er mit ihm zu jenes Thurmes Thüre,
Ein Rachedämon, brausend hingefahren.
Umsonst betheuerten Antonio's Schwüre,
Es sei Lorenzo's vorwurfsloser Sohn,
Um den er seine Eisenkette schnüre;
Und seiner Knechte Wort klang ihm wie Hohn,
Daß welk und grau ja längst Lorenzo sei,
Da dreißig Jahre schon nach ihm entflohn:
Dem Wahnsinn war das Alte nicht vorbei:
Lorenzo's Züge waren mit den Zeiten
Gealtert nicht in seiner Phantasei.
Und in des Thurmes finstern Einsamkeiten,
War nun Antonio's schrecklich Loos, zu schmachten,
Zu hören stets die Todesstunde schreiten.
Roberto säumte noch, ihn hinzuschlachten:
„Bis seinen Lauf der bleiche Mond vollendet,
Soll dich die feste Kerkerwand umnachten.
Die Frist sei dir, Verbrecher, noch gespendet,
Auf daß auch dich dein Vater sterben sehe!"
Und in die Ferne ward ein Brief gesendet.
Lorenzo ahnte nicht des Schicksals Nähe.
Schon war verschlummert seine Jugendsünde,
Sein Herz erwarmet in beglückter Ehe:
Da kam das Schreckensblatt von seinem Kinde;
Da brach er auf und flog mit Sturmeseile,
Daß er Antonio noch lebendig finde,
Daß er des Wahnsinns blut'gen Irrthum heile,
Und das schuldlose Opfer schnell erlöse;
Wo nicht, den Tod mit seinem Sohne theile.
Wohl mahnte laut sein Herz ihn an das Böse
Der Jugendschuld, als er dem Schloß genaht,
Mit des Gewissens hämmerndem Getöse;

Wohl trieb er seinen Witz nach klugem Rath,
Wie er den Sohn entreiße der Gefahr,
Und selber nicht bezahle seine That.
Ihm folgte schützend eine Waffenschaar
Zum Schlosse, das ihm schon entgegendrohte,
Rauh, wie der Rache thürmender Altar.
Durch Nebel taucht' empor das blutigrothe
Antlitz des Mondes am bewegten Himmel,
Der schreckensvollen Nacht ein ernster Bote.
Der Wolken trübweissagendes Gewimmel
Flog unstet übers Thal, die Winde trugen
Herüber fernen Donners dumpf Getümmel:
Als an das Grafenschloß die Wandrer schlugen,
Und bald darauf das Thor, das langentwöhnte,
Einlaß gewährend knarrt in seinen Fugen.
Ihr scheuer Tritt im öden Burghof tönte,
Wo alles einsam, still und finster lag,
Durchs hohe Gras allein der Windhauch stöhnte.
Die Waffenknechte lauschten stumm und zag;
Lorenzo hört des Busens alten Wächter
Stets lauter mit erinnrungsvollem Schlag,
Und ihn ergriff, wie die gedungnen Fechter,
Ein Grauen: plötzlich aus des Schlosses Tiefen
Schnitt durch die Nacht ein höhnisches Gelächter;
Dann todesstill; — dann wirre Stimmen riefen.
Schon sah Lorenzo, dem der Muth zerbrach,
Die Nacht vom Blute seines Kindes triefen.
Und zaudernd schritten sie dem Laute nach,
Und über Treppen, dunkle Hallengänge,
Betraten sie ein dämmerndes Gemach.
Hier sahn sie das phantastische Gepränge
Der wunderlichen Marionettenbühne;
Hier lernten sie verstehn die grausen Klänge.
So eben eifert der wahnwitzig kühne
Poet, daß er auch strafe die Bethörung
An seinem Helden und das Schicksal sühne:
Und mit den Worten innigster Empörung
Empfing den Todesstreich Lorenzo's Puppe.
Jetzt fuhr der Alte auf, entzückt der Störung:
„Ihr Herren, wie behagt euch diese Gruppe?
Soll wiederholet werden euch zu Ehren
Von meinem tüchtigsten Schauspielertruppe!
Ich kenn' euch wohl und euer heiß Begehren:
Doch wollet nur indeß Geduldén tragen,

Und lustig erst den Willkommsbecher leeren!“
Der Vorhang fiel; doch wollte nicht behagen
Der Becher, den Roberto's Knechte reichten,
Bis wieder ward der Vorhang aufgeschlagen.
Bei einer Dämmerlampe trübem Leuchten
Begannen ihren Tanz die Marionetten;
Doch schrecklich, daß die Gäste dran erbleichten,
Denn plötzlich schauten sie, geschleift an Ketten,
Verhöhnt von Roberts tragischem Sermon,
Mit plumpem Tritt — Antonio's Leiche treten.
Lorenzo starb vor Schreck an seinem Sohn;
Die Knechte hüllten schreiend ihr Gesicht,
Und mit Entsetzen stürzten sie davon.“ —
So weit des Klausners nächtlicher Bericht.
Und ich erwacht' an eines Baches Rand,
Als durch die Felsen drang das Morgenlicht,
Nachsinnend, wo der Eremit verschwand;
Ob Wahrheit, was nun meine Sinne mied,
Ob eines bösen Traumes wilder Tand? —
Und als ich aus dem Klippenthale schied,
Sah wieder ich des Lammes Wolle beben
Am Strauche, den die Sonne ewig flieht,
Im Hintergrund den stillen Geier schweben.

Anna.

(Nach einer schwedischen Sage.) 1. XXV/

I.

Anna steht in sich versunken,
Blicket in den See hinein,
Weidet, eigner Schönheit trunken,
Sich in ihrem Widerschein.

Sie beginnt hinab zu reden:
Wunderholde Jungfrau, sprich,
Schönstes Bild im Lande Schweden,
Bin ich du? und bist du ich?

Nein, o nein, ich glaub' es nimmer,
Wenn es auch die Welt mir schwört,
Daß so heller Rosenschimmer
Meinen Wangen angehört.

Dieser Mund, ist er der meine,
Den dies süße Lächeln bricht?
Seh' ich doch, wie auch der deine
Fragend mir entgegenspricht.

Liebes Wasser, sag', erzähle,
Hast mein Auge du gemalt?
Oder ist des Himmels Seele,
Was dein Spiegel widerstrahlt?

Anna neigt vom grünen Strande
Sich in ihres Bildes Näh',
Streift vom Busen die Gewande,
Läßt ihn leuchten in den See.

Nach dem Bilde niederhangend,
Starrt sie zweifelnd und beglückt,
Und das Bild, ihr nachverlangend,
Starrt bewundernd und entzückt.

Fragt das Bild, im Wasser schwebend:
Anna, hab' ich dich erreicht?
Fragt das Mädchen, freudig bebend:
Bin ich schöner noch vielleicht?

In den seligen Geberden,
Die das Bild ihr abgelauscht,
Sieht sich Anna schöner werden,
Und die Jungfrau steht berauscht.

„Wenn so schön ich immer bliebe!
Muß dies Bild denn auch vergehn?“
Ruft sie, eitler Eigenliebe,
Horch! die Winde sausend wehn!

Rauschend wird ihr Bild zertrümmert
Im empörten Wellenschaum;
Und das Mädchen sieht bekümmert
Sich darin vergehn wie Traum.

Und im Walde knarrt es knickend,
Und am Ufer schwankt das Rohr,
Aus den Weiden, freundlich nickend,
Huscht ein altes Weib hervor.

Alte spricht, und weint verstohlen:
„Wie dein Bild im Wind zerfuhr,
Würden deine Kinder holen
Deiner Schönheit letzte Spur.“

„Denn die Schönheit ihrer Mutter
Ist der Kinder liebster Fraß,
Ist der Kinder feinstes Futter;
Schöne Jungfrau, merk' dir das!“

„Wag' es nur und kehre wieder
Nach dem ersten Wochenweh,
Komm und spiegle deine Glieder
Dann im peinlich klaren See.“

„Komm und schau dann mit Entsetzen
Deine Brüste, junges Blut,
Gleich gezognen Fischernetzen
Zitternd schwimmen in der Flut.“

„O dann frage deinen Schatten:
Wangen, seid ihr mein, so bleich?
Augen mein, ihr hohlen, matten?
Weinen wirst du in den Teich.“

„Kommt ein Mann, um dich zu freien,
Eile du zu mir geschwind:
Und ich will den Leib dir feien,
Daß du nie empfängst ein Kind.“

Anna spricht mit dunklen Schauern:
Wenn du mir zu helfen meinst,
Daß die Schönheit mir mag dauern,
Mütterlein, so komm' ich einst.

II.

Vor dem Fenster steht der Ritter,
Singt bei Nacht mit süßem Laut,
Schlägt dazu die helle Zitter:
„Willst du heißen meine Braut?“

„Hab' ein Schloß und finstre Wälder,
Berge hab' ich, reich an Erz,
Muntre Heerden, goldne Felder,
Und nach dir ein krankes Herz!“

„Schmücke dir mit Edelsteinen,
Gold und Perlen Hals und Hand,
Liebchen, schmücke dich mit meinen
Narben aus dem heil'gen Land."

„Morgen wird die Sonne steigen;
Strahlt herauf die Sonne klar,
Soll sie meinen Wuchs dir zeigen,
Und dir leuchten zum Altar."

„Hier an diesem Rosensprosse
Häng' ich dir mein Ringlein auf!"
Sang's und schwang sich auf zu Rosse,
Sprengt' davon im flücht'gen Lauf. —

„Willst du meinen Finger tauschen,
Ringlein, mit dem Rosenreis?"
Anna nimmt's, die Hecken rauschen,
Und im Dickicht naht es leis.

Schwarz verhangen Mond und Sterne,
Durch den Blüthenstrauch herein
Wiegt sich eine Blendlaterne,
Wie Johanniskäferschein.

Freundlich nickend, bleich verdüstert,
Steht das Mütterlein vom See,
Weint verstohlen, und sie flüstert:
„Schöne Jungfrau, weh dir, weh!"

„Von den Rosen hier empfangen
Hast du's Ringlein, und es droht
Bald den Rosen deiner Wangen
Dieses Ringlein bleichen Tod."

„Folge mir! — Sie schreiten beide
Weite Strecken stumm und sacht
Ueber eine öde Haide
In der stummen, dunklen Nacht.

Und an einer Windmühl' stille
Hält das alte Zauberweib:
„Bräutchen, ist's dein fester Wille,
Daß unfruchtbar sei dein Leib?"

„Willst?" — „„Ich will es!"" und sie schleichen
Jetzt die Mühlentrepp' empor,
Feiernd stehn die Flügelspeichen,
Taghell tritt der Mond hervor.

Braune Weizenkörner sieben
Aus dem Sack die Alte greift,
Und das Ringlein ihres Lieben
Sie der Braut vom Finger streift.

„Wenn nicht meine Zauber wären,
— Spricht das Mütterlein vom See —
Würdest Sieben du gebären
In der schmerzenreichen Eh.“

Durch das Ringlein wirft hinunter
Sie ein Korn zum runden Stein:
Plötzlich wird die Mühle munter,
Brausend fällt ein Windstoß drein;

Und die Mühle malt im Winde,
Schaudernd hört die junge Braut
Leise, wie von einem Kinde,
Wimmern einen kurzen Laut.

Drauf todtstill in alle Weite,
Anna hört ihr Herz allein,
Und die Alte wirft das zweite
Weizenkorn hinab zum Stein:

Wieder mahlt die Mühl' im Winde,
Schmerzend hört die junge Braut
Leise, wie von einem Kinde,
Wimmern einen kurzen Laut.

Alte wirft das dritte, vierte,
Fünfte Korn, noch zwei hinein:
Jedmal sich der Windstoß rührte,
Und zerreibend lief der Stein.

Siebenmal hat es gewimmert,
Hat ein Weh durchzuckt die Maid.
Wieder Ruh — der Vollmond schimmert
Nieder auf die stille Haid.

Mütterlein jetzt freudig kichert,
Steckt das Ringlein ihr zurück:
„Nie ergreift dich, bist gesichert,
Jammervolles Mutterglück!“

Heim, zuvor den Morgenstunden,
Eilt nun Anna, fürcht't sich schier;
Schüchtern blickt sie um — verschwunden
Ist die Alte hinter ihr.

III.

Schautet ihr das Bräutchen schwärmen
Auf der Haid' im Mondenstrahl,
Würdet ihr im Schloß nicht lärmen,
Rüsten nicht das Hochzeitmahl.

Dreier Tage galt's ein Jagen,
Scholl das Horn in Wald und Kluft,
Mancher Keuler ward erschlagen,
Vögel stürzten aus der Luft.

Und der Hirsch, der Stolz der Schluchten,
Liegt mit zwanzig Enden kalt,
Liegt, als hätt' er auf den Fluchten
Mitgerissen ein Stück Wald.

Denn zur Ehre seines Festes
Rief der Ritter in den Forst:
„Lieber Wald! heraus dein Bestes,
Schönstes an Geweih und Borst!"

Früh am Morgen in dem Schlosse
Werden hundert Gäste laut,
Mit dem Ritter, hoch zu Rosse,
Holen sie die schöne Braut.

Anna glänzt im Brautgeschmeide,
Strahlt in Schönheit wunderbar,
Daß das Volk aufschreit vor Freude,
Wo vorüberzieht die Schaar.

Kein so schönes Weib begegnet
Heut der Sonne auf der Welt;
Und der Priester, wie er segnet,
Vor Erstaunen innehält.

Erich, dem zur Pflicht des Weibes
Sie der Priester angetraut,
In die Schönheit ihres Leibes,
Seinen offnen Himmel, schaut.

Anna freut sich all des Glanzes,
Ihres Ritters freut sie sich,
Ihres grünen Myrtenkranzes
Ihrer selbst herzinniglich.

Bald beginnt ein festlich Schmausen,
Geigenschall und Hörnerklang,
Lebehoch! und Tanzesbrausen,
Becherklirren, Spiel und Sang.

Aber als die Nacht gekommen:
Dicht in ihres Ohres Näh'
Hört die schöne Braut, beklommen,
Rauschen den bekannten See.

Trüb ihr alle Kerzen flimmern,
Und die Luft wird ihr so schwül,
Durch's Getös das leise Wimmern
Hört sie von der Haidemühl.

IV.

Sieben Jahre sind verflossen
Spurlos, wie die Flut ins Meer,
Seit der Ehbund ward geschlossen,
Heute ist die Jahreskehr.

Anna wird im Land besungen
Als die allerschönste Frau;
Sie empfängt die Huldigungen,
Wie die Rose ihren Thau.

Keines von den süßen Liedern
Mag ein Blick gerührter Huld,
Mag ein süßes Wort erwiedern;
Anna trägt nur eine Schuld.

Oftmals bei geschlossnem Riegel
Ist sie unbelauscht allein,
Stürzt ihr Aug' sich in den Spiegel,
Schwelgt in ihrem Widerschein.

Gerne mag sich Anna zieren,
Reich geschmückt am Spiegel stehn;
Bis sie fühlt geheimes Frieren,
Wenn sie lang hineingesehn.

Klirrt und rauscht dann Gold und Seide,
Dünkt ihr oft, es werde wach
Jener bange Laut der Haide,
Der manchmal ihr wehte nach.

Anna ist so schön geblieben,
Wie als Braut einst am Altar;
Erich trauert, daß sein Lieben
Und sein Leben unfruchtbar.

Schweigend reiten sie zum Schlosse
Heim von einer Kindestauf';
Als ihr leuchtender Genosse
Zieht der volle Mond herauf.

Erich reitet in Gedanken
Hinter seinem Weibe fort,
Sieht des Waldes Schatten wanken,
Unstet wechselnd hier und dort.

Als sie weiter traben beide,
In Gedanken, ohne Laut,
Als sie kommen auf die Haide,
Wo sie einst geirrt als Braut:

Sieht er ihres Pferdes Schatten
Um die Reiterin verkürzt,
Und das Bild erschreckt den Gatten,
Ob sein Weib vom Roß gestürzt?

Nein, sie sitzt! „Gott sei uns gnädig!"
Ruft er aus — „Verfluchtes Weib!
Nur dein Roß, als ging es ledig,
Keinen Schatten wirft dein Leib!"

Aber Anna treibt den Zelter,
Zitternd vor dem Mondenstrahl,
Vor dem himmlischen Vergelter,
Und dem zürnenden Gemahl.

Jetzo stürzt sie bang zu Füßen
Ihrem Herrn im Schlafgemach,
Sie bekennt in Thränengüssen,
Flehend, was sie einst verbrach.

Schaudernd hört er ihre Kunde;
Süßer sonst als Blumenduft,
Trifft der Hauch aus ihrem Munde
Jetzo ihn wie Grabesluft.

Erich schaut im Mondenlichte,
Leuchtend durch den Fensterspalt,
Ihr frisch blühend Angesichte,
Ihre bräutliche Gestalt.

„Unweib!“ ruft er mit Entsetzen —
„Wäre deine Schönheit hin!
Mit den unterschlagnen Schätzen,
Gräßliche Betrügerin!“

„Eile fort aus meiner Kammer!
Eile fort aus meinem Haus!
Fahre hin in Noth und Jammer!
Fluchend stoß' ich dich hinaus!“

„Dir so wenig wird vergeben,
Wie aus dieser Diele je
Frische Rosen sich erheben!
Weh, verfluchtes Weib, dir, weh!“

V.

Anna liegt im Wald verlassen,
Klagt den Bäumen nicht ihr Loos;
Schweigend drückt sie nur die nassen
Augen in das weiche Moos.

Im Gebüsch der Winde Sausen
Weckt der Reue wilden Schrei,
Und des Baches Wellen brausen
An der Sünderin vorbei.

Anna darf um Trost nicht lauschen
Zur Natur im Bußgewand,
Zwischen ihnen flatternd rauschen
Hört sie das zerrissne Band.

Und die Menschen schaudernd kehren
Ab das Herz von Anna's Noth;
Ihre Buße nur zu nähren,
Reichen sie das Bettelbrot.

Sieben Jahre sind es heute,
Seit ihr Gatte sie verstieß,
Seit sie, Reu' und Kummers Beute,
Klagend seine Burg verließ.

Heute sind es sieben Jahre,
Daß sein Fluch sie fortgeschnellt,
Daß sie mit gelöstem Haare
Büßend weinte durch die Welt.

Mutterleid, das wonnereiche,
Hat ihr Antlitz nie versehrt,
Aber bis zur Todtenbleiche
Hat der Jammer es verheert.

Als sie aufblickt von der Erde,
Naht im Strahl des Abendlichts
Ihr ein Greis, mit Freundsgeberde,
Mitleidvollen Angesichts.

„Anna, hebe dich vom Grunde!
Komm, du hast genug geweint;
Des Erbarmens milde Stunde
Deinem Kummer auch erscheint.“

„Folge mir zur Waldkapelle!“
Spricht der alte Eremit,
Als des Abends letzte Helle
Von den Wipfeln sich verzieht.

Dunkel wird es, dunkler immer,
Kaum manchmal durch Baum und Strauch
Zweifelt eines Sternes Flimmer,
Stiller, kühler wird es auch.

Und sie wandeln und sie schweigen,
Finster wird es ganz und gar,
Auf des Walds gewundnen Steigen
Leuchtet ihr sein weißes Haar.

In des Waldes tiefsten Schauern
Kommen sie an die Kapell';
Grabesstill sind ihre Mauern,
Doch erleuchtet ist sie hell.

Zu der traurigsten der Frauen
Spricht der Alte: „Tritt hinein!
Die du drinnen wirst erschauen,
Bitte, daß sie dir verzeihn!“

Anna zögernd und verzagend
In die Waldkapelle tritt,
Von den öden Wänden klagend
Hallt zurück ihr scheuer Schritt.

Niemand hier; doch lispelnd nennen
Ihren Namen hört sie klar;
Sieben Kerzen sieht sie brennen
Ohne Leuchter am Altar.

Hellen Schimmer auszuspenden,
Hängt die Lampe ohne Schnur;
Bilder haften an den Wänden,
Dämmernde Umrisse nur.

Und die Staffeln abgebrochen
Zum Altar; zerrissnes Tuch;
Keine Messe wird gesprochen
Aus dem unbeschriebnen Buch.

Sieben leichte Lichtgestalten
Jetzt an ihr vorüberziehn,
Und mit stummem Händefalten
Vor dem Altar niederknien.

Anna sich mit zitternd leisen
Schritten den Gestalten naht:
„Meine ungebornen Waisen!
Ach, verzeiht ihr, was ich that?

„Grausam frevelnd ausgestoßen
Hab' ich euer keimend Herz,
Von den Freuden ausgeschlossen,
Von dem trauten Erdenschmerz!"

Und sie nicken, ihr vergebend,
Lächelnd zugewandt, doch stumm;
Und der Alte, näher schwebend,
Schlingt die Arme ihr herum.

Anna sinkt zu Boden nieder,
Ihr entgleiten Schmerz und Noth,
Und sie klagt und weint nicht wieder;
Der Einsiedel war der Tod.

Und zur Stund' ein sanftes Tosen
Erich aus dem Schlafe weckt:
Ha! er sieht mit frischen Rosen
Seine Diele überdeckt.

Anna, bleich und todeshager,
Grüßend ihm vorüberging,
Und sie legt' ihm auf sein Lager
Leise seinen goldnen Ring.

Als sein todtes Weib dem Ritter
Sammt den Rosen wieder schwand,
Nimmt er die bestaubte Zitter
Endlich einmal von der Wand.

Und er singt ein Lied, das alte,
Aber nicht im alten Laut,
Wie es vor dem Fenster hallte
Anna einst, der schönen Braut.

„Hab' ein Schloß und finstre Wälder,
Berge hab' ich, reich an Erz,
Muntre Heerden, goldne Felder,
Und nach dir ein krankes Herz!“

Mischka.

Mischka an der Theiß.

In dem Lande der Magyaren,
Wo der Bodrog* klare Wellen
Mit der Tissa grünen, klaren,
Freudig rauschend sich gesellen,
Wo auf sonnenfrohen Hängen
Die Tokayertraube lacht:
Reiten lustig mit Gesängen
Drei Husaren in der Nacht.
Und der Fischer, der die leisen
Netze warf im Mondenstrahl,
Hört vergnügt die Heldenweisen
Klingen weithin durch das Thal,
Höret durch des Liedes Pausen
Hellen Schlag von Rosseshufen,
Und des Stromes Wellen brausen,
Und das Echo ferne rufen.
Bald entschwunden sind die Lieder
Und der Waffen heller Schein,

* Bodrog und Tissa (Theiß), zwei Flüsse, die bei Tokay zusammenmünden.

Und es hört der Fischer wieder
Rauschen nur den Strom allein.
„Haben doch ein schönes Leben,
Diese flüchtigen Hußaren!
Zwischen Freuden und Gefahren
Hoch zu Rosse hinzuschweben,
Jubelnd in die Schlacht zu fliegen
Und zu sterben oder siegen
Für das Vaterland, den König!
Ach, dem Fischer ziehn die Tage
Mit dem dumpfen Wellenschlage
Arm vorüber und eintönig!"
Also denkt in stillem Sinnen
Dort der Fischer trübgemuth,
Sieht des Stromes muntre Flut
Mondbestrahlt hinunter rinnen.
Wie er starret in die Wellen,
Malt die Sehnsucht ihre Träume
In die schwanken, lichten Räume
Ihrem nächtlichen Gesellen,
Und er schaut im Wellentanze
Kriegesscenen mancherlei,
Männer ziehn im Waffenglanze,
Und es rauscht die Schlacht vorbei;
Und ihm däucht, ob aus den Tiefen
Fernverworrne Stimmen riefen,
Kampfgetös, Trommetenklänge,
Feindesflucht und Siegsgesänge. —
Und der Fischer träumt noch lange
Sich ein froh Hußarenleben,
Er vergißt das Netz zu heben
Um zu sehn nach seinem Fange. —
Ferne reiten schon die Drei
In dem Thale von Tokay.
Sie verstummten allgemach,
Still für sich ein jeder zieht,
Lauscht den Stimmen, die das Lied
Rief in seinem Herzen wach.
Wie sie reiten, wie sie schweigen,
In dem schönen Tokaythal,
Bringen Winde Mal auf Mal
Klänge her von fernen Geigen
„Cimbalschlag mit Geigenklängen,
Das ist Mischka, seine Bande!"

Ruft der eine, und sie sprengen
Schnell zur Schenk' am Tissastrande,
Von den Rossen abgesprungen
Sind sie schnell, und klirrend ein
Treten die drei Reiterjungen:
„Mischka, streiche! Wirth, gib Wein!"
Manche Geige mag im schönen
Lande der Magyaren tönen,
Doch im Land die Geige Keiner
Spielt wie Mischka, der Zigeuner.
Wohlgefällig trifft des Alten
Blick die hohen Mannsgestalten,
Ihre schmucken, schimmerblanken
Waffen und Hußarenputz;
Auf dem Haupt, voll Kraft und Trutz,
Federbüsche drohend schwanken.
Mischka steht von seinem Sitz,
Schwingt den Wein zum Gruß empor,
Aus den schwarzen Locken vor
Fährt ein froher Augenblitz:
„Die Hußaren sollen leben!"
Ruft der Geiger: „Krieg soll's geben!"
Rufen die drei Schwertgenossen,
Eilen mit ihm anzustoßen.
„Hab' in meinen Jugendtagen,
Denen ich nachhinke jetzt,
Auch mein Reiterschwert gewetzt,
Eh die Kugel mich geschlagen,
Focht in euren tapfern Schaaren;
Mancher Franzmann mußte reisen,
Dem mein scharf Hußareneisen
Zwischen Leib und Seel' gefahren!"
Also spricht der Mischka heiter
An die jungen Ungarreiter;
Drauf er rasch die Geige nimmt,
Scharfgenau die Saiten stimmt,
Gibt dem Bogen noch des Harzes,
Und sein Haar, sein langes, schwarzes,
Wirft er schüttelnd ins Genick,
Drückt die Fiedel unters Kinn,
Und sein dunkler Feuerblick
Winkt der Bande zum Beginn.
Mischka voll und langsam zieht
Ein uraltes Schlachtenlied,

Das vor manchen hundert Jahren
Klang versunknen Heldenschaaren,
Das mit seiner wilden Klage
Aufgefacht den Kriegesmuth,
Als die Ungarn ihre Tage
Tränkten noch mit Türkenblut,
Als sie speisten ihre Nächte
Mit gehäuften Türkenleichen,
Weil des Wahnes grimme Knechte
Drohten allen Christenreichen. —
Schneller brausen jetzt die Töne,
Kühner Herzen wilde Söhne;
Ihren ungestümen Reigen
Führen die verwegnen Geigen,
Mischka's Geige doch vor allen
Hört man aus dem Kampfe schallen.
Und des Cimbals Hämmer pochen,
Bald wie Sturm hereingebrochen,
Bald hinsäuselnd durch die Saiten,
Hörbar kaum, wie nach der Schlacht
Frühlingswinde in der Nacht
Durch die Wahlstatt flüsternd gleiten,
Heiße Todeswunden kühlend,
Mit dem Haar der Leichen spielend.
Aber langsam, ernst und trübe
In der Tiefe wühlt der Baß,
Ob er dort dem wilden Haß
Grab an Grab im Boden grübe. —
Ha! wie tanzen die Hußaren,
Echte Söhne der Magyaren!
In der Freude Sturmeswogen
Unaufhaltsam fortgezogen
Von des Klanges dunkeln Mächten,
Schwingen sich die Starken, Flinken,
Hoch die Flasche in der Linken,
Hoch den Säbel in der Rechten.
Und den Reitern durch die Kehlen
Strömt im Tanz das süße Feuer,
Strömt der herrliche Tokayer,
Wie das Lied durch ihre Seelen.
Nach dem Takt der kühnen Weisen
Klirrt der Sporen helles Eisen,
Und im Takt des Tanzes singen
Lassen sie die Säbelklingen.

Wie sie jetzt die Faust empören,
Im Gebrauch aus alten Tagen,
Und beim Schwertzusammenschlagen
Haß und Tod den Türken schwören!
Wilder stets Musik erwacht;
Rasen die Zigeunerleute?
Werden sie der Uebermacht
Ihres Liedes selbst zur Beute?
Horch, wie scherzend, horch, wie klagend,
Und das Herz von hinnen tragend,
Mischka's Wundergeige waltet,
Durch und durch die Seele spaltet.
Diese bangen, diese süßen,
Zauberhaften Töne müssen
In das Land der Schatten dringen
Und die Todten wiederbringen.
Dieses Zittern seiner Saiten
Ist das Schwanken einer Brücke,
Drauf zurück zum Erdenglücke
Sehnsuchtsvoll die Geister schreiten,
Drauf der Helden Geister wallen,
Treu der Heimath süßem Drange,
Die bei dieses Liedes Klange
In der Vorzeit sind gefallen;
Und sie schweben und sie schwanken
Um die Tänzer ungesehen,
Ihnen an die Stirn zu wehen
Flammenhelle Schlachtgedanken,
Sie mit Träumen zu berücken,
In die Vorwelt zu entzücken.
Plötzlich stürzen die Hußaren
An den Strand hinaus mit Macht,
Und sie rasen in die Nacht:
„Wo? wo sind die Türkenschaaren?"
Hauen pfeifend in die Luft;
Doch kein „Allah!" Antwort ruft.
Nur die Tissa ist noch munter,
Zieht dahin mit dumpfem Brausen,
Und des Ufers Büsche sausen;
Friedlich strahlt der Mond herunter.

Mischka an der Marosch.

I.

Von der Theiß, der klaren, fischereichen,
Ist der Geiger Mischka hingezogen,
Wo der Marosch barsche Wogen
Brausend durch beschäumte Klippen streichen.

Der Zigeuner wandert, arm und heiter,
In die Ferne, Fremde, fort und weiter;
Wenn er auch am Wohlgeschmack der Erde
Karg und selten nur sich weidet,
Ist ihm jeder Ort doch bald entleidet,
Und was heimisch, wird ihm zur Beschwerde;
Wenig brauchend kommt und geht
Dieser fiedelnde Ascet.

Mischka's Hüttlein mit dem Halmendach
Ragt empor vom Grund nur wenig Spannen,
Und vorüber wild und jach
Stürzt die Marosch durch die Felsen, Tannen.

Horch, wie rauschen Mischka's helle Saiten
Unter diesen Halmen, die vor Zeiten
Bei dem Klang der Lerchenlieder
Auf dem Feld sich wiegten hin und wieder.
Nicht allein an Schall und süßen Weisen
Ist dies niedre Hüttlein reich zu preisen;
Strahlen hegt es auch in Fülle,
Wie sie aus den schönsten Welten
Uns herüber, flüchtig, selten,
Leuchten durch die Menschenhülle.

Mischka's treues Liebchen ruht im Grabe;
Doch sie ließ zur Abschiedsgabe
Seines Glücks ihm einen theuren Rest,
Daß sein Herz sich minder härme;
Wie die holde Sommerwärme
Sterbend ihre Frucht uns läßt.

Mischka geigt, und seine hellen Töne
Trägt hinaus der Abendwind;
Vor der Hütte steht die wunderschöne
Mira, das Zigeunerkind.

Die vom Abendroth Geküßte
Ist vom leichten West umflogen,
Und es flattert um der Brüste
Melodiegeschwellte Wogen
Ihres Haars gelockte Nacht;
O, wenn diese schöne Brust erwacht!
Dieses Busens keusche Wellen,
Die noch Liebe nie empfanden,
Selig, wem sie einst entgegen schwellen
Und ans Herz im Sturm der Liebe branden!
Selig, wer aus diesen schwarzen Augen
Darf den ersten Blitz der Leidenschaft
Und aus diesem Mund ein Flüstern saugen,
Süß und wonneirr und zauberhaft,
Daß der Cherub beim Gesang der Worte
Sinkt in Schlummer an des Edens Pforte!
Bald doch, bald die Worte unter Küssen
In ein süßres Leben sterben müssen! —
Also glühen die Gedanken
Durch die Brust dem Liebeskranken;
Einsam dort am Waldessaume
Harrt und lauscht er unterm Baume,
Ob kein Rascheln aus dem Tannengrunde
Ihm ein Wild verräth, zur Abendstunde
Sachte auf den freien Anger schreitend,
Freundlich aus dem Wald den Tag begleitend.

Und er stellt dem Liebesglück ein Zeichen:
Wenn ich heut ein edles Wild noch schieße,
Werd' ich meinen heißen Wunsch erreichen,
Daß ich sie in meine Arme schließe.
Sieh dort eine braune Wohlgestalt,
Ruhig kommt ein Hirsch dort aus dem Wald,
Daß der Jäger kann die Enden zählen:
„Sechzehn! — sollen's ihre Jahre sein?
Gott der Liebe, laß mich jetzt nicht fehlen!
Ha! er stürzt, halloh! nun ist sie mein!"

II.

Mischka spielt zu einem Hochzeitreigen,
Lustgelächter, Sporen, Gläser, Geigen
Brausen wild im Edelhaus zusammen;

Und die Tänzer schießen durcheinander,
Um das Brautpaar, sturmgejagte Brander
Auf dem Meer der Lust in hellen Flammen.

Trauben, die des Sommers Strahl und Glut
Eingesogen in ihr Blut,
Strömen den empfangnen Himmel wieder
Den Magyaren in die Glieder.
Frauen, prangend in der Jugend Glanz,
Schweben durch den Saal im raschen Tanz,
Und im Fluge heller Liebesblicke
Zünden sich die seligsten Geschicke.

Ha! Musik! wie waltet Mischka's Bogen!
In den Rausch wird jedes Herz gezogen,
Jeder Tropfen Weines scheint zu klingen,
Jedes schöne Auge laut zu singen.
Ist die Braut auch schon entschleiert,
Noch drei Tage, noch drei Nächte
Wird die Hochzeit fortgefeiert
Von dem freuderüstigen Geschlechte.

III.

Während Mischka geigt im Edelhause,
Schleicht ein Mann zur strohgedeckten Klause.
Mira steht allein und sinnend,
Ihrem Vater eine Saite spinnend,
Und sie hört, schon will der Abend dämmern,
An der Thür, erstaunt, ein leises Hämmern.
„Ach, wer pocht?" so ruft die Maid beklommen,
„Räubern kann ihr Frevel hier nichts frommen,
Und der Bettler fürchtet, bei so Armen
Koste ihm ein Scherflein sein Erbarmen!"

Doch sie hört um Einlaß Worte bitten
Von so sicher weichem Klange,
Mit so süßem Schmeichelzwange,
Daß sie öffnen geht mit schnellen Schritten;
Einen schönen Jüngling vor sich stehen
Sieht sie, wie sie keinen noch gesehen.

Und er spricht, ihr huldigend, die Worte:
„Ja, ein Bettler kam an deine Pforte,

Ach, ein Bettler ist es, schmerzlich darbend,
Doch nicht Geld, noch Brot, kein Labekrug,
Du nur, du allein bist ihm genug;
Wund ist mir das Herz und nie vernarbend.
Seit ich dich erblickt, du schönste Maid,
Treibt mich rastlos irr mein Liebesleid.
Wenn ich jage, gleich' ich selbst dem Wild,
Ueberall gejagt von deinem Bild.
Wie das Wild, verfolgt, zum Schatten trachtet,
Wie es blutend nach der Quelle schmachtet,
Zieht es mich zu deinen Füßen nieder,
In den Schatten deiner Augenlieder,
Glüht die Seele, vor dir hinzusinken
Und ein holdes Wort von dir zu trinken.
Peinlich scheint mir nun mein wildes Roß
Unter meinen Wünschen hinzuschleichen,
Wenn mein Sporn ihm stachelt in die Weichen,
Daß es hinbraust wie ein Wetterstoß,
Schleudernd blanken Schaum aufs Haidekraut,
Und die Rossehirten jubeln laut.
Wenn die Kerzen der Kapelle brennen,
Und der Priester opfert am Altare,
Bete ich von Gott, du Wunderbare,
Namen nur, die deine Reize nennen.
Dein gedenk' ich wachend und im Schlafe,
Jeder Traum, von Liebesschmerz gebunden,
Ruft nach dir und klagt dir seine Wunden,
Wie nach seiner Heimath weint der Sklave!"

Mira spricht, indem sie hold erröthet:
„Sind, o Jüngling, deine Worte wahr,
Werd' ich sein glückselig immerdar;
Täuschen sie, so hast du mich getödtet.
Eines edlen Stamms du schöner Sprosse,
Nach der Niedern treibt dich ein Verlangen;
Doch du mußt, hat dich mein Arm umfangen,
Bleiben bis zum Grabe mein Genosse!"

Wie im Land, von wannen Mira stammt,
Dort in Indien heiß die Sonne flammt,
Süße Frucht mit schnellem Strahle reifend,
Also urgewaltig, schnell ergreifend
Ist ins Herz die Liebe ihr gedrungen,
Weinend ist sie ihm ans Herz gesprungen.

Hochzeit jubelt dort im Edelhause,
Offen, mit Gepränge und Gebrause;
Hier im Hüttlein still und schlicht, allein,
Kaum belauscht von einem Dämmerschein,
Welchen durch der Scheiben trübe Blenden
Sterne nach dem Erdenhimmel senden.
Hochzeit feiernd, hat im Haus die Stille
Mit dem Dunkel traulich sich verschwistert,
Nur das Stroh des Lagers, wenn es knistert,
Spielt Musik, und zirpend eine Grille.
Vieles wird mit Worten süß begonnen,
Und vollendet in des Kusses Wonnen.
Und vorüber braust an Wort und Kuß
Draußen durch die Nacht der wilde Fluß.
Nur zuweilen ruhn und horchen beide
Nach der Marosch ungestümen Wellen,
Wie einst von der Paradieseswelde
Aufgelauscht das Wild den Tigrisquellen.

IV.

Niemand kann verlornen Harrens Schmerzen
Einem sehnsuchtsvollen Frauenherzen
Je vergelten, Niemand ihr vergüten,
Was in solchen unermessnen Stunden
Still der Wurm genagt von ihren Blüthen,
Der auch nicht, um den sie es empfunden.
Wenn er dann auch stürzt zu ihren Füßen,
Wenn er unter Thränen, tausend Küssen
Leiden und versäumtes Glück beklagt;
Schmerz hat weh gethan, der Wurm genagt.
Aber Mancher kehret nie mehr wieder,
Drückt er auch ein Herz zum Grabe nieder.

Mira! herrliches Zigeunerkind!
Schnell hast du geliebt, und welkst geschwind.
Er verrieth, verließ dich feigen Muthes,
Weil die Liebe, die sein Herz verschönt,
Ward in einer Schilderei verhöhnt
Von den Adeligen seines Blutes.
Eines Morgens kam in goldnem Rahmen
Ihm ein Bild, und das entreißt dir ihn,
Weil's dich schmäht; auch hat er schon dahin

Schnellgesprochner Liebe süßes Amen.
Stattlich zeigt das Bild auf breitem Raum
Seinen altberühmten Wappenbaum,
Wie der Stamm sich spreitet, herrlich ragend,
Ruhm und Glanz auf jedem Zweige tragend.
Neben solchem Baume, hehr und stolz,
Steht ein schlechtes, dürres Galgenholz,
Galgen hinter Galgen ist zu schauen,
Nach des Bildes Tiefe immer kleiner,
Gleichsam schwindend in der Vorzeit Grauen,
Und an jedem hangend ein Zigeuner;
Und zerstreut im grausen, dürren Walde
Sind viel schwarze Raben als Heralde;
Andre auf dem Stammbaum breit sich setzend,
An den Wappen sich den Schnabel wetzend.

V.

Mira wird mit jedem Tage blasser,
In den tiefsten Wald, auf Wildesbahnen
Flieht sie, wenn der Marosch laute Wasser
Sie zu schmerzlich jener Nacht gemahnen.

Mischka klagt, doch fern, daß er verdamme
Seines Kindes unglücksel'ge Triebe,
Weil bei ihm und seinem wilden Stamme
Frei und heilig gilt des Menschen Liebe.

Weinend sinkt sie oft am stillen Teiche
Vor den Göttern hin um Trost und Hilfe;
Und so fand man sie, das starre, bleiche
Antlitz eingedrückt dem grünen Schilfe.
Und der Jüngling, der ein Herz gebrochen,
Läßt ein andres schon an seinem pochen.

Mischka stiehlt sich in den Stall des Grafen
Mitternachts — die müden Knechte schlafen —
Leise tastend schleicht der Pferdekenner,
Prüfend Mähn' und Schweif, von Roß zu Roß,
Bis sein Griff erkennt den schnellsten Renner,
Drauf der Graf jüngst durch die Haide schoß;
Und er schneidet sacht mit scharfer Scheere
Haare aus dem Schweif der edlen Mähre,

Zu behaaren seinen Fiedelbogen,
Denn es kommt die Hochzeit angezogen;
Mischka hat, bevor er's Freie sucht,
Still des Rosses Hufe noch verflucht.

VI.

Wieder soll zu einem Hochzeitreigen
Der Zigeuner frische Tänze geigen;
Cimbal, klinge hell vom Hammerschlage!
Clarinette, schmettre ins Gelage!

Im Hußarenwamms, vielfach geflickt,
Mit verblichnem Golde reich gestickt,
Und geziert mit mottenhaftem Brame,
Nähert Mischka sich dem Bräutigame.
Und er spricht mit bückendem Verneigen
„Möcht' es Eurer Herrlichkeit gefallen,
Eh' die frischen Tänze hier erschallen,
Mich zu hören erst ein Solo geigen.
Damit möcht' ich Eure Gunst erwerben;
Hab's zu Eurem Ehrentag erfunden,
Schön ist's, Herr, so herzlich tief empfunden,
Daß vor Lust der Hörer möchte sterben."

„Sei gewährt der Bitte," spricht der Graf,
Den das Auge des Zigeuners traf,
Hell, wie eines Seelendolches Blinken,
„Spiele, sollst dafür Tokayer trinken!"
Stille wird der Saal, wie Mira's Gruft;
Alles hat um Mischka sich geschaart,
Und er läßt den Bogen, frisch behaart,
Wie versuchend, sausen durch die Luft.
Plötzlich streicht er durch die Saiten alle,
Und durch alle Herzen, schnell bemeistert;
Seine Geige in der Freudenhalle
Hat zur Rachegöttin sich begeistert.
Frevler! horch! in diesem süßen Liede
Säuselt und verweht der Unschuld Friede; —
Hörst du, wie der Blitz der Liebe zündet?
Wie ihr ganzes Herz in deines mündet? —
Jener Brautnacht unermeßne Wonnen,
Wie sie in ein Meer von Schmerz zerronnen? —

Stürmen hörst du der Verlassnen Klagen;
Hörst den Wurm an ihrer Blüthe nagen; —
Horch, wie sie, zum Tod schon auf der Flucht,
Weinend dich durch alle Wälder sucht;
Wie sie alle Götter ruft um Hilfe,
Bis sie todt zusammenbricht im Schilfe. —
Furchtbar läßt der Alte deinem Lauschen
Durch die Saiten die Vergeltung rauschen! —
Aus dem Saal ist jede Lust gewichen,
Dunkles Weh durch alle Herzen schlägt;
Und nicht wissend, was sie tief bewegt,
Hat die Braut sich weinend fortgeschlichen.

Von der Macht gejagt des Racheschalls,
Eilt der junge Bräutigem zu Rosse,
Sprengt in finstrer Nacht aus seinem Schlosse,
Stürzt und bricht im Graben sich den Hals.
Die Zigeuner leeren ihre Neige,
„Gute Nacht!" — Früh sieht ein Hirtenknab
Mischka stehn an seines Kindes Grab
Und hinein verscharren seine Geige
Meisterlos zerstreut sich seine Bande,
Und fortan sah Niemand ihn im Lande.

Johannes Ziska.

Bilder aus dem Hussitenkriege.

I.

Ruhig ist der Wald bei Trocznow
In der abendlichen Stunde,
Alle Wipfel sind so stille,
Wie die Wurzeln tief im Grunde.

In Gedanken naht ein Reiter,
Um den Arm den Zaum geschlungen,
Schlendernd senkt den Kopf sein Rappe
In Gedankendämmerungen.

Plötzlich hält der Reiter inne,
Wie erwacht aus einem Traume,
Schreitet ab, und zieht den Degen,
Spricht an einem Eichenbaume:

Hier an dieser festen Eiche
Hat in einer Wetternacht,
Ueberrascht von scharfen Wehen,
Mutter mich zur Welt gebracht.

Nur der Wald vernahm ihr Kreißen,
Windsbraut war die Hebeamme,
Und sie goß dem Kinde segnend
Uebers Haupt die Blitzesflamme.

Für Geschosse mich zu stärken
Und ein hartes Heldenloos,
Schlug der Hagel meiner Mutter
In den schmerzgesprengten Schooß.

Donner war mein erstes Hören,
Sturm mein erster Athemzug;
Als ein rauher Wettersäugling
Nehm' ich meinen Heldenflug.

Huß! an dieser festen Eiche
Schwör' ich Rache deinem Tod;
Huß! vom Blute deiner Schergen
Wird es bald auf Erden roth.

Huß! so reich aus ihren Adern
Soll das Blut zu Boden laufen,
Daß es hundertmal dir könnte
Löschen deinen Scheiterhaufen.

Huß! vom Brandschutt ihrer Burgen
Soll die Erde schwarz sich färben;
Wo ich einen Priester treffe,
Soll er fallen, soll er sterben.

Rothgebeizt von Raucheswolken
Soll des Himmels Aug' sich trüben,
Weil sie durften solchen Frevel
Ihm ins Angesicht verüben.

Mir im Herzen brennt ein Funken
Huß! von deinem Todesfeuer,
Unauslöschbar; wie der Frevel
Sei die Rache ungeheuer.

Mann des Lichtes, Mann der Freiheit,
Bester, den die Welt getragen,
Schnöd verrathen, hingerichtet! —
Mordend will ich um dich klagen.

O wie still die Lüfte Böhmens
Horchen meinem Racheschwören,
Und die vaterländ'schen Blätter
Wollen mein Gelübde hören.

Leib und Seele will ich brauchen,
Schwert und Flammen und Geschoß,
Bis ich sterbe — hör' es, Böhmen!
Stille! stampfe nicht, mein Roß!

II.

Frühling, schönster Held auf Erden!
Wonniglich sind deine Kriege
Gegen starre Todesmächte,
Wie holdselig deine Siege!

Sieh, dort kommt ein Held, ein rauher,
Deinem Walde zugeritten,
Freudig tanzt der Staub zum Himmel
Ueber seines Rosses Tritten.

Heiße festlich ihn willkommen,
Lenz, in deinen grünen Hallen,
Laß ihm deine reinste Quelle
Huldigend zu Füßen fallen;

Sprenge Duft aus Blumenkelchen,
Rühre deine süßen Flöten,
Und entzünde Freudenfackeln,
Pappeln an den Abendröthen;

Bette Moos für seine Mannen,
Tränk' und füttre seine Rosse;
Denn der Held, den du bewirthest,
Frühling, ist dein Stammgenosse. —

In die Buche holden Namen
Ritzte hier verliebtes Härmen,
Daß ihn Blüthenhauche küssen
Und die Vöglein ihn umschwärmen;

Ziska will den Namen „Freiheit“,
Der sein Herz zu Thaten schwellt,
Tief mit seinem Heldendegen
Schneiden in das Mark der Welt.

Seine Brautfahrt gilt der Freiheit,
Rache ist die starre Rüstung,
Die er trägt auf seinem Gange,
Seine Werbung heißt Verwüstung.

Ziska bringt als Morgengabe
Seinen Leichenschatz ihr dar,
Hussens Schatten sei der Priester;
Flammen bauen den Altar.

Frühling, sieh, von seinem Rappen
Hat der Wilde sich geschwungen,
Und er sucht ein kurzes Schlummern
In des Waldes Dämmerungen.

Seine Krieger rings am Boden
Haben sich um ihn gelagert,
Gierig weiden schon die Rosse,
Müd, vom Schlachtenritt gemagert.

Mahlzeit halten die Hussiten
Fröhlich in der Abendkühle,
Es versinken ihre Panzer
In des Mooses weiche Pfühle.

Vögel singen durch die Schatten,
Locken Schlummer auf die Wimpern,
Und melodisch säuselnd, rauschend,
Im Gezweig die Lüfte klimpern.

Ziska's Auge blicket schläfrig
Durchs Entspinnen eines Traumes
Nach dem abendrothen Stamme
Dort des alten Eichenbaumes;

Zweifelnd mischen Aug' und Seele
Ihren Blick in Eins zusammen:
Ist's die Sonne? ist's ein Blutstrom?
Steht dort eine Burg in Flammen?

Und womit ihm Maienlüfte
Ueberstreuen Bart und Locken,
Weiß er nicht mehr im Entschlummern,
Ob es Blüthen, Aschenflocken?

Mann und Roß hier, schlummernd, weidend,
Lenz, erquicke sie und stärke
Sie zur heißen Heldenarbeit,
Zu dem blut'gen Frühlingswerke.

Lenz, wie dich und deine Wonnen
Stürme zur Nachtgleiche melden,
Hat dein Bruder Geistesfrühling
Sich vorausgesandt den Helden.

Ziska ist erwacht; es duften,
Klingen rings um ihn die Schatten,
Gleich als wollten sie des Helden
Zorn in weicher Luft bestatten;

Doch, zum Aufbruch schon gerüstet,
Weckt er stoßend in sein Horn,
Aus des holden Lenzes Armen
Seine Krieger, seinen Zorn.

III.

Wer zum heil'gen Kampf berufen,
Ist glückselig dann zu preisen,
Wenn vor sich er seinen Feind hat,
Draufzuschlagen mit dem Eisen;

Wer nicht streitet nur mit Worten,
Die er zweifelnd muß vertrauen
Windeslaunen, Wetterlaunen;
Wer da weiß, wohin zu hauen.

Ziska, wildbeherzter Böhme!
Schwinge fröhlich Lanz' und Keule!
Bürgen sind wir deines Wirkens
Ströme Bluts und Sterbgeheule. —

Wieder hat er, Tod vergeudend,
Einen Tag hindurch geschlagen,
Möchte in der Nacht und Kühle
Weiter fechten mit Behagen.

Vorwärts treibt er seine Schaaren
Auf den nachtverhüllten Pfaden,
Um der Freiheit, seinem Liebchen,
Aufzuspielen Serenaden

Mit der Feldschlacht, seiner Orgel,
Die er weiß so stark zu greifen;
Pfaffenvolk und Fürstenknechte
Sind die gellen Orgelpfeifen.

Doch es dunkelt tiefer immer
Ein Gewitter in die Schlucht,
Nur zuweilen über's Thal weg
Setzt ein Blitz in wilder Flucht.

Hemmend lagert sich das Dunkel,
Um die Wagenburg, die Rosse,
Die Geschirr' im Winde rasseln
Und die Bündel der Geschosse.

Ziska spricht: „O wie so flüchtig
Dieser schöne Blitz entfährt!
Könnt' ich doch hier an die Tanne
Nageln ihn mit meinem Schwert!

„Daß ich Gottes Welt befreie,
Zahle heim die Racheschuld,
Brüder, könnt euch doch das Feuer
Leuchten meiner Ungeduld!" —

Ha! ein Blitz, ein sonnenheller!
Herrlich strahlen aus der Nacht
Der Hussiten Schreckgestalten,
Ziska's Herz in Freude lacht.

Donner rollen, fernverhallend,
Aus des Himmels tiefster Brust,
Dem Gewitter lauscht der Feldherr,
Nachtgebannt, mit Neideslust:

„Könnt' ich fliegen wie die Wolken,
Nachts in ungehemmter Eile!
Könnt' ich auf verschanzte Sünder
Schießen meine Todeskeule!" —

Festgekoppelt stehn die Rosse,
Stampfend im Gewitterregen,
Manche Streiter, schlachtermüdet,
Schnarchen unter ihren Wägen;

Andre, lagernd im Gebüsche,
Singen Taboritenchöre;
Ziska harrt des Morgengrauens
Unter einer alten Föhre.

IV.

In des Donners Klängen lauschet
Ziska der verwandten Seele,
Als ein Mann ihm naht behutsam,
Sprechend aus gedämpfter Kehle:

„Welche Wonne muß durchs große
Herz dem Donnergotte wallen,
Wenn er läßt die starke Stimme
Jauchzend durch die Lüfte schallen!

Welche Wonne in der Feldschlacht
Glüht durchs edle Heldenmark
Einem Mann wie du, o Ziska,
Der so haßt und ist so stark!

Aber süßre Wonne gibt es,
Als sie wird dem Helden kund,
Der, wie Wetter kalte Schloßen,
Leichen hagelt auf den Grund:

Süßre Wonne, Liebeswonne;
Hat dein Herz ihr nie geschlagen,
Als du einst am Königshofe
Lebtest in beglückten Tagen?

Königin Sophia sandte
Mich zu dir und deinem Grimme,
Daß ich in der Brust dir wecke
Eine holde Friedensstimme;

Königin Sophia sendet
Einen Gruß dir und die Kunde:
Isabella, die du liebtest,
Trauert sich um dich zu Grunde.

Als ich scheidend stieg zu Rosse,
Sah ich noch die Edeldame
Senkend ihr gebleichtes Antlitz,
Still verzehrt von Liebesgrame.

Eilend spornt' ich meinen Renner,
Denn die schönste Frau indessen
Welket rasch und unaufhaltsam,
Stirbt, wenn du sie hast vergessen.

Kehre heim, dir ist vergeben;
Laß des Glaubens wilde Streiter,
Nimm der Liebe sichern Himmel,
Denn dir winkt vielleicht kein zweiter."

Also flüsternd sprach der Bote,
Scheu sich schmiegend an die Föhre;
Ihm entgegnet Ziska leise,
Daß es kein Hussite höre;

„O sie sterbe! als das reinste
Opfer sei sie hingegeben
Für die Freiheit, der ich opfre
Jede Freude, all mein Leben.

Isabella, Stern der Liebe,
Sinke! — meinem Pfade muß
Leuchten nur des Zornes Fackel; —
Bring' ihr meinen letzten Gruß!

Doch nun raffe dich von hinnen,
Eile, Bote, und entweiche,
Weil du nanntest einen Namen,
Der dich schützt vor meinem Streiche!"

V.

Gerne sehn wir schöne Spiegel
Im Gemache schöner Frauen;
Möge froh ihr holdes Antlitz
Ihnen draus entgegenschauen!

Hat ja selbst Natur, die ernste,
Nichts so schön gemacht auf Erden,
Wie den Spiegel, drin sie anschaut
Ihre Züge und Geberden.

Sie betrachtet durch des reinen
Menschenauges Zauberspiegel
Ihrer Züge schöne Räthsel,
Wie ein lächelnd Gottessiegel.

Rings hinaus in alle Weiten
Ist das Weltmeer hingegossen,
Doch ein Ocean der Tiefe
Ist das Auge, eng umschlossen.

Welten schwimmen auf den Fluten
Dieses Meers an uns heran,
In den ew'gen Geist hinunter
Reicht der stille Ocean.

Lieben kann ich Ungeschautes,
Klang es hold mir; doch anbeten
Werd' ich nur, was schön und göttlich
Vor das Auge mir getreten.

Schauen ist die höchste Wonne;
Wehe, wer das Licht verloren!
Jedes Glück ist seinem Dunkel
Wie ein Grüßen vor den Thoren;

Jeder Schmerz wird doppelt heftig
In die Brust dem Blinden schlagen,
Weil die Mächte ihm des Lebens
Jeden stillen Trost versagen.

Weinen hört er die Entrückten,
Lachen hört er sie beklommen,
Doch der Wehmuth stilles Lächeln
Und ihr Trost ist ihm genommen.

Tiefer stürzt der Schmerz beim Anruf,
Gleich dem Hirsche, dem erschrocknen,
In die Wildniß; doch das stumme
Lächeln kann das Auge trocknen.

Ziska hat gen Raby's Mauern
Seines Heeres Sturm gewendet,
Als ein Pfeil ihm auch das zweite
Auge trifft, er ist geblendet.

Tiefer wird er nun betrauern
Hussens Tod, des edlen Helden,
Heißer, wilder, schreckenvoller
Wird sein Zorn der Welt sich melden.

VI.

Ragend steht der blinde Führer
Ziska dort auf seinem Wagen,
Mit der Donnerstimme herrschend,
Wie die heiße Schlacht zu schlagen.

Steht ein Hauptmann ihm zur Linken,
Und ein andrer ihm zur Rechten,
Schildern ihm den Ort getreulich,
Wo es gilt, den Kampf zu fechten.

Lager, Zahl und Zug der Feinde
Melden sie, daß er befehle;
Alles schaut er klar im Strahle
Seiner lichten Feldherrnseele.

In den Tagen, eh' der Pfeilschuß
Ihm geraubt das Augenlicht,
Blickt' er scharf dem Vaterlande
Ins geliebte Angesicht;

All' die Wälder, Ström' und Buchten,
Thalgewind' und Bergesrücken
Eilt er damals dem Gedächtniß
Unauslöschlich einzudrücken.

Und der Genius der Rache
Weiß im Finstern zu erspähen
Jedes Grundstück, wo am besten
Feindesleichen hinzusäen.

Dunkelt auch um Ziska's Körper
Tiefe, schimmerlose Nacht,
Gängelt er doch mit dem Geiste
Leicht sein wildes Kind, die Schlacht.

Hüben lenkt die Nacht des Leibes,
Drüben Geistesnacht die Krieger;
Noch in keiner Schlacht bezwungen,
Bleibt auch heute Ziska Sieger.

Ha! wie lauscht dem Kampf der Blinde!
Er erkennt im Sturm der Luft
Jede Waffe an der Stimme,
Wie herbei den Tod sie ruft.

Wildharmonisch seinem Ohre
Rauscht das Ringen zweier Heere,
Waffen, Schlachtruf, Ziska's Leiblied,
Und im Hinsturz Mann und Mähre.

Freudig hört er, wie die Knechte
Sigismunds hinüberfahren,
All die sächsischen Geschwader
Sammt den ungrischen Hußaren.

Und dem wilden, blinden Ziska
Geht im Heldenrausch der Ohren
Doch die klare Feldherrnruhe
Seines Geistes nie verloren.

VII.

Durstig zieht die Caravane
Durch die Wüste, sucht die Quelle;
Horch! da rauscht auf grüner Matte
Die ersehnte, frische, helle!

Nach dem süßen Brunnenklange
Stürzen alle froh und eilig,
Doch sie sollen hier nicht trinken,
Denn es ist der Brunnen heilig.

Auserwählte Männer nahmen
Die Oase sich zu eigen,
Niemand sonst, wie heiß er schmachte,
Darf zum Quell die Lippen neigen.

Wächter stehen vor der Quelle
Reichen, gottvergossnen Wonnen;
Doch der Wüstendurst ist mächtig,
Schwerter klirren um den Bronnen.

Und mit kampferhöhtem Durste
Stürzen an den Quell die Sieger,
Und sie trinken gierig, hastig,
Wie das heiße Blut der Tiger.

Mancher, schon vom Schwert getroffen,
Schlürft noch einen vollen Zug,
Um die Seele zu erfrischen
Auf den weiten Scheideflug.

Tigerhaft gereizten Durstes
Schmachten Ziska's Kampfgenossen
Nach dem Kelch des Abendmahles,
Den die Priester streng verschlossen.

Furchtbar rufen sie den Priestern:
„Habt ihr Christi Werk auf Erden,
Uns das Sakrament verstümmelt,
Sollt ihr selbst verstümmelt werden!“

Jauchzend schwingen sie die Kelche
Nach der Schlacht auf offner Wiese,
Mancher sterbend riecht im Weine
Blumen schon im Paradiese.

Mit dem Blut des Liebevollsten
Will des Hasses Glut sich laben;
Drüben aber werden Todte
Von Verstümmelten begraben.

Wenn der lang und schwer Bedrückte
Freiheit sucht, so haßt der Wilde
Und zerbricht, wie andre Schranken,
Auch des eignen Herzens Milde.

VIII.

O wie ward der Tod ein andrer,
Als die Griechen ihn geschildert!
Aus dem milden Götterboten
Ist zum Schreckbild er verwildert.

Als ein Genius, der die Reise
Sterblichen verkünden soll,
Seine Hand zur Wange haltend,
Stand der Tod gedankenvoll;

Oder zeigte, mildsymbolisch,
Daß die Erdenlust zu Ende,
Löschend die gestürzte Fackel,
Kreuzt' er drüber seine Hände.

Leise trat sein Fuß die Psyche;
Wie der Freund dem Freund ein Zeichen
Leise gibt, vom Festgelage
Ohne Störung fortzuschleichen.

Schlaf und Tod als Zwillingsbrüder
Standen oft auf einem Bilde;
Beiden, ach, so weit Verschiednen
Gleiche Bildung gab die Milde.

Zweifelhaft erschien der Genius,
Fragen sollte der Beschauer:
Ist's der Schlaf und die Erholung?
Ist's das Sterben und die Trauer?

Nur zuweilen ward gesondert,
Und das herbre Bildniß trug,
Daß der Blick den Tod erkenne,
Falter, Kranz und Aschenkrug.

Dort den Charon sieht der Grieche
Noch in späten, rauhern Zeiten
Mit der dunkeln Schaar der Seinen
Ueber das Gebirge reiten;

Ihm voraus die Jungen wandern,
Alte kommen nachgeschlichen;
Und gereiht am Sattel sitzen
Zarte Kinder, frühverblichen. —

Heiter kam er noch als Fiedler,
Sein Gesinde trat den Reigen,
Und zu Lust und Tanz von hinnen
Rief sein Pfeifen, helles Geigen. — —

Thanatos, ach, ward ein Krieger,
Auf die Opfer Speere schwingend;
Ein Athlet, auf glattem Boden
Jeden Helden niederringend;

Thanatos, der edle Genius,
Ist zum Sensenmann verbauert,
Mäht den Menschen, einen Grashalm,
Der zur Erde niederschauert.

Fischer, mit dem leisen Köder,
Angelt er im Meer der Luft;
Legt uns Schlingen als ein Vogler,
Der mit falschen Stimmen ruft.

Nur noch feindlich naht der Wilde,
Drohend, ins Verderben lockend,
Auch dem Menschen wie ein Kobold,
Irrwisch auf dem Halse hockend.

Gräßlich naht uns mit der Sense,
Schreck- und Vorbild, das Gerippe;
Für ein mildes Lächeln hat es
Keine Wange, keine Lippe. —

So in wechselnden Gestalten
Macht der Tod die Erdenrunde;
Heute aber geht im Heere
Sigismunds die Schreckenskunde:

„Weil den Ziska, schlachtermüdet,
Leichter Schlummer überkommen,
Hat der Tod, ihn zu ersetzen,
Seine Rüstung umgenommen;

Denn unwiderstehlich jeden,
Der ihm naht im Schlachtgebraus,
Winkt der schwarze Helmbusch Ziska's
In die ew'ge Nacht hinaus."

IX.

Finster sitzt, abseit vom Heere,
Ein Hussit im Walde dort,
Einsam in des Baches Rauschen
Murmelt er sein Trauerwort.

Waschend in der Flut die Waffen,
Ruft er: „Heule, Bächlein, heule!
Ziska liegt im Zelte sterbend,
Schwingt nicht Lanze mehr, noch Keule!

Ziska liegt in seinem Zelte,
Sterbend liegt er auf dem Grunde;
Doch es ist kein Weibgeborner,
Der ihm schlug die Todeswunde.

Ha! wie kamen sie geritten,
Einen Kampf mit ihm zu wagen,
Hoch auf schwarzen, weißen Rossen;
Alle hat er sie erschlagen.

Ja, der Tod, der andre Männer
Niederschmettert und zerschellt,
Hat dem Ziska, dem Gewalt'gen,
Feig und tückisch nachgestellt.

Heule, Bächlein, heult ihr Wälder,
Aller Welt den Schmerz zu melden,
Böhmen und der ganze Erdkreis
Sind verwaist des größten Helden." —

Ziska tröstet die Betrübten,
Die an seinem Lager trauern:
„Brüder, heute werd' ich sterben;
Doch die Thaten werden dauern.

Denn es wird in späten Tagen
Unsern Leid- und Kampfgenossen
Stärkend aus Hussitengräbern
Trost und grüner Muth entsprossen.

Darum sollt ihr meinem Tode
Stark, nicht trüb und weich erscheinen;
Habt ihr nicht gelernt von Ziska,
Keinen Todten zu beweinen?

Seid gehorsam, wackre Brüder,
Meinem letzten Tagsbefehle:
Nehmt mein Sterben, nehmt mein Scheiden
Hin mit heitrer Kriegerseele.

Hochzeit ist in diesem Zelte,
Mit der Pest bin ich getraut;
Furchtbar war Johannes Ziska,
Furchtbar auch ist seine Braut.

Mit der Rache heißen Träumen
Hat kein Weib mein Bett getheilt,
Sie allein, von deren Kusse
Nimmer wird mein Herz geheilt.

Daß ein Theil von mir noch immer
In der Schlacht den Muth euch wecke,
Spannet lustig auf die Trommel
Meines Leibes kalte Decke.

Ha! schon hör ich Schlachten brausen;
Fliehend geben sie die Sporen,
Da den Feinden mein Vermächtniß
Schrecken trommelt in die Ohren."

Also sprach er, wieder sinkt er
In den Traum der Fieberhitze,
Tummelt mitten in der Feldschlacht
Seine Keul' und Lanzenspitze.

Alle, die sein Arm getödtet,
Tödtet er im neuen Strauß,
Alle, die schon längst im Grabe,
Müssen noch einmal heraus.

Ja! heraus! heraus! Hußaren!
Panzerdicke deutsche Reiter!
Ziska kolbt euch eure Tage
Kürzer und die Köpfe breiter.

Reichen Schnee zur Erde nieder
Ließ der Himmel Böhmens fallen,
Daß der Feinde Blut in grellem
Abstich möge drüber wallen.

Ziska bohrt die Lanzenspitze
Tief den Feinden ins Gedärme,
Daß vom Frost des harten Winters
Sich das Eisen gütlich wärme.

Der beglückte Wahn des Traumes
Gab ihm seine Augen wieder,
All die Pfaffen, Fürstenknechte
Schaut er klar und haut sie nieder.

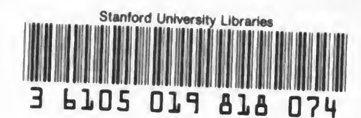
Also träumt er, also kämpft er,
Bis die letzte Kraft geschwunden,
In der Schlacht ein Held verscheidend,
Unversehrt, unüberwunden.

[illegible] 133

[illegible] 158.

[illegible] 202. 207.


ORD UNIVERSITY Y


Stanford University Libraries
3 6105 019 818 074



